

Völkerpsychologie

Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze

von

Sprache, Mythos und Sitte

von

Wilhelm Wundt

Achter Band

Die Gesellschaft

Zweiter Teil



Alfred Kröner Verlag in Leipzig

1917

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, werden vorbehalten.

Inhalt.

iertes Kapitel. Die politische Gesellschaft.	Seite
1. Übergänge vom Stamm zum Staate	1
a. Mannigfaltigkeit der Übergangsformen	1
b. Der Stammesstaat der Irokesen	9
c. Stammesstaat und Geschlechterstaat	22
2. Ehe und Familie im Zeitalter der politischen Entwicklung	28
a. Morgans System der Verwandtschaftsformen	28
b. Kritik der Morganschen Theorie	31
c. Generationen- und Verwandtschaftsnamen	39
d. Formen der Wohnung und Siedelung.	48
e. Hausgemeinschaft und Markgenossenschaft	60
3. Die Entwicklung des Eigentums	65
a. Die abstrakten Eigentumstheorien	65
b. Gemein- und Sondereigentum	72
c. Besitz und Eigentum	85
d. Die magische Festigung des Besitzes	92
e. Die Völkerwanderungen und die Begründung der Ackerkultur	100
f. Das Priesterkönigtum und der Staat als Eigentum des Herrschers.	111
g. Das Eigentum und die bürgerliche Verfassung	114
4. Eigentumswechsel und Wirtschaftsverkehr	129
a. Der Tausch und die Theorie der drei Wirtschaftsformen	129
b. Der Raub als Verkehrssitte	130
c. Die Schenkung	132
d. Der Handelsverkehr	138
e. Das Geld	148
5. Der Staat und die Religion	164
a. Der Wandel der Kulte	164
b. Das Priestertum	180
c. Das Prophetentum	193
d. Staat und Kirche	198

	Seite
6. Die Gliederungen der politischen Gesellschaft	205
a. Stammesgliederung und Staat	205
b. Staat und Gesellschaft	214
c. Die freien Gesellschaftsverbände	220
d. Die unfreien Klassen der Gesellschaft	229
7. Stadtgründung und Standescheidung	255
a. Die Stadtgründung	255
b. Der Ursprung der Standescheidung	267
c. Standescheidung und Königsherrschaft	272
d. Der Stadtstaat	279
e. Die Stadt im Staate	285
8. Zur Psychologie der Staatsformen	292
a. Vom Stamm zum Staate	292
b. Wandlungen und Mischungen der Staatsformen (Monarchie, Oligarchie, Demokratie)	305
c. Die Gesetzmäßigkeit der politischen Entwicklung	320
d. Das Wesen des Staates	326
Register	337

Berichtigungen.

Band VII.

Seite	36	Anm	1	statt	Bd. 8	lies	Bd 9.
„	41	Zeile	8	von oben	statt	dieser	lies diesen
„	95	„	3	„	„	„	gefordert lies gefordert.
„	161	„	1	„	unten	„	ist lies durfte.
„	163	„	16	„	oben	„	Einwirkungen lies äußere Einwirkungen.
„	244	„	11	„	unten	„	zurückgeht lies zurückgehen

Band VIII.

Seite	15	Zeile	5	von oben	statt	sind	lies	ist.
„	27	Anm	1	nach	Fletcher und La Flesche	ist	zu ergänzen	(27. Ethnol. Rep p. 33ff.).
„	41	Zeile	13	von unten	statt	monogamische Ehe	lies	Vaterherrschaft.
„	46	„	7	„	oben	„	höchstens indirekt	lies nicht.
„	139	„	5	„	unten	„	aufnimmt	lies entnimmt.
„	180	„	2	„	oben	„	emer	lies eine.
„	180	„	4	„	„	„	der andere	lies die andere.

Viertes Kapitel.

Die politische Gesellschaft.

1. Die Übergänge vom Stamm zum Staate.

a. Mannigfaltigkeit der Übergangsformen.

Die Beurteilung der Übergänge von der Stammesverfassung zur staatlichen Ordnung wird vornehmlich durch zwei Dinge erschwert: erstens erstrecken sich Einrichtungen, deren eigentlicher Standort die Stammesorganisation ist, meist noch auf lange hinaus in die politische Gesellschaft, in der sie entweder ihre ursprüngliche Bedeutung verlieren oder durch die Macht der fortwirkenden Tradition relativ unverändert erhalten bleiben. Zweitens pflegen die Motive, die zur Bildung staatlicher Ordnungen führen, nicht gleichzeitig wirksam zu werden, sondern es machen sich bald diese bald jene zunächst geltend, während im übrigen noch die aus der Stammesverfassung überkommenen fortbestehen. Wenn demnach der Staat zwar zumeist unter der Einwirkung neuer Bedingungen entsteht, zum Teil aber auch stetig aus der Stammesordnung hervorwächst, so liegt darin zugleich begründet, daß die Mannigfaltigkeit der Übergangsformen groß ist, und daß unter ihnen nicht wenige vorkommen, bei denen man zweifelhaft sein kann, ob sie zur einen oder zur andern der beiden Grundformen der Volksgemeinschaft zu zählen seien. So kann es sich denn auch hier nicht darum handeln, diese Zwischenformen eingehender zu schildern, wie das oben für die reine Stammesverfassung, unter Zugrundelegung der hier vorbildlichen australischen Verhältnisse, versucht wurde, sondern es muß genügen, die Hauptmotive dieses Übergangsprozesses an einzelnen Beispielen herauszuheben, bei denen sie sich besonders deutlich in den Vordergrund drängen. Das Hauptgebiet, das uns solche Zwischenstufen in reicher Fülle

liefert, ist Amerika. Von den Waldindianern Brasiliens und den Bewohnern des Feuerlandes und Patagoniens, die durchaus primitive Züge sozialen Lebens aufweisen, erstrecken sich hier über außerordentlich mannigfaltige Formen einer Klan- und Gentilverfassung der Indianerstämme des Nordens und Sudens bis zu den großen Staatengebilden Mexikos und Perus Zwischenstufen zwischen Stamm und Staat, die einerseits fast bis zur Grenze eines primitiven Hordenzustandes, anderseits zu einer zwar barbarischen, aber politisch den großen Reichen der Alten Welt kaum nachstehenden Kultur heranreichen. So fugt es sich gunstig, daß, wie Australien in vielen seiner Gebiete ursprüngliche Züge der Stammesverfassung, von denen auf der ubrigen Erde fast nur noch Trummer oder dunkle Erinnerungen geblieben sind, verhältnismäßig treu bewahrt hat, so Amerika bis zu seiner Entdeckung das große Gebiet der Übergänge geblieben ist, das gerade durch seine lange Isolierung von der ubrigen Welt trotz der Wanderungen und Volkermischungen, an denen es auch hier nicht fehlte, vor den storenden Einflüssen bewahrt wurde, die die Alte Welt, und die selbst den afrikanischen Kontinent in das Getriebe unaufhörlicher gewaltiger Volkerbewegungen gezogen haben.

Um die leitenden Gesichtspunkte für die Betrachtung der hier wie anderwärts vorkommenden Übergangsformen zu gewinnen, erscheint es nun unerläßlich, sich zunächst die wesentlichen Merkmale gegenwärtig zu halten, die die Begriffe Stamm und Staat voneinander scheiden. Bei der Betrachtung der eigentlichen Stammesverfassung konnte von einer Erörterung des letzteren Begriffs aus zwei Gründen abgesehen werden: erstens, weil diese Gesellschaftsordnung nur aus ihrer Beschreibung verständlich wird, und nur diese die Motive erkennen läßt, die ihre Entstehung wie Erhaltung bedingen; und zweitens, weil der Charakter der Stammesverfassung ebenso erst aus ihrem Verhältnis zum Staate seine volle Bedeutung gewinnt, wie umgekehrt dieser aus dem Gegensatz zu jener und aus den Umwandlungen, die von der einen zur andern Gesellschaftsordnung hinüberfuhren, in seiner tieferen Bedeutung verständlich wird. Dafür liefert die alte, noch immer nicht verschwundene Theorie von der Ursprünglichkeit des Staates,

die diesen entweder als überhaupt nicht entstanden oder aus einer urplotzlichen EntschlieÙung hervorgegangen ansieht, das sprechendste Zeugnis. Da aber in Wirklichkeit, wie jeder Zustand der Gesellschaft aus dem vorangegangenen, so der Staat aus dem Stamm unter dem Hinzutritt neuer äußerer und innerer Bedingungen geworden ist, so erhellt hieraus zugleich, daß diese beiden Grundformen menschlicher Gemeinschaft in ihrem Verhältnis zu einander erfaßt werden müssen, um sie nach ihrer Bedeutung für das Ganze der menschlichen Entwicklung würdigen zu können. Jede dieser Gesellschaftsordnungen unterscheidet sich nun positiv wie negativ von der andern: die Stammesordnung besitzt Einrichtungen, die dem Staate verloren gegangen sind, und der Staat treibt neue Schöpfungen hervor, die in der Stammesverfassung fehlen. So empfängt schließlich jede dieser Formen der Gemeinschaft durch die andere ihre nähere Beleuchtung, vor allem aber kann die Entwicklung des Staates trotz der sie durchkreuzenden individuellen Willensantriebe in ihrer Gesetzmäßigkeit psychologisch nur auf der Grundlage der Motive verstanden werden, die sich aus der unter einfacheren Bedingungen entstandenen Stammesverfassung ergeben.

Will man jedoch, wie es die Aufgabe einer solchen volkerpsychologischen Betrachtung ist, jene singularen Bedingungen ausschalten, die in die geschichtliche Entwicklung des Staates überall eingreifen, so wird offenbar das Hauptgewicht auf die Momente zu legen sein, in denen der Staat die in der Stammesverfassung vorhandenen Formen des Zusammenlebens weiterbildet, eben damit aber ein Neues hervorbringt, zu dem gleichwohl in dem Vorangegangenen bereits die Anlage gegeben ist. Es wird sich mit andern Worten auch hier darum handeln, das Prinzip der Heterogenie der Zwecke in seiner in dem Übergang von Stamm zu Staat sich betätigenden Gesetzmäßigkeit zu verfolgen, jener Gesetzmäßigkeit, vermöge deren das neu Geschaffene im allgemeinen niemals vorausbestimmt werden kann, bevor es irgendeinmal wirklich eingetreten und demnach tatsächlich bekannt ist, wogegen umgekehrt die Forderung besteht, daß jeder Vorgang nach seinem Eintritt im Prinzip vollständig in seine Motive zerlegbar sein muß. Wenn diese rückwärts gerichtete Interpretation des Geschehens in vielen Fällen

unmöglich ist, so ist das an sich kein Mangel, der unserer Erkenntnis des geistigen und des geschichtlichen Lebens an sich anhaftet, sondern es ist genau der gleiche Mangel an vollständiger Kenntnis der Tatsachen, der unsere Naturerkenntnis nicht minder beeinträchtigt, wo immer wir den engen Umkreis einfachster Zusammenhänge überschreiten. Unter dieser Beschränkung auf gegebene Zusammenhänge einfachster Art gilt aber für die Elemente des geistigen Lebens dasselbe. Nur unterscheidet sich dieses überall dadurch, daß es den geistigen Erzeugnissen Eigenschaften mitteilt, die in den Komponenten noch nicht enthalten waren, deren kausale Gesetzmäßigkeit sich aber darin bekundet, daß auch sie in den einfachsten Fällen regressiv vollständig auf ihre Komponenten zurückzuföhren sind und bloß da, wo uns die Kenntnis dieser Komponenten selbst abgeht, dies nur unzulänglich gestatten. So muß also auch für die Entstehungsgeschichte des Staates festgehalten werden, daß er weder eine Schöpfung aus nichts, noch eine willkürliche, durch einen zufälligen Entschluß entstandene Erfindung ist. Vielmehr ist auch er ein Produkt strenger Kausalität; aber indem sich diese Kausalität des geistigen Lebens, wie uns schon eine einfache Sinneswahrnehmung lehren kann, überall in der Bildung von Resultanten bewegt, die neue und doch in völlig gesetzmäßiger Weise aus den Komponenten abzuleitende Eigenschaften besitzen, liegt darin der durchweg regressive Charakter der Interpretation des geistigen Lebens auf allen seinen Gebieten von den vergangenen Gebilden des Einzelbewußtseins bis zu den großen und dauernden Umgestaltungen des geschichtlichen Lebens begründet. Es bleibt dagegen ein unzulässiges Verfahren, an die Stelle dieser in dem Ganzen des Seins und Geschehens begründeten Gesetzmäßigkeit die vermöge der Abstraktion von dem geistigen Inhalt der Dinge notwendig unvollständige Naturkausalität, also an die Stelle des realen Zusammenhangs der Wirklichkeit einen abstrakten Teil derselben zu setzen, oder aber dem gesamten geistigen Leben überhaupt die Gesetzmäßigkeit und damit eigentlich auch die Wirklichkeit abzusprechen. Denn Gesetzmäßigkeit und Zusammenhang des Geschehens sind zusammenfallende Begriffe, da das Einzelne erst durch den nach Gesetzen geordneten Zusammen-

hang, in dem es steht, sein eigenes Dasein endgültig erweist. Ein rein autonomes, isoliert dastehendes Sein wurde von dem Schein ebensowenig wie das vollig singuläre, nur für ein einzelnes Ereignis gültige Gesetz von dem Zufall zu unterscheiden sein. Begreifen läßt sich daher die Wirklichkeit, von welcher Seite man ihr auch nahetreten mag, nur als ein Ganzes, das in allen seinen Teilen zusammenhangt, und für das wir selbst da, wo sich die Verbindung verbirgt, eine solche voraussetzen. In diesem Sinne sind daher auch die aufeinander folgenden Formen der Gesellschaft, insbesondere der Stamm und der Staat, gleichzeitig Neuschöpfungen und Erzeugnisse der vorangegangenen Entwicklungen. Dies bekunden denn auch die Übergangsbildungen zwischen beiden, indem hier an vielen Stellen die eine Form stetig in die andere übergeht, während diese doch zugleich als eine Neubildung erscheint.

Dieser Stetigkeit der Entwicklung entspricht es nun, daß die den Stamm und den Staat kennzeichnenden normativen Begriffe Sitte und Recht für beide verschieden und dennoch unauflöslich aneinander gebunden sind. Die Sitte ist mit dem Dasein einer menschlichen Gemeinschaft von selbst gegeben. Denn Gemeinschaft ist überhaupt da nur vorhanden, wo dauernde Normen das Leben der einzelnen übereinstimmend ordnen. Demnach wendet sich die Norm der Sitte unmittelbar an den einzelnen, mittelbar erst, insofern sie jeden einzelnen trifft, an alle. Demgegenüber ist das Recht ein Inbegriff von Normen, die unmittelbar das Leben der Gemeinschaft selbst ordnen, und damit erst mittelbar das ihrer einzelnen Mitglieder, die das Recht überall nur im Hinblick auf ihre Zugehörigkeit zur Gemeinschaft berücksichtigt. Mag darum immerhin das Recht aus der Sitte entstehen, es ist deshalb doch keineswegs etwa bloß eine verstärkte Norm der Sitte, sondern es ist das Produkt eines einheitlichen, in der Gemeinschaft erwachten Gesamtwillens. Diese Willensmacht ist es aber, die das Recht ebenso gegenüber der Sitte, wie sie den Staat gegenüber der Stammesverfassung kennzeichnet. Dagegen bildet die Zwangsgewalt des Rechts und des Staates kein kennzeichnendes Merkmal. Zwar steht der Rechtsordnung der Zwang zu Gebot, und dieser wird von der Gemeinschaft selbst als dem Träger des Rechts aus-

geübt; aber die Sitte verfügt besonders in Zuständen der Gesellschaft, die der Ausbildung der staatlichen Rechtsordnung vorausgehen, nicht minder, ja, weil die Sitte sich weit mehr über alle einzelnen Lebensgebiete erstreckt, zumeist über druckendere Zwangsmittel. Daß der Naturmensch freier in unserem Sinne des Wortes sei als der Kulturmensch, gehört zu den längst überwundenen Irrtümern der Frühromantik, da es vielmehr kein größeres Palladium der Freiheit gibt als der »Zwang der Rechtsordnung«. Dagegen liegt gerade darin der empfindlichste Zwang, daß das Gebot der Stammesordnung jeden einzelnen in allen Lebenslagen unnach-sichtlich und ohne Rücksicht auf irgendwelche allgemeine Zwecke begleitet. Das kann aber die Sitte nur leisten, weil sie selbst keine einheitliche Willensmacht, sondern, wie besonders deutlich der Charakter der auf ihr ruhenden Stammesverfassungen lehrt, als ein Aggregat einzelner auf mannigfachen mythologischen und sozialen Motiven beruhender Regeln entstanden ist, das den Schein plan-voller Zweckmäßigkeit erwecken kann, subjektiv aber einen solchen durchaus nicht besitzt. Vielmehr ist es einerseits die relative Einfachheit der Lebensbedingungen, anderseits die übereinstimmende Lebensanschauung der einzelnen, die hier unabhängig und zu verschiedenen Zeiten entstandene Einrichtungen zu einer äußeren Einheit verbindet. Darum ist die Erfindungstheorie gerade der Stammes-verfassung gegenüber, auch abgesehen von ihrer psychologischen Unwahrscheinlichkeit, schon deshalb unmöglich, weil sie diese als eine der staatlichen vollkommen entsprechende Rechtsordnung und noch dazu als eine solche höchster Stufe auffaßt, trotzdem sie in ihrem ganzen Aufbau wie in den Bedingungen ihrer Entstehung ein von einer planmäßig aus einem Gedanken geschaffenen Staatsverfassung total verschiedenes Bild bietet. Vor allem tritt aber auch die Unmöglichkeit dieser Verbindung heterogener Begriffe bei den unten zu schildernden Übergangsformen in dem Kontrast zwischen den in die Mischung eingehenden alten Stammes-ordnungen und den Anfängen einer neuen, aus hinzugekommenen politischen Motiven entspringenden Rechtsordnung schlagend hervor.

Scheiden sich auf solche Weise Sitte und Recht in doppeltem Sinne, die Sitte als ein Ursprüngliches, das Recht als ein Gewordenes,

die Sitte als eine Summe übereinstimmender individueller Willensrichtungen, das Recht als ein Gesamtwille, so bestehen nun aber zwischen beiden Gebieten mannigfache Verbindungen. Zwar ist der Satz, daß sich das Recht aus der Sitte entwickelt habe, sicherlich nicht so zu verstehen, als sei die einzelne Rechtsnorm überhaupt aus einer einzelnen Sitte hervorgegangen. Vielmehr gilt diese Priorität nur insofern, als die Sitte überhaupt früher ist als das Recht. Das trifft jedoch in demselben Sinne zu, in welchem die Stammesordnung dem Staate vorangeht. Wohl mögen mit dem Eintritt der politischen Organisation einzelne Normen der Sitte zu Rechtsnormen geworden sein. Aber damit hat sich stets zugleich der Charakter dieser Normen gewandelt. Hier darf freilich das sogenannte »Gewohnheitsrecht« nicht mit der Sitte verwechselt werden. Es ist Recht in der vollen Bedeutung des Begriffs; denn für diesen ist nur entscheidend, daß eine Norm von der Rechtsgemeinschaft als Richtschnur des Handelns anerkannt ist. Pflügen doch, abgesehen allerdings von dem den Anfang aller Rechtsordnung bildenden Verfassungsrecht, die Rechtsnormen überhaupt nicht nach ihrem unmittelbaren Inhalt, sondern nur mittelbar, in ihrer Anwendung auf das Handeln, in eine die Aufrechterhaltung der Rechtsordnung verbürgende Gesetzgebung einzugehen. Kein Strafgesetz sagt »Du sollst nicht töten«, sondern es belegt die Tötung mit Strafe und setzt darin jene Norm nur stillschweigend voraus¹⁾. Zahlreiche Rechtsnormen sind jedoch in der Sitte überhaupt nicht vorgebildet, und zu ihnen gehören, wie wiederum die Geschichte der Zwischenformen zwischen Stammesverfassung und Staat zeigt, vor allem die ursprünglichsten Rechtsnormen der beginnenden politischen Gesellschaft. So die Einrichtungen, die sich auf die Verwaltung gemeinsamer Angelegenheiten der zu politischen Verbänden vereinigten Stämme, auf kriegerische Unternehmungen, Verträge und Bündnisse beziehen; wogegen der Schutz von Leben und Eigentum, die Sühne des Unrechts sowie die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung noch lange der von der Sippe geübten Stammessitte überlassen bleiben. In diesem Sinne kann man sagen: nicht mit dem Privatrecht und nicht einmal mit dem Strafrecht,

¹⁾ Binding, Die Normen und ihre Übertretung, Bd. 1, S. 19ff.

sondern mit dem Verfassungsrecht hat das Recht überhaupt begonnen. Darin liegt deutlich ausgesprochen, daß der Staat der Urheber des Rechts ist, daß aber freilich nicht minder umgekehrt das Recht den Staat hervorbringt. Wie jedoch der Staat lange noch in vielen Lebensgebieten die Stammesüberlieferung, vor allem in dem Leben der einzelnen und der Gruppen bewahrt, so setzt sich auch die politische Rechtsordnung nur allmählich von oben nach unten durch, wobei bisherige Normen der Sitte in Rechtsnormen verwandelt, nicht selten aber auch beseitigt und durch Rechtsnormen ersetzt werden können — ein Fall, für den die Ablosung der Blutrache ein bezeichnendes Beispiel liefert.

Durch diese allgemeinen Beziehungen der Stammesverfassung zum Staate wird nun zugleich der Weg vorgezeichnet, den die Betrachtung der Übergangsformen zwischen beiden zweckmäßig einschlagen wird. Allem voran sind hier die Anfänge einer staatlichen Ordnung zu stellen, die, aus Wanderungen und kriegerischen Unternehmungen hervorgegangen, im Frieden sich befestigen und stammverwandte Stämme in gemeinsamer Abwehr nach außen zu größeren Bündnissen vereinigen. Bildet eine solche in erster Linie auf Angriff und Abwehr gerichtete Verfassung das am meisten hervortretende und in seinen weiteren Folgen bedeutsamste Symptom dieser großen Umwälzung der Gesellschaft, so tritt ihr dann ein mehr im Verborgenen sich vollziehender Wandel der Kulte als ein Ausdruck der veränderten Weltanschauung zur Seite. Zu diesen beiden neu sich gestaltenden Lebensinhalten gesellen sich ferner, von ihnen gleichzeitig beeinflusst, die durch die Zersetzung der Stammesverfassung hervorgerufenen Wandlungen in den Verhältnissen der Ehe und Familie, die überall die Spuren einer Mischung alter Stammesüberlieferungen und neuer politischer Einflüsse an sich tragen. Hand in Hand mit dem Beginn staatlicher Einrichtungen und der Entstehung neuer Kulte, namentlich der Ahnen- und Himmelskulte, geht dann eine fortschreitende Gliederung der Gesellschaft, die zunächst in dem Beginn der Ständescheidung zutage tritt. An sie schließt sich als eine weitere Folge die zunehmende Mannigfaltigkeit der Verhältnisse von Besitz und Verkehr, in denen die durch die Stände-

scheidung erzeugten politischen Machtunterschiede allmählich auf die übrigen Lebensgebiete übergreifen. Als letzte, für den Beginn des geschichtlichen Lebens entscheidende Momente kommen dazu endlich Wanderung und Siedelung. Die Wanderung erweitert den Stammesverkehr zum Volkerverkehr, aus dem im Kampf um neu besetzte Gebiete mit den so entstehenden staatlichen Neubildungen neue, den veränderten Bedingungen entsprechende Formen der Siedelung entstehen. Es versteht sich von selbst, daß diese Aufzählung der für den Übergang der Stammes- zur Staatsordnung hauptsächlich maßgebenden Erscheinungen einigermaßen willkürlich ist, wie denn auch ihre Reihenfolge durchaus keine Entwicklungsfolge bedeuten soll. Stünde dieser Gesichtspunkt im Vordergrund, so würde wohl umgekehrt die Wanderung an den Anfang zu stellen sein. Überhaupt aber kann hier von einer bestimmten zeitlichen Folge der verschiedenen Momente nicht die Rede sein; sondern diese sind allzumal wirksam, wenn auch je nach den besonderen Bedingungen bald mehr das eine, bald mehr das andere, etwa im einen Fall der Zug zu staatlichen Einrichtungen, in einem andern der Wandel der Kulte, in einem dritten Standescheidung und Besitzordnung, überwiegen kann.

b Der Stammesstaat der Irokesen.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas bildeten die Stämme der Irokesen deren Wohnsitze ungefähr innerhalb der Grenzen des heutigen Staates New York lagen, unbedingt die politisch fortgeschrittenste Nation der Neuen Welt nördlich von Mexiko. Den Einwanderern galten sie als die gefährlichsten, gleicherweise um ihrer kriegerischen Wildheit wie um ihrer Verschlagenheit in der Unterhandlung willen zu fürchtende Gegner, und man bewunderte die Organisation des Bundes ihrer von teils erblichen, teils wahlbaren Hauptlingen regierten Stämme. Kein Zweifel waltete damals, daß jeder ihrer fünf Stämme ein Staat und ihre Vereinigung ein Staatenbund sei. Dieses Bild gewann jedoch ein völlig verändertes Aussehen, als L. H. Morgan die näheren Nachrichten über die Stammesverfassung der Irokesen sammelte und auf Grund ihrer Vergleichung mit andern primitiveren Gesellschaftsordnungen sowie

mit den Überlieferungen über die ehemaligen Gentilverfassungen der Griechen und Römer zu dem Schlusse gelangte, die Gesellschaften der Irokesen seien überhaupt keine Staaten, sondern reine Geschlechtsverbände, sie seien also noch in die Gegenwart hereinreichend dasselbe, was auch der griechische und der römische Staat dereinst gewesen, ehe sie zu wirklichen Staaten wurden.

So verdienstlich es nun ist, daß Morgan eindringlich auf den wesentlichen Unterschied zwischen Stammesverfassung und Staat hingewiesen hat, so wenig haltbar ist jedoch die Behauptung, der Staat der Irokesen sei eine reine Gentilorganisation gewesen. Vielmehr ist der einzige Unterschied der, daß sich im Staat der Irokesen nicht nur Reste einer Stammesverfassung überhaupt, wie im griechischen und römischen Staat, sondern speziell die der totemistischen Stammesverfassung erhalten hatten. Freilich aber waren bei ihnen, wie wir jetzt wissen, die Beziehungen zum Totemkult, und damit eine der wesentlichen Bedingungen geschwunden, die dem Übergang zur politischen Ordnung im Wege standen. Sieht man hiervon ab, wie dies Morgan tat, als er die Stammesorganisation der Irokesen mit derjenigen der Australier zusammenstellte, so ist in der Tat die Übereinstimmung auffallend. Jeder der fünf Irokesenstämme zerfiel nämlich in zwei Stammeshälften oder Phratrien. Innerhalb jeder dieser Phratrien hatten die Klans oder, wie sie Morgan nennt, die »Gentes« andere Totemnamen; bei den einzelnen Stämmen kehrten dagegen mit einigen Ausnahmen die Totemnamen in gleicher Verteilung zwischen den beiden Stammeshälften wieder. Dabei wurden die Phratrien nach dem führenden, vielleicht auch älteren Klan mit dessen Totemnamen genannt. So ghederte sich z. B. der Stamm der Seneka-Irokesen in folgender Weise:

Bar-Phratrie	Hirsch-Phratrie
Klans: Bar, Wolf, Biber,	Klans: Hirsch, Schnepfe,
Schildkrote.	Reiher, Falke.

Die gleiche Teilung wiederholte sich mit geringer Variation der Namen und der Anzahl der Klans bei den fünf andern Stämmen. Dabei bestand Klanexogamie, aber nicht bloß Stammes-, sondern Phratrieendogamie, so daß also jeder außerhalb seines Klans und innerhalb der gleichen Stammeshälfte heiraten mußte, doch inner-

halb der letzteren nicht beschränkt war, während übrigens die Mutterfolge noch lange bestehen blieb. Die Analogie dieser Verhältnisse mit den australischen springt in die Augen. Die Teilung in Stammeshälften und die weitere Scheidung dieser in Totemgruppen wiederholt sich fast nach dem gleichen Schema. Nur zwei allerdings bedeutsame Unterschiede finden sich: erstens wiederholen sich die gleichen Teilungen mit zum großen Teil übereinstimmenden Totemnamen bei allen sechs Stämmen; zweitens fehlen bei den Amerikanern ganz die sogenannten »Heiratsklassen« oder, was wir als deren eigentliche Bedeutung erkannt haben, die spezifischen Klanbezeichnungen der meisten australischen Stämme. und statt dessen sind die Totemnamen selbst zu Klanbezeichnungen geworden. Der erstere Unterschied ist weniger wichtig, als es auf den ersten Blick scheint. Haben wir doch gesehen, daß auch in Australien z. B. die Namen der Klans oder »Heiratsklassen« der Kamilaroi noch bei andern Stämmen, nur in abweichender Verteilung, vorkommen, was auf eine ohnehin durch die Verwandtschaft der Sprache bezeugte einstige Stammesgemeinschaft zurückschließen läßt. Wenn nun bei den Irokesen diese Übereinstimmungen ungleich größer sind, so erklärt sich das wohl daraus, daß hier zwischen den sechs Stämmen ein fortwährender Verkehr bestehen geblieben ist, der sich nicht bloß in gemeinsamen Kriegsunternehmungen, sondern auch in gemeinsamen Festen betätigte. Darin mochten dann wohl Motive zur Schließung besonderer Bruderschaftsbündnisse zwischen einzelnen Klans gegeben sein, die in der Angleichung der Namen ihren Ausdruck fanden. Erfahren wir doch, daß auch bei den Irokesen, wie fast überall bei primitiveren Völkern, Namensgleichheit als Blutsverwandtschaft gedeutet wurde. Viel bedeutender ist dagegen der Gebrauch der Totemnamen zur Klanbezeichnung, der, wie wir früher sahen, bei den von den amerikanischen Verhältnissen ausgehenden Ethnologen zur Annahme spezifischer Heiratsklassen in den australischen Stammesverfassungen den Anlaß gegeben hat (Bd. 7, S. 299 ff.). Der wahre Unterschied liegt, wie schon dort bemerkt wurde, darin, daß in Australien in der Regel der Klan oder die soziale Gruppe und der Totemverband oder die Kultgruppe voneinander verschieden sind, wogegen sie bei den Irokesen und

andern amerikanischen Stämmen zusammenfallen. Dies kann einen doppelten Grund haben: entweder ist auch hier in ferner Vergangenheit die doppelte Einteilung der Bevölkerung vorhanden gewesen, oder es hat, was wohl das Wahrscheinlichere ist, von Anfang an der Klan zugleich eine Kultgruppe gebildet, wie das unter auch sonst freilich einfacheren Verhältnissen in Australien bei dem Urabunna-typus zutrifft (S. 307). Wie aber auch diese Entwicklung geschehen sein mag, der Erfolg ist jedenfalls der gewesen, daß das Klantotem seine Bedeutung als Kultobjekt völlig verloren hat und damit zu einem bloßen Klannamen geworden ist. Indem der Indianer sich selbst oder seinen Klan in seiner Bilderschrift durch das Bild des dem Klan seinen Namen gebenden Totemtiers bezeichnet, erhält sich mittels dieses stehend gewordenen Zeichens zugleich der Totemname als reine Klanbezeichnung¹⁾. Das schließt natürlich nicht aus, daß Reste der alten Totemkulte noch nach anderen Richtungen fortbestehen. Insbesondere scheint bei den Irokesen der Individual-totemismus an die Stelle des Stammestotemismus getreten zu sein. Dabei ist es bezeichnend, daß, während die Tiere, nach denen die Totemklans genannt wurden, keinerlei magische Bedeutung mehr besaßen, umgekehrt eine solche auf den im übrigen willkürlich erfundenen Eigennamen hinübergewandert war. Nicht auf jenem, wohl aber auf diesem ruhte nämlich ein Tabu. So durfte, wie berichtet wird, selbst der Name eines Verstorbenen bei den Irokesen einem Kinde nur beigelegt werden, wenn der Sohn des Toten dazu seine Einwilligung gegeben hatte. Das sind Anschauungen, die in mannigfachen Abwandlungen bei vielen Naturvölkern wiederkehren, und die an und für sich mit dem Totemismus nicht notwendig zusammenhängen. Der Eigenname gilt als das alter Ego, in welchem, ähnlich wie in dem Bilde, die Seele seines Tragers selbst lebt. Wohl aber fällt ins Gewicht, daß auf der Stufe der totemistischen Stammesverfassung der Eigenname ebenfalls ein Totemname zu sein pflegt, während er bei den Irokesen, wie bei andern Indianern, von einer Eigenschaft oder einem individuellen Erlebnis hergenommen wird, selbst also eine individuelle und im all-

¹⁾ Volkerpsychologie, Bd. 2³, S. 247.

gemeinen leicht erkennbare Bedeutung besitzt¹⁾. Darin kundet sich unverkennbar der zunehmende Wert an, der in dieser Gesellschaft, in der sich der wirkliche Totemismus höchstens noch in dem bei einem vorherrschenden Jägerleben leicht verständlichen Glauben an ein persönliches Schutztier erhalten hat, der individuellen Persönlichkeit zukommt.

Liegt nach allem dem der Schluß nahe, daß trotz der äußeren Ähnlichkeit in einem Gemeinwesen wie in dem der Irokesen die totemistische Stammesverfassung nur dem Scheine nach erhalten blieb, weil der Zusammenhang mit den Totemkulten selbst geschwunden war, so bestätigt sich dies nun auch darin, daß bei den Irokesen die Klanverfassung sichtlich von einer neuen, die politische Organisation vorbereitenden Gesellschaftsordnung durchbrochen wurde. Wenn Morgan dies verkannte, so hat ihn dazu offenbar die seiner ganzen Entwicklungsgeschichte zugrunde gelegte Hypothese von dem Ursprung aller Stammesverfassungen aus der ursprünglichen Gruppenehe zwischen Brüdern und Schwestern und der hieraus hervorgegangenen Blutsverwandtschaftsfamilie verleitet. Danach sollen die australischen, die irokesischen Klans, die griechischen und römischen Gentes wesentlich übereinstimmende Formen einer und derselben »Gentilverfassung« sein. Nun wurde eine solche stetig von den Australiern bis zu den Griechen, Römern und Germanen heraufreichende Übereinstimmung, wenn sie sich wirklich nachweisen ließe, schon deshalb höchst auffallend sein, weil sie sich mit ganzlich verschiedenen Zuständen der Kultur decken würde. Die Kluft, die sich hier auftut, wird aber sofort sichtbar, wenn wir uns der wesentlichen Unterschiede der Begriffe »Klan« und »Gens« erinnern (S. 247 ff.). Die australischen Stammesteile sind Klans im ethnologischen Sinne des Worts. Der einzelne Klan zerfällt in

¹⁾ Bei den australischen Aranda erhielt das Kind seinen Namen nach einem Motiv des Empfangnistotemismus, z. B. Emufeder, wenn die Mutter getrauert hatte, eine solche Feder sei in sie eingegangen (Strehlow, Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentralaustralien, Teil IV, 1, S. 3). Beispiele indianischer Eigennamen sind: Schlafauge, Rotflügel, großer Donner (Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 3, S. 118). Ähnliche sind aus Coopers »Lederstrumpferrzählungen« hinreichend bekannt. Beiden Fällen ist übrigens die häufige Mitteilung der Namen im Traum gemeinsam

ziemlich lose aneinander gebundene Familien, in denen die Erinnerung mehrere Generationen zuruckreichen kann, während ein Bewußtsein der näheren Blutsverwandtschaft der Mitglieder eines Klangs nicht nachzuweisen ist. Noch weniger existiert ein Unterschied zwischen den Klangs und einer außerhalb derselben stehenden Bevölkerung. Nun sind es aber gerade diese Merkmale, die die Bedeutung der eigentlichen Gentilverfassung ausmachen, und nach denen wir den der römischen Gens entlehnten Begriff zwar auf die Griechen und die Germanen, nimmermehr auf die Australier anwenden können. Dieser große Unterschied der australischen Klan- und der Gentilverfassung jener arischen Volker läßt sich aber ohne weiteres verstehen, wenn man bedenkt, daß die Verfassung der Gesellschaft nicht außerhalb der gesamten übrigen Kultur steht, sondern daß sie ein Erzeugnis und darum ein Bestandteil dieser Kultur selbst ist. Der Australier ist, um nur das Wesentlichste hervorzuheben, Sammler und Jäger. Außer dem Ansehen, das sich der einzelne durch seine persönliche Tüchtigkeit vorübergehend erwerben kann, und außer der verschiedenen Geltung der Altersstufen innerhalb des Mannerverbandes gibt es hier keine dauernden Unterschiede der gesellschaftlichen Stellung, weil alle Vorbedingungen zu solchen Unterschieden fehlen. Die arischen Volker dagegen, die uns bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte im Zustande wirklicher Gentilverfassungen begegnen, sind eingewanderte Stämme. Sie haben wahrscheinlich überall frühere Bewohner vorgefunden und diese sich dienstbar gemacht; auch mag, nachdem einmal die Scheidung einer herrschenden und einer abhängigen Bevölkerung eingetreten war, diese dann weitere Kreise gezogen haben, soweit nicht die Ansiedler selbst schon die an kriegerische Unternehmungen geknüpfte Über- und Unterordnung mit sich brachten. In der Ansiedelung der führenden Geschlechter auf dem gewonnenen Boden und in der Kultur dieses Bodens als Acker- und Weideland befestigte sich diese Verfassung, während sie zugleich zur Einsetzung oberster Führer im Krieg und im Frieden und zu gemeinsamen Tagungen der Mitglieder führte. Demnach sind es zwei Eigenschaften, die die Gentilverfassung kennzeichnen: erstens herrschende Geschlechter, deren jedes aus einer Mehrheit

von Familien besteht, die sich als blutsverwandt betrachten, daher sie ihren Ursprung auf einen gemeinsamen Urahn zurückführen; und zweitens eine abhängige Bevölkerung, die entweder den einzelnen Mitgliedern der herrschenden Klasse oder dem der Herrenklasse zugehörigen Grund und Boden zu dessen Bebauung zugeteilt sind. So geht die Klanverfassung aller Kultur voraus, die Gentilverfassung aber ist selbst das Produkt einer beginnenden Kultur, in der sich die Bildung des Staates unmittelbar vorbereitet. Daß die arischen Völker, die wir im Beginn ihrer Geschichte im Zustand wohl ausgeprägter Geschlechtsverfassungen vorfinden, dereinst einmal ebenfalls das Stadium reiner Klanverfassungen durchgemacht haben, ist gewiß wahrscheinlich. Aber ebenso gewiß ist es, daß wir sie in diesem Stadium ebensowenig mehr wie in dem der bloßen Sammler und Jäger nachweisen können.

Hier bietet nun die Gesellschaft der Irokesen das Beispiel einer Organisation, die Klan- und Gentilverfassung zugleich ist. Auf der einen Seite zerfällt jeder Stamm in eine Anzahl nach Stammeshälften geordneter Klans, die in ihren Namen die Spuren einer einstigen totemistischen Stammesverfassung an sich tragen, und in denen, nachdem die Totemkulte verschwunden sind, die alte unter ihrer Mitwirkung entstandene Stammesordnung stehengeblieben ist. Auf der andern Seite bildet die Hausgemeinschaft die aktuelle Einheit der irokesischen Gesellschaft, als ein Verband, der mehrere zusammengehörige Familiengenerationen umfaßt und unter der Herrschaft des Familienältesten steht. Das ist offenbar eine neue Gentilordnung, mit deren Entstehung höchstwahrscheinlich auch der Übergang der Weiber- in die Vaterfolge zusammenhängt. Es sind Verhältnisse, die genau denen im alten Rom entsprechen, während sich bei den Griechen und Germanen fruhe schon die selbständige Einzelfamilie gebildet hat. Immerhin blieben hier wie dort die blutsverwandten Familien in näherer Verbindung. So bildeten sie die spätere Gens, Phratric oder Sippe, in der sich bei den arischen Völkern die Erinnerung an den Ursprung aus der Familie in der Regel nur in der Zurückführung des Geschlechts auf einen gemeinsamen Ahnen erhalten hatte. Inwieweit bei den Irokesen diese Entwicklung des Geschlechtsverbandes über die primäre Hausgemein-

schaft mehrerer blutsverwandter Familien hinausging, steht dahin. Daß aber sie und nicht der Klan die wahre Bedeutung einer Gens hatte und am allerwenigsten mit diesem zusammenfiel, geht aus den von Morgan selbst gesammelten Berichten der älteren Beobachter deutlich hervor. Die Mitglieder der verschiedenen Klans wohnten innerhalb einer und derselben Dorfschaft in bunter Mischung, wogegen die Hausgemeinschaft natürlich streng örtlich begrenzt war. Dabei konnte sie übrigens bis zu 20 und mehr Familien umfassen, daher sich die Irokesen selbst das »Volk des langen Hauses« nannten und diesen Namen dann symbolisch auf den Bund ihrer Stämme übertrugen. Noch bedeutsamer ist, daß von den zweierlei Häuptlingen eines Stammes die einen, die Friedenshäuptlinge oder »Sachems«, der Zahl der Klans entsprachen, während die Zahl der Kriegshäuptlinge viel größer war. So hatten die Seneka acht Sachem, ebenso viele wie Klans, aber nicht weniger als 60 Kriegshäuptlinge, und man wird schwerlich irregehen, wenn man annimmt, daß dies die Vorsteher der Hausgemeinschaften waren, unter deren Führung die Männer der Großfamilie ins Feld zogen. Der Klan hatte sich also sichtlich unter dem Einfluß des kriegerischen Lebens in eine Anzahl von Geschlechtern geschieden, deren jedes sein eigenes Haus besaß, das dereinst vielleicht in Nachahmung des alten Männerhauses, dieser älteren Form größerer Gemeinschaftsbauten, entstanden war¹⁾. Wenn außerdem berichtet wird, in früherer Zeit habe der Klan, in späterer nur die nähere Verwandtschaft, also wohl die Hausgenossenschaft einen Verstorbenen beerbt, so spiegelt sich darin das Übergewicht, das auch im friedlichen Verkehr die gentilizische Ordnung allmählich über die alte Klanverfassung gewann.

Gleichwohl sind die Irokesen auf dem Weg von dieser zu jener offenbar auf halbem Wege stehen geblieben, und das erklärt sich wohl ebenso aus der immerhin noch relativ primitiven Kultur, wie aus dieser wiederum die Bewahrung der alten neben der neuen Ordnung der Gesellschaft verständlich wird. Noch war die Jagd neben einer nicht unerheblichen Pflege der schmückenden und der redenden Künste die Hauptbeschäftigung des Mannes in Friedenszeiten. Den

¹⁾ Morgan, Die Urgesellschaft, S. 60ff.

spärlichen Ackerbau und die hauslichen Arbeiten besorgten die Frauen. Auch fuhrte der Krieg das Volk nicht wesentlich über das eigene Territorium und das der Nachbarstämme hinaus. So fehlte es ganz an jenen Bedingungen, die in den Kulturländern der Alten Welt die Besiedelung neuen Kulturbodens begleiteten, vor allem an der Scheidung einer herrschenden und einer dienenden Klasse, wie sie in den verschiedenen Formen des Horigen-, des Sklaven- und in extremen Fällen des Kastenwesens mit ihren weiteren aus dem Befreiungskampf dieser abhängigen Klassen entstehenden Folgezuständen sich ausbildeten. Wohl kamen bei den Irokesen vereinzelt auch Kriegsgefangene als Sklaven vor. Aber die Adoption der besiegten Feinde, und zwar nicht bloß einzelner, sondern gelegentlich ganzer Abteilungen solcher herrschte, wie bei vielen andern amerikanischen Völkern, vor. Sie mochten im Kampf mit weiteren Feinden die militärische Macht verstärken, während man mit Sklaven oder Horigen bei den primitiven Kulturverhältnissen wenig anzufangen wußte. So tritt uns hier ein Staat entgegen, in dem neben der Unterordnung der Familienmitglieder mit der aus ihr entstandenen militärischen Disziplin und dem Einfluß der Friedensvorsteher bei der Ordnung der sonstigen gemeinsamen Angelegenheiten noch die Gleichheit der alten Klanverfassung erhalten geblieben war. Dagegen war eine Scheidung in Gesellschaftsklassen erst in spärlichen Anfängen in der Bildung eines Adels vorhanden, der übrigens im allgemeinen kein Geburtsadel, sondern ein aus freier Wahl hervorgegangener Verdienstadel war.

In dieser Schaffung eines Verdienstadels tritt jedoch zugleich das Prinzip zutage, das in den weiteren Einrichtungen der irokesischen Gemeinschaft die Triebkräfte, die hier aus der Stammesverfassung einen Staat entstehen ließen, klarer erkennen lassen, als dies in den uns bekannten Staatenbildungen der Alten Welt der Fall ist. Zunächst sind nämlich alle diese Einrichtungen, ebenso wie die verhältnismäßig gleichgültigste unter ihnen, die des Verdienstadels, aus der Wahl führender Persönlichkeiten hervorgegangen, die mit bestimmten, für die Leitung der einzelnen Richtungen des gemeinschaftlichen Lebens erforderlichen Befugnissen betraut waren. Diese Persönlichkeiten sind die Friedens- und die

Kriegshäuptlinge. Beide Ämter sind wesentlich verschiedenen Ursprungs. Die Friedenshäuptlinge gehören der alten Klanverfassung an. Sie werden von dem Klanverband gewählt, wenn auch meistens das Amt in bestimmten Familien erblich ist, und sie sind daher offenbar die Nachfolger der einstigen Klanhäuptlinge. Durch den Hinzutritt der gentilizischen Verfassung hat sich jedoch ihre Stellung geändert: ursprünglich sind die Klanhäuptlinge vor allem Führer im Krieg; durch die neuen Kriegshäuptlinge sind sie aus dieser Stellung verdrängt, dafür ist auf der jetzt erreichten Stufe ihr Einfluß auf den friedlichen Verkehr großer geworden.

Auf dieser aus der Mischung einer älteren Klan- und einer jüngeren Gentilordnung bestehenden Stammesverfassung erhebt sich nun der irokesische Bund der fünf Stämme. Er ist eine verhältnismäßig späte, schwerlich über den Anfang des 15. Jahrhunderts hinaufreichende Schöpfung. Die Irokesen waren als eine Abzweigung der großen Volkerfamilie der Sioux wahrscheinlich als ein noch einheitlicher, die gleiche Sprache redender Stamm in unbekannter Vorzeit in ihre späteren, vom jetzigen Staate New-York bis nach Pennsylvanien und Kanada reichenden Gebiete eingewandert und hatten sich wahrscheinlich erst bei ihrer Ausbreitung über diese Länder, aus denen sie die früher sie bewohnenden Teile der Algonkinrasse verdrängten, in die späteren Stämme geschieden. Diese waren aber, wie die Bewahrung der gleichen Sprache beweist, in einem fortdauernden Verkehr geblieben, der wohl von fröhe an, wie an vielen andern Orten, durch gemeinsame Kultfeste und durch vorübergehende Allianzen zur Bekämpfung gemeinsamer Feinde unterhalten wurde. Weist doch die oben erwähnte Übereinstimmung der einzelnen Klanverfassungen und ihrer Totemnamen deutlich auf einen solchen Verkehr hin. Aus diesen Vorbedingungen erklärt sich nun auch allein die Stiftung eines Bundes, der nicht mehr, wie die vorangegangene Klanverfassung des einzelnen Stammes, zu einem großen Teil auf den natürlichen Lebensbedingungen und ihren allmählichen Veränderungen im Laufe der Zeit beruhte, sondern der offenkundig von Anfang bis zu Ende ein Werk willkürlicher Schöpfung und planmäßiger Vertragsschließung war. Mag darum die bekannte, von Longfellow zu seiner Dichtung verwendete Sage von

Hiawatha, dem angeblichen Urheber des Bundes, ganz und gar eine mythologische Legende sein, daran, daß der Bund aus der freien Ubereinkunft der Führer der Stämme, wahrscheinlich der führenden Sachems, hervorgegangen ist, kann nach dem Inhalt dieser Verfassung kein Zweifel obwalten. Es ist ein Staatenbund, kein Bundesstaat, der uns in diesem Bund entgegentritt, ein Staatenbund, der auf dem strengsten Prinzip der Autonomie der einzelnen Stämme, die in ihn eintreten, beruht. Diese Autonomie baut sich aber unmittelbar auf der Stammesverfassung auf, die ihrerseits wieder jedem einzelnen Klan in der Ratsversammlung seiner Mitglieder unter der Leitung eines eigenen Friedenshäuptlings einen hohen Grad von Selbständigkeit gewahrt. So setzt sich denn auch dieses System der gleichen Rechte aller in der Vertretung des gesamten Volkes durch die Sachems der fünf Stämme in einen obersten Bundesrat fort, der sich zu bestimmten Zeiten oder bei bestimmten außerordentlichen Anlässen versammelte, und dem ubrigens jeder aus dem Volke beiwohnen durfte. Diesen aus funfzig Friedenshäuptlingen, wahrscheinlich der Zahl der zur Zeit der Stiftung des Bundes vorhandenen Klans, bestehenden obersten Regierungsbehörde standen dagegen nur zwei oberste Kriegshäuptlinge gegenüber, die, gewohnheitsmäßig in zwei der Klans des Senekastammes erblich, durch den Bundesrat gewählt und nur in Notfällen durch einen einzigen Kriegsobersten ersetzt wurden; für gewöhnlich und besonders in Friedenszeiten sollte die Zweizahl einander gleichgeordneter Heerführer die Gefahr einer Einzelherrschaft fernhalten. Die Beschlußfassung über alle Bundesangelegenheiten lag jedoch in den Händen des Rats der Friedenshäuptlinge, wobei die Sachems je eines Stammes zusammen nur eine Stimme hatten und zum Zustandekommen eines Bundesbeschlusses Stimmeneinheit erfordert wurde. Dieser Gebundenheit an den Willen jedes einzelnen Stammes stand nur ein einziges Vorrecht des Bundes gegenüber: es war aber im wesentlichen nur ein formelles und zeremonielles und bestand in der feierlichen Einsetzung der Sachems durch den Bundesrat¹⁾. Es sollte dadurch offenbar der Zusammenhalt des

¹⁾ Morgan schildert die Investitur der Sachems so, als wenn der Bundesrat

Bundes durch die Sachemgenossenschaft bekräftigt werden, wie denn auch, wenn ein Sachem gestorben war, die nächste um das »Ratsfeuer«, das beständig an der gleichen Stätte brannte, abgehaltene Bundesversammlung mit der Trauerfeier für den Verstorbenen eröffnet wurde. Höchstens darf man vermuten, daß die den Sachems beigegebenen »Gehilfen«, die sie in Notfällen zu vertreten hatten oder im Fall ihres Todes zu ihren Nachfolgern bestimmt waren, ein erst durch die Bundesverfassung geschaffenes Amt waren, das den obersten Rat gegen eine etwa entstehende Lücke sichern sollte. Übrigens wurden auch diese Gehilfen von den Klans gewählt.

Was an dieser Bundesverfassung zunächst in die Augen fällt, ist das streng demokratische Prinzip, auf dem sie aufgebaut ist. Dem Bundesrat kann jeder aus dem Volke beiwohnen. Die Sachemschaften tragen den Namen »Berater des Volkes«, und wenn sie auch tatsächlich die Regierung führen mögen, so ist doch schon durch ihre Vielkopfigkeit der persönliche Einfluß eines einzelnen, ebenso wie durch die Forderung der Stimmeneinhelligkeit die Majorisierung eines Stammes durch die andern und durch die Zweierheit der Kriegshäuptlinge die Gefahr einer Diktatur möglichst ferngehalten. Hierin findet die hervorragendste Eigenschaft des Mannes der roten Rasse, sein unbandiger Unabhängigkeitstrieb, ihren bezeichnenden Ausdruck, während doch zugleich ein anderer Charakterzug, die Treue gegenüber dem Genossen, in der jahrhundertelangen unveränderten Dauer dieser auf der sonst vergänglichsten Grundlage der Stimmeneinhelligkeit ruhenden Verfassung hervortritt. Zudem sind aber in ihrer Wahrung der gleichen Freiheit aller diese Einrichtungen folgerichtige Weiterbildungen der Stammesverfassung zu einer Genossenschaft von Stämmen. Darum sind vor allem die einstigen Klanhäuptlinge, die zu Friedensbeamten

die Sachems gewählt hatte (S. 108). Aus seinen eigenen und den sonstigen Darstellungen geht aber deutlich hervor, daß es sich hierbei nur um eine Einsetzungsfeyer handelte, mit der als ein besonderes Zeichen der Feierlichkeit des Aktes die Ablegung der bisherigen Eigennamen der Sachems und die Anlegung der Sachemnamen verbunden war. Diese waren an das Amt gebunden, hatten also den Charakter von Amtsnamen. Die Sachemnamen der sämtlichen fünf Stämme siehe bei Morgan a. a. O., S. 110f.

gewordenen Sachems, die Träger des Gebäudes dieser Bundesrepublik. Die zwei sich gegenseitig in Schach haltenden obersten Hauptlinge haben in Friedenszeiten nur die Bestimmung, die militärische Organisation, die beim Ausbruch eines Krieges vorhanden sein muß, aufrechtzuerhalten. Diese Organisation selbst ruht aber auf den einzelnen, unter ihren Vorstehern als Unterhäuptlingen stehenden Hausgemeinschaften. So bestehen in diesem Bund der Stämme die alte Klan- und die neu entstehende Gentilverfassung nebeneinander: jene herrscht im Frieden, diese im Kriege. Die oberste Gewalt liegt aber noch bei den Trägern der Stammesverfassung, den Friedenshäuptlingen der Stämme in ihrer diese repräsentierenden Vereinigung. Ihnen allein steht auch das Recht zu, im einstimmigen Auftrag der fünf Stämme den Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. Eine Folge davon ist der augenfällige Gegensatz in der numerischen Verteilung der oberen und der unteren führenden Ämter: dem aus allen Sachems der Stämme bestehenden Bundesrat stehen bloß zwei Kriegshauptlinge, innerhalb der einzelnen Klans dem einen Sachem die große Zahl von Hausvorständen als Unterkriegshäuptlinge gegenüber. Dieses Verhältnis entspringt unmittelbar daraus, daß der Bund eine Schöpfung der Stämme ist, die sich bei seiner Stiftung ihre volle Selbständigkeit gewahrt haben. Ist demnach aus der friedlichen Organisation dieser der Bund hervorgegangen, so liegt aber sein Zweck in der wechselseitigen kriegerischen Unterstützung zu Abwehr und Angriff. Und dazu bedienten sich die Grunder des Bundes der durch die Hausgemeinschaften entstandenen gentilizischen Organisation. Auch konnten sie nicht wohl andere Organe verwenden, da die Klange nossen in ihrer bunten, über verschiedene Dorfschaften sich ausbreitenden Mischung dazu kein brauchbares Substrat boten. Damit waren aber zugleich die für jede militärische Ordnung erforderlichen Bedingungen gegeben: der Oberbefehl in wenigen Händen und die Führung des Heeres in seinen einzelnen Abteilungen durch zahlreiche Unterhäuptlinge. So besteht das Eigenartige des irokesischen Bundes darin, daß er nicht nur ganz aus der Stammesverfassung hervorgewachsen, also ein Stammesbund, kein eigentlicher Staatenbund ist, und daß dieser Bund selbst doch durchaus

den Charakter einer politischen Verfassung besitzt. Dabei erscheint aber diese politische Schöpfung doch zugleich als ein Werk, durch welches sich die alte Stammesverfassung gegen den zersetzenden Einfluß, den die neu entstandene Gentilordnung, wie der allmähliche Übergang des Klan- in das Gentilerbrecht verrät, auf sie ausübte, zu schützen suchte, indem sie vor allem die Entscheidung über Krieg und Friede in die Hände der alten nach Klans gegliederten Stämme legte. Aus dem hier sich ergebenden Verhältnis der auf der Gentilordnung aufgebauten militärischen Macht zu der über ihr stehenden Stammesregierung ergab sich dann von selbst einerseits die kriegerische Organisation des Volkes und anderseits die absolut demokratische Regierung des Bundes. Das Ideal der Volkssouveränität, dieses vermeintlich modernste aller politischen Verfassungsideale, erscheint so in dem Stammesbund der Irokesen auf einer Stufe, auf der ein eigentlicher Staat überhaupt noch nicht besteht, durch diese Verbindung der ursprünglichen Stammesverfassung mit der aus der Geschlechterordnung der Familiengemeinschaften hervorgegangenen Gentilordnung im Prinzip verwirklicht. Wenn, wie berichtet wird, die Stammeshauptlinge der Irokesen den eingewanderten Europäern den eigenen Bund als Vorbild eines demokratischen Gemeinwesens empfahlen, so hatten sie also nicht ganz unrecht. Nur übersahen sie, daß sich eine Klanverfassung wie die irokesische, die die Grundlage dieser Demokratie war, nicht aus ganz andern Kulturbedingungen heraus künstlich herstellen ließ.

c. Stammesstaat und Geschlechterstaat.

Der wesentliche Unterschied, der diesen »Stammesstaat«, wie man wohl das irokesische Gemeinwesen nennen kann, von den Staaten der Alten Welt trennt, besteht, wie man sieht, darin, daß diese Staaten aus reinen Gentilverfassungen hervorgegangen sind, in denen von Anfang an einzelne Geschlechter einen hervorragenden Einfluß ausübten, worauf in der Regel aus einem von diesen ein oberster Kriegshauptling hervorging, der dann meist auch im Frieden die Oberherrschaft gewann. So sind es oligarchische und monarchische Motive, beide beruhend auf ursprünglichen Familiengemeinschaften, die hier die Ausgangspunkte der Staatengründung bilden.

Einstige Klanverfassungen, wo sie bestanden hatten, mögen bei den Wanderungen der Stämme in den durch diese Wanderungen und Kämpfe gefestigten Gentilordnungen untergegangen sein. Auch hier bildet also nicht der Staat den Ausgangspunkt der Entwicklung, aber auch nicht der Stamm in seiner ursprünglichen Verfassung, sondern die aus den Familiengemeinschaften, die bald als Haus-, bald als Markgenossenschaften konstituiert sind, entstandene Gentilgenossenschaft. Aus ihr geht dann erst durch die Entstehung eines einheitlichen, in einer einzelnen Persönlichkeit oder in einem Geschlechtsverband verkörperten Gesamtwillen der wirkliche Staat hervor. Mit dieser Entwicklung hängt es zusammen, daß die einzelnen Geschlechter, die ihren Ursprung auf einen gemeinsamen Ahnen zurückfuhren, allmählich in der Staatsgemeinschaft sich auflösen, so daß sie ähnlich bunte Mischungen bilden, wie auf einer viel früheren Stufe die einstigen Klanguossen. Wie die Zerstreuung des Klans den Untergang der Stammesverfassung, so bereitet daher die Zerstreuung der Geschlechter schließlich den der Gentilverfassung vor. In beiden Fällen ist aber dieser Wandel an die Entwicklung der Familie gebunden. Dies tritt vor allem da deutlich hervor, wo sich die Gens aus der Hausgemeinschaft entwickelt, wie dies der-
einst auch im alten Rom und bei den keltischen Stämmen geschah. In beiden Fällen wirkte die Hausgemeinschaft in der Herrschaft der Geschlechter innerhalb der politischen Ordnung fort. Hier bietet nun die Gesellschaft der Irokesen sichtlich einen noch früheren Zustand. Bei ihnen war die Gens selbst als Hausgemeinschaft erhalten geblieben, zugleich bestand aber neben ihr die Klanverfassung in einer Macht fort, die es zu einem eigentlichen Gentilverband nicht kommen ließ. So war das Prinzip der Gentilgewalt auf die Herrschaft des einzelnen Gentilhauptes über seine Geschlechts-
genossen beschränkt; die Verwaltung der gemeinsamen Stammesangelegenheiten dagegen lag fortan in den Händen der Klanvorstände, der Sachems. Da nun der Schutz gegen fremde Stämme, der den Hauptzweck des Bundes der Stämme bildete, nicht minder eine gemeinsame Angelegenheit war, so ging naturgemäß auch die Stiftung des Bundes von den Klanguossenschaften aus, und der Bund war im letzten Grunde ein Bund aller Klans der fünf Stämme.

Nur für die Kriegführung bediente sich die aus dieser Gesamtheit bestehende Bundesgewalt der gentilen Hausgenossenschaften, deren oberste Spitzen, die beiden Kriegshauptlinge, denn auch nur diese beschränkte Aufgabe hatten. War so die Bewahrung der alten Stammesorganisation das Hauptmotiv dieser Ordnung, so hatte sie ihre äußere Grundlage offenbar darin, daß die Irokesen seit ihrer Einwanderung eine einheitliche Nation geblieben waren, die, wie auch die andern nordamerikanischen Stämme, zwar andere Völker aus ihren Sitzen verdrängte, nie aber sie ihrer Herrschaft unterwarf, so daß es hier an den Bedingungen einer Klassenscheidung ebenso wie an einer intensiveren Kultur des Bodens, die eine solche gefordert hätte, mangelte. So blieb die alte Stammesverfassung erhalten, weil es in der Bildung der Familiengenossenschaften zwar nicht an den zentrifugalen Kräften fehlte, die zu der Zerstörung der Stammesverfassung führen konnten. Weil aber die Kräfte, die aus diesen Teilen wieder ein Ganzes höherer Stufe schaffen konnten, innerhalb der vorhandenen Kultur nur in der Wehr nach außen, nicht der friedlichen Kulturarbeit bestanden, so behielt die durch lange Tradition gefestigte Stammesordnung derart die Obergewalt, daß sie in der von ihr geschaffenen Bundesverfassung die isoliert gebliebenen Geschlechtsgemeinschaften in der militärischen Organisation sich unterordnete. Nur zweimal hat, wie es scheint, die politische Entwicklung in Amerika diese Vorstufe des Staates endgültig überschritten: im Reich der Azteken in Mexiko und im Staat der peruanischen Inkas. In beiden Fällen sind aber gerade die Bedingungen wirksam gewesen, die auch in der Alten Welt die Anfänge der Staatenbildung begleiten. Die staatengrundenden Stämme waren Einwanderer, die in der Beherrschung zuvor ansässiger Bevölkerungen und in der Mischung mit ihnen die mit der politischen Verfassung eng verwachsene Kultur dieser Staaten begründeten.

Demgegenüber bewegt sich der allgemeine Charakter der großen Mehrzahl der amerikanischen Stammesverfassungen durchaus mit dem der Irokesen in gleicher Linie. Zu einem Stammesbund sind allerdings nur wenige vorgeschritten; doch hat es auch an solchen zum Teil nicht gefehlt. So bei den den Irokesen verwandten, aber

mehrfach mit ihnen in Streit liegenden, um den Ontariosee angesiedelten Huronen und bei den in älterer Zeit die Gebiete von Alabama und Georgia bewohnenden Creek und Natchez, die ursprünglich gesonderte Bundesgenossenschaften bildeten, später aber sich zu einer einzigen verbanden. Die Creek standen, gleich den Irokesen, unter Friedens- und Kriegshauptlingen; doch die letzteren waren zur überwiegenden Macht gelangt, während jene, wohl ein Zeichen einstiger Größe, fast nur noch zeremonielle Verehrung genossen, wie sie denn auch wahrscheinlich die Kulthandlungen leiteten. Einzelne Stämme standen unter einem Wahlkönigtum — alles Hinweise auf die fortgeschrittenere Kultur und zugleich auf den kriegerischen Charakter dieser Stämme¹⁾. In vielen andern Fällen beschränkten sich die Bündnisse auf vorübergehende Allianzen im Kriegsfall, während jeder Stamm vollkommen selbständig unter einem Hauptling stand, dem in der Regel eine Ratsversammlung zur Seite war. So besonders bei der Volkerfamilie der Sioux, die in dieser Beziehung dem allgemeinen Typus des beginnenden Staates bereits nahesteht. Dem entspricht, daß bei ihnen eine auf die totemistische Stammesverfassung zurückgehende Gliederung der Gesellschaft fast völlig verschwunden war. Auch die Totemnamen fehlten im allgemeinen den Bezeichnungen der Klans, dafür waren sie, namentlich bei den am besten bekannten Dakotas, auf einzelne Menschen, wahrscheinlich als Namen von Schutztotems, übergegangen. Nur die zwei Phratrien hatten sich bei den meisten Stämmen erhalten, traten jedoch bloß bei besonderen Gelegenheiten, wie beim Krieg oder bei einer der großen Buffeljagden, in Aktion. Ubrigens hatte der Hauptling wenig Einfluß, und im Krieg konnte jeder tapfere Krieger sich zum Führer aufschwingen. Darin bieten diese Volker das Bild einer Stammesverfassung, die ihre äußeren Formen beibehalten hat, während die Grundlage totemistischer Kulte, die dereinst wohl auch hier nicht fehlte, sogar aus den Namen der Klans verschwunden ist. Eine besondere kriegerische Organisation, wie sie bei den Irokesen durch den Bund der

¹⁾ Bartram, Reise durch Carolina, Georgia und Florida im Jahre 1773 u. f. Berlin 1793. Über die ethnographischen Verhältnisse der Creek vgl. F. W. Hodge, Handbook of American Indians North of Mexico, 1907, I, p. 362 ff.

Stämme geschaffen wurde, mangelte jedoch, da weder ein Stammesbund noch die ihn tragenden Anfänge einer Gentilordnung vorhanden waren¹⁾. Immerhin hatte sich auch hier die kriegerrische Stammesordnung von der Klanverfassung, die nunmehr ausschließlich den Angelegenheiten des Friedens zugewandt war, getrennt.

Entchiedener noch hat sich dieser Dualismus, der als eine Art Vorstufe zu dem Stammesstaat erscheint, bei dem friedlichsten unter den Stämmen der Siouxfamilie, bei den im heutigen Staate Nebraska angesiedelten, aber nach ihrer eigenen Tradition dereinst von Osten her eingewanderten Omaha entwickelt. Die fruhe Trennung von stammverwandten Volkern hat wohl die eigenartige Ausbildung ihrer Verfassung begünstigt, die ubrigens ein um so größeres Interesse bietet, weil sie den durch den Gegensatz von Krieg und Frieden bedingten Dualismus der Gesellschaftsordnung, wie er uns in verschiedenen Abwandlungen bei den andern Siouxstämmen und am ausgebildetsten bei den Irokesen begegnet ist, in besonderer Schärfe zum Ausdruck bringt. Der klimatische Kontrast zwischen Sommer und Winter, wie er diese nordlichen Gegenden der heutigen Union mit den angrenzenden Gebieten Kanadas beherrscht, mag diesen Gegensatz noch besonders begünstigt haben. Zu der Hauptbeschäftigung des Mannes, der Jagd und dem Krieg, ist nur der Sommer geeignet. Um so mehr laßt der Winter neben der spärlichen häuslichen Arbeit Zeit zu Mythenerzählungen, mit denen sich der Indianer die langen Abende verkürzt, sowie zur Feier von Festen, die selbst entferntere Klangenosson zusammenführen, und deren Kulte, indem sie sich mit jenen Mythen verweben, die Teilnehmer in eine phantastische, der täglichen Arbeit fernliegende Welt führen. So ist hier eine merkwürdige Zweiteilung eingetreten, die in der Sprache dieser Indianer als die Scheidung in ein »Erdvolk« und in ein »Himmelsvolk« bezeichnet wurde, wobei der letztere Ausdruck zugleich in dem kosmogonischen Charakter der meisten Mythen die zunehmende Bedeutung der Gotterkulte ankundet. Dabei bezeichnet aber diese Unterscheidung kaum eine Trennung der Mitglieder des Stammes selbst in zwei Klassen, sondern

¹⁾ W. J. Mc Gee, *The Sioux Indians*, 15. Ethnol. Rep. 1897, p. 188ff
J. O. Dörsey, ebenda, p. 213ff

jeder einzelne gehörte wohl beiden »Volkern« zugleich an, ähnlich wie uns dies unten bei manchen Stämmen der nordkolumbischen Küste begegnen wird. Als »Erdvolk« war die Gesellschaft für die Befriedigung der praktischen Lebensbedürfnisse, als »Himmelsvolk« war sie für den Kultus und die Aufrechterhaltung der diesem dienenden Riten geschieden, wobei dann freilich beide Funktionen gelegentlich ineinander eingriffen, weil eben schließlich doch diese Lebensgebiete nicht voneinander zu trennen sind. Doch standen an der Spitze des Stammes ein Hauptling des Erd- und ein anderer des Himmelsvolkes, und ihnen waren sieben (ursprünglich, wie im Hinblick auf die sechs heiligen Weltrichtungen zu vermuten ist, sechs) Unterhäuptlinge als Ratsversammlung beigegeben¹⁾. Indem nun von den beiden sogenannten Volkern verschiedene Handlungen verrichtet wurden, die unter der Oberleitung besonderer Häuptlinge standen, bildeten demnach diese zugleich eine Art Teilung der Gewalten, wobei jedoch, der relativ primitiven Kultur entsprechend, auf der einen Seite, bei der Konstitution der Gesellschaft als Erdvolk, der Krieg neben der Jagd, auf der andern Seite, bei dem Himmelsvolk, der Kultus im Vordergrund stand. In den Führern dieser beiden den Stamm in verschiedener Weise zusammenfassenden Verbindungen liegt daher bereits die Scheidung der beiden führenden Stände späterer Zeiten vorbereitet: des Krieger- und des Priesterstandes, und schon beginnt hier, besonders unter dem Einfluß der verschiedenen Kulte, eine weitere Sonderung in Berufe, indem einzelnen Unterhäuptlingen und den ihnen beigeordneten Gemeinschaften²⁾ bestimmte Ämter, meist als erbliche, übertragen sind: so das Amt, die zur Jagd ausgezogenen Stammesgenossen zusammenzuhalten, das Amt, den Frieden zwischen den einzelnen zu bewahren, das Amt, die heiligen Stammespfeifen aufzubewahren usw. Zugleich

¹⁾ Miss Fletcher und La Flesche scheinen die beiden »Völker« als gesonderte Stammesabteilungen aufzufassen. Nun ist freilich La Flesche selbst ein Abkömmling des Stammes. Aber da auch ihm diese Verhältnisse nur aus der Tradition bekannt sind, so wird man um so mehr einen durch das Wort »Volk« veranlaßten Irrtum vermuten dürfen, als seine eigenen Berichte dem an manchen Stellen widersprechen. Das Verhältnis wird also schwerlich ein anderes gewesen sein als das der Klans zu den Hausgemeinschaften oder Gentes bei den Irokesen oder das noch näher verwandte der Sommer- und Winterverbände bei den Kwakwaka (s. unten).

tritt aber in dieser ganzen Stammesorganisation ein Einfluß hervor, der in andern dieser Übergänge zum Staat zwar sicherlich nicht fehlt, aber doch hinter der allgemeinen Scheidung einer Friedens- und Kriegsorganisation der Gesellschaft mehr verschwindet: das ist der Einfluß des Kultus und seiner Wandlungen, unter denen hier die allmähliche Ablosung der Totemkulte durch Ahnen- und Gotterkulte im Vordergrund steht.

2. Ehe und Familie im Zeitalter der politischen Entwicklung.

a. Morgans System der Verwandtschaftsformen.

Die Entwicklung der Ehe und der Familie bietet in doppelter Beziehung ein eigenartiges, von den andern Bestandteilen der gesellschaftlichen Entwicklung scheinbar abweichendes Bild. Erstens geht bei ihr der mit zunehmender Kultur fortschreitenden Differenzierung der Erscheinungen eine aus dem Absterben älterer Zustände entspringende Vereinfachung der Sitten parallel, die einer schließlichen Übereinstimmung zustrebt; und zweitens besteht die so in weitem Umfang erreichte Gleichheit in einer Vereinfachung, bei der das Ende der Entwicklung, von außen betrachtet, wieder dem Anfang nahezu kommen scheint. Kann es doch kaum mehr dem Zweifel unterliegen, daß dieser ganze Verlauf mit einer Herrschaft der Monogamie beginnt und mit einer solchen endet.

Nun ist das Übergangszeitalter zwischen Stammes- und Staatsordnung, in dem beiderlei Formen des gesellschaftlichen Lebens sich mischen, begreiflicherweise zugleich dasjenige, das die mannigfaltigsten Formen des Verkehrs der Geschlechter hervorbringt. Es kommt hinzu, daß der Zwang der Sitte, der in der Periode der reinen Stammesverfassungen durch die strenge Geltung der Exogamie in ihrer gleichzeitig gebietenden und verbietenden Form die normale Ehe regelt, infolge der Lockerung des Stammesverbandes der Willkür des einzelnen einen größeren Spielraum läßt. Vor allem ist es der Krieg, der, wie er einer der Hauptfaktoren in der Entwicklung politischer Verbände ist, so auch das Machtbewußtsein der einzelnen Persönlichkeit steigert. Dazu kommen die Wandlungen der Kultur, unter denen der Übergang zu Ackerbau und Viehzucht mit der an sie sich anschließenden Ungleichheit des Besitzes und

der gesellschaftlichen Stellung in erster Linie steht. Diese Verhältnisse machen es verständlich, daß die Aufmerksamkeit der Ethnologen, die sich eingehender mit der Geschichte der Ehe und Familie beschäftigten, vorzugsweise den Erscheinungen dieses Übergangszeitalters sich zuwandte. So bot dieses hauptsächlich das Material zu der Systematik der Ehe- und Familienformen, die Lewes H. Morgan entwarf. Auf diese Systematik hat dann Morgan, von der Hypothese eines Ursprungs der Eheformen aus dem Zustand allgemeiner Promiskuität ausgehend, eine Entwicklungsgeschichte der Familie gegründet, die, wie wir früher sahen, zwei falsche Voraussetzungen in sich schließt: erstens sollen nach ihm die sprachlichen Bezeichnungen für die Angehörigen einer der Familie analogen Gesellschaftsgruppe zu jeder Zeit Bezeichnungen derselben Verhältnisse der Blutsverwandtschaft bedeutet haben, die wir heute mit den ähnlichen Namen ausdrücken, und zweitens soll der Gang der Entwicklung innerhalb der gesamten Menschheit der gleiche gewesen sein (S. 108ff.). Auch wenn man von diesen Hypothesen absieht, bleibt jedoch Morgans Klassifikation die vollständigste, die wir besitzen, und da die Tatsachen selbst, auf die sie sich gründet, bestehen bleiben, so wird man sie immerhin als einen Leitfaden in der großen Mannigfaltigkeit der Ehe- und Familienformen, deren Ausbildung zum größten Teil dem Übergang der Stammesverfassung in den Staat angehört, benutzen können. Es wird dabei zweckmäßig sein, zunächst von der Genealogie der Verwandtschaftssysteme auszugehen, die Morgan seiner Entwicklungsgeschichte der Familie zugrunde legt. Die nähere Betrachtung dieser Genealogie wird dann am deutlichsten zeigen, daß, sobald man jene irrigen Voraussetzungen beseitigt, die von Morgan zu seinem System verwendeten Tatsachen in Wirklichkeit etwas ganz anderes lehren, als was er selbst daraus erschlossen hat¹⁾.

Morgan unterscheidet zwei Hauptklassen von Nomenklaturen der Blutsverwandtschaft: die klassifizierende und die deskriptive.

¹⁾ L. H. Morgan, *Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family*, Smithsonian Contributions, Vol. XVII, 1871. Ancient Society, 1877. Deutsch u. d. T.: *Die Urgesellschaft*, 1891. Dazu J. F. Mc Lennan, *The Patriarchal Theory*, 1885. *Studies in Ancient History*, 1886.

Die erstere soll gewisse Gruppen von Blutsverwandten unter übereinstimmenden Begriffen zusammenfassen, also z. B. den Vater und die Bruder des Vaters, die Kinder und die Neffen und Nichten. Die letztere fixiere dagegen jeden Verwandtschaftsgrad durch eine besondere Bezeichnung. Dabei muß ubrigens bemerkt werden, daß nur in wenigen Sprachen das deskriptive System vollkommen durchgeführt ist, da z. B. schon die Bezeichnung des väterlichen und des mütterlichen Großvaters, der väterlichen und der mütterlichen Großmutter oder die mehrdeutigen Bezeichnungen von Neffe, Vetter, Schwager in unsern modernen Sprachen streng genommen Übergänge nach dem klassifizierenden System sind. Der klassifizierende Typus im eigentlichen Sinne umfaßt nach Morgan wieder zwei große Verwandtschaftssysteme: das malaiische (das schon oben bei Gelegenheit der Hordenorganisation erwähnt wurde) und das turanische oder strenger ausgedrückt turanisch-ganowanische, das bei den asiatischen Völkern turanischen Stammes sowie bei den amerikanischen Ureinwohnern (der ganowanischen Völkergruppe) gefunden wird. Der deskriptive Typus wird durch die Nomenklaturen aller zivilisierten Rassen, der Arier, Semiten und der uralischen Völker, repräsentiert und daher als arische oder genauer als arisch-semitisch-uralische Nomenklatur bezeichnet. Unter den drei Systemen kennt, wie schon erwähnt, das malaiische nur Unterschiede der Generationenfolge: alle Männer der nachstvorangehenden Generation heißen Vater, alle Weiber derselben Mutter usw. Daneben existieren jedoch einige Bezeichnungen für die Verschwagerungen, wie Schwiegersohn, Schwiegertochter, Schwager, die aber ebenfalls in einem weiteren Sinne als die uns geläufigen Begriffe dieser Art gebraucht werden, so daß sie nicht bestimmte Verschwagerungsverhältnisse, sondern Ehen innerhalb einer bestimmten Generation zu bezeichnen scheinen: Schwager also den Gatten irgend eines Mitgliedes der gleichen Generation, Schwiegertochter die Gattin eines Mitgliedes der nächst jüngeren usw. Die Ausdrücke für Gatte und Gattin sind mit denen für Mann und Weib (kana und wahena im Hawaiischen) identisch; auch sie werden aber, wie es scheint, allgemein für ein Eheverhältnis innerhalb der nämlichen Generation gebraucht, sobald sie sich auf eine Person des

anderen Geschlechts beziehen: vom Standpunkt eines Mannes aus heißt also die Gattin jedes Mannes der gleichen Generation (jedes Bruders) Gattin (Frau), der Gatte jeder Frau der gleichen Generation aber Schwager. Das turanische System unterscheidet sich nun von dem malaischen dadurch, daß ein Mann den Sohn seines Bruders (wobei der Begriff Bruder wieder im weiteren Sinne zu verstehen ist) ebenfalls seinen Sohn, daß er aber seiner Schwester Sohn seinen Neffen nennt. Umgekehrt nennt ein Weib den Sohn ihres Bruders ihren Neffen, den Sohn ihrer Schwester dagegen ihren Sohn. Entsprechend heißt die Schwester der Mutter hier wie im malaischen System ebenfalls Mutter, der Bruder der Mutter hat dagegen einen besonderen, unserm Onkel zu vergleichenden Namen. Ein merkwürdiger Gegensatz findet sich übrigens zwischen den in den bisher genannten Bezeichnungen übereinstimmenden turanischen und ganowanischen Systemen in dem Gebrauch der Wörter Sohn und Neffe, Tochter und Nichte. Im turanischen System nennt nämlich ein Mann den Enkel des Bruders der Mutter seinen Neffen, im ganowanischen seinen Sohn, eine Frau nennt umgekehrt jenen dort ihren Sohn, hier ihren Neffen. Ähnlich nennt ein Mann den Urenkel des Bruders der Großmutter im turanischen System seinen Neffen und im ganowanischen seinen Sohn, eine Frau umgekehrt dort ihren Sohn, hier ihren Neffen. Das arische oder genauer das arisch-semitisch-uralische System endlich hat für jeden Verwandtschaftsgrad seinen besonderen Namen geschaffen, wobei jedoch bald, wie in den lateinischen Bezeichnungen *patruus* und *avunculus*, *amita* und *matertera*, die Vater- und Mutterlinie voneinander unterschieden sind, bald für beide übereinstimmende Namen existieren, wie meist in den modernen Sprachen.

b. Kritik der Morganschen Theorie.

Die drei erwähnten Nomenklaturen betrachtet nun Morgan als Zeugnisse dreier aufeinander folgender, aber durch Zwischenstufen verbundener Ehe- und Familienformen. Die malaische Nomenklatur soll der Blutsverwandtschaftsfamilie oder der allgemeinen Promiskuität zwischen den männlichen und weiblichen

Mitgliedern eines Stammes, die der gleichen Generation angehören, entsprechen. Aus dieser Form, bei der alle Mitglieder einer Horde oder eines Stammes eine einzige Familie bilden, soll dann allmählich die durch die turanische Nomenklatur angedeutete Gruppenehe oder Punaluafamilie (von dem hawaiischen Wort Punalua, Genosse) hervorgegangen sein. Diese Ehe- und Familienform soll darin bestehen, daß mehrere Brüder ihre Gattinnen, mehrere Schwestern ihre Gatten gemeinsam haben. Dabei soll aber die Bezeichnung Bruder und Schwester neben den eigentlichen Brüdern und Schwestern noch die Vettern und Kusinen ersten, zweiten, dritten und sogar entfernterer Grade mit einschließen. Indem bei dieser Familienform der Vater eines Kindes fortan unbekannt blieb, die Mutter aber unterschieden wurde, soll sich hieraus die Haupt-eigentümlichkeit der turanischen Nomenklatur, daß dieselbe die Deszendenz und Aszendenz in der Weibelinie unterscheidet, erklären. Die Punaluafamilie soll endlich durch verschiedene Zwischenstufen in die letzte bis jetzt erreichte Form der monogamischen Familie übergegangen sein. Als solche Zwischenstufen, die nach historischen und ethnologischen Zeugnissen existiert, aber auf die Nomenklaturen keinen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, betrachtet Morgan die syndiasmische oder Paarungsfamilie (von syndiazo, paaren), bei der eine Ehe zwischen je einem Mann und einem Weib geschlossen wurde, die aber nur während einer gewissen Zeit bestand, und durch die der Mann nicht in seinem Geschlechtsverkehr gebunden war, sowie die patriarchalische Familie, die aus der Ehe eines Mannes mit mehreren Weibern hervorging, die aber nicht von allgemeiner Verbreitung war. Da diese beiden Übergangsformen von verhältnismaßig beschränkter und vergänglicher Natur waren, so sollen sie einen merkbaren Einfluß auf die Nomenklatur nicht ausgeübt haben, wogegen die monogamische Familie das ihr adäquate System von Bezeichnungen sich in der arischen oder arisch-semitisch-uralischen Nomenklatur geschaffen habe, die, allein der monogamischen Ehe entsprechend, die Verwandtschaftsgrade deskriptiv individualisiere.

Diese Rückschlüsse aus den verschiedenen sprachlichen Bezeichnungen auf die Formen der Ehe und Familie sind nun, wie

schon oben bemerkt wurde, hinfällig, weil sie von der trugerischen Voraussetzung ausgehen, daß die unter völlig abweichenden Gesellschaftsverhältnissen entstandenen Namen für die verschiedenen Mitglieder der Gemeinschaft in ihren Grundbedeutungen unsern heutigen Verwandtschaftsbezeichnungen entsprechen mußten. Daß dies für das malaiische Bezeichnungssystem nicht zutrifft, ist von vornherein einleuchtend: dieses ist überhaupt kein System der Verwandtschafts-, sondern der Generationenbezeichnungen. Als solches kann es aber irgend einen Schluß auf die Formen der Ehe und Familie in keinem Sinne zulassen, außer etwa in dem, daß diese Formen, sofern dauernde Ehe existierte, für den Menschen, der mutmaßlich diese Nomenklatur geschaffen hat, nur ein geringes Interesse besaßen. Daß dieselbe ein Verwandtschaftssystem nicht sein kann, geht auch schon aus dem Umstande hervor, daß es allerdings einige Bezeichnungen besitzt, die aus dem Rahmen einer reinen Generationenbezeichnung herausfallen, die aber mit der Annahme einer allgemeinen Promiskuität nicht übereinstimmen, also für sich allein schon die sogenannte Blutsverwandtschaftsfamilie über den Haufen werfen: das sind die im malaiischen System vorkommenden Bezeichnungen für Verschwägerungen. Mögen diese Bezeichnungen wiederum eine weitere Bedeutung als die unsrigen haben, indem z. B. Schwager nicht bloß den Gatten meiner Schwester, sondern den Gatten irgend einer Frau der gleichen Generation bedeutet, so bleibt doch das Gattenverhältnis in bezug auf die, für welche es gebraucht wird, ein individuelles. Es mag sein, daß dieselbe Frau mehrere Gatten, derselbe Mann mehrere Frauen habe. Immer aber liegt dem Begriff des Schwagers und der Schwägerin, des Schwiegersohns und der Schwiegertochter der Begriff des Gatten in irgend einem engeren Sinne zugrunde, in welchem dieser mit der Existenz der »Blutsverwandtschaftsfamilie« oder der allgemeinen Promiskuität unvereinbar ist. Denn wenn z. B. die Gattin des Sohnes meines Bruders möglicherweise meine Tochter ist, wie kann ich sie dann, wie es im Hawaiischen geschieht, zugleich als meine Schwiegertochter bezeichnen? Das erklärt sich nicht, wenn das malausche System ein Blutsverwandtschaftssystem ist; es erklärt sich aber auf das einfachste, wenn es ein Generationensystem ist, welches an

einigen Punkten von einem System von Ehebezeichnungen durchkreuzt wird¹⁾).

In der Tat gehören die Beispiele, die für Morgans »malaisches System« angeführt werden, durchweg einer relativ hohen Kulturschicht an. Schon die Bezeichnung »malaisch« weist hierauf hin; denn die malaische Rasse und insbesondere Hawaii, auf dessen Sprache sich Morgan im einzelnen bezieht, sind nach ihren Sitten und sozialen Einrichtungen Repräsentanten einer fortgeschrittenen Kultur. Eine besondere Rolle hat ferner hier der Stamm der Nairs gespielt, in welchem bereits Mac Lennan einen unverändert erhalten gebliebenen Urzustand gefunden zu haben glaubte²⁾. Die Nairs gehören zur Hindurasse und bilden an der Küste von Malabar die herrschende kriegerische Kaste. Sie leben in Gesamtfamilien, die mehrere Generationen vereinigen, sind also über die ersten Anfänge der Stammesorganisation weit hinausgeschritten. Die Eigentümlichkeit dieser Gesamtfamilien besteht nun darin, daß weder eheliche Verbindungen innerhalb desselben Familienkreises gestattet sind, noch auch fremde Frauen in denselben aufgenommen werden. Den Mittelpunkt einer Familie bildet nicht ein Gatten-, sondern ein Geschwisterpaar. Das Gattenverhältnis selbst ist infolgedessen begreiflicherweise ein sehr loses, da es ohne jede dauernde Lebensgemeinschaft, als bloße eheliche Verbindung zwischen zwei Mitgliedern verschiedener Familiengruppen besteht. Die Ehen werden zwar unter bestimmten Hochzeitszeremonien geschlossen, aber sie sind in der Regel von sehr kurzer, oft nur von eintägiger Dauer. Während dieser Zeit erweist der Gatte der Frau und ihrer Familie mancherlei Dienste. In dem Augenblick, wo diese Dienste aufhören, gilt dann auch die Ehe für gelöst. Eine Abstammung gibt es dabei natürlich nur in der Weiberlinie, da die Kinder, die in diesem Fall in der Tat ihren Vater nicht kennen, in der Familie der Mutter verbleiben. Diese Einrichtung trägt augenscheinlich nicht im mindesten die Spuren primitiver Sitte an sich. Schon die Existenz der Hochzeitszeremonien spricht dagegen; noch mehr die strenge Geschlossenheit der Gesamtfamilie, die offenbar die Ursache ist,

¹⁾ Vgl. oben Kap. II, S. 108.

²⁾ Mac Lennan, *The Patriarchal Theory*, 1885.

aus der es zu einer dauernden Ehe nicht kommt. In dieser Beziehung bilden die Nairs ein belehrendes Zeugnis dafür, daß Ehe und Familie nicht notwendig zusammengehörige Begriffe sind, sondern daß unter besonderen Bedingungen auch das Geschwisterverhältnis zur Grundlage der Familie werden kann. Hier bietet ein kriegerisches Leben, wie die Kaste der Nairs es fuhr, am ehesten Gelegenheit, aus der in den Anfängen der Stammesorganisation noch bestehenden Trennung der Geschlechter solche auf dem Geschwisterverhältnis beruhende Familienverbände zu erzeugen. Jedenfalls ist aber diese Art der Familienverbindung ebenso gut wie die aus dem Gattenverhältnis entspringende ein spätes Produkt sozialer Entwicklung, das an sich auf primitive Zustände gar nicht zurückschließen läßt. Da nun die Geschwisterfamilie die Ursache der losen Ehebandnisse der Nairs ist, so können diese um so weniger als eine primitive Einrichtung angesehen werden, wie denn ja auch das Bestehen von Hochzeitszeremonien sie vielmehr als Ausartungen einst dauernder Eheverbände erscheinen läßt. In der Tat wird von den nordlichen Nairs berichtet, daß bei ihnen die Weiber dem Manne in seine Familie folgen.

Wenn demnach der Schluß aus der malaiischen Nomenklatur auf einen ursprünglichen Zustand ungebundenen Geschlechtsverkehrs unhaltbar ist, so verhält es sich nicht anders mit den von Morgan auf Grund des turanischen und ganowanischen Systems aufgestellten Begriffen der Gruppenehe und der Punaluafamilie. Dies geht schon daraus hervor, daß die Bezeichnungen Bruder und Schwester hier ebenfalls einen weiteren Sinn haben, indem sie überhaupt Verwandte derselben Generation bedeuten — ein Begriff, bei dem man unmöglich die unmittelbare Abstammung von derselben Mutter annehmen kann. Vielmehr ist es gewiß, daß die Stammesgenossen, die sich Brüder und Schwestern nennen, damit eine Abstammung von einem direkt nicht mehr nachweisbaren Elternpaar meinen. Gehen wir hiervon aus, so ist offenbar die turanische Nomenklatur ein treuer Ausdruck der eingetretenen und durch die Institution der Wechselheirat zwischen den Stammesverbänden befestigten Stammesorganisation. Wie ein jedes Mitglied eines Klans die der gleichen Generation an-

gehorenden Mitglieder des nämlichen Klans im allgemeinen seine Brüder, die weiblichen seine Schwestern nennt, so nennt es die Generationsgenossen seiner eigenen Söhne und Töchter ebenfalls seine Söhne und Töchter, und von diesen vermoge des Prinzips der Wechselheirat einem fremden Klan angehörenden Söhnen und Töchtern unterscheidet es die jüngere Generation seines eigenen Klans durch besondere Bezeichnungen. Umgekehrt nennt eine Frau alle Mitglieder der nächsten Generation, die, wie ihre eigenen Söhne und Töchter, ebenfalls dem nämlichen Klan angehören, ihre Söhne und Töchter, die Söhne und Töchter der männlichen Mitglieder des Klans dagegen ihre Neffen und Nichten. Auf diese Weise ist die turanische Nomenklatur teils Generationenbezeichnung, teils Stammesbezeichnung. Die erstere zeigt sich auch darin mitbestimmend, daß, ganz so wie im malaiischen System, alterer und jungerer Bruder, ältere und jüngere Schwester voneinander unterschieden werden. Nur wenn in dieser Weise die turanische Nomenklatur eine Mischung von Generationen- und von Stammesbenennungen ist, wird es begreiflich, daß sie überhaupt so lange sich erhalten hat, als die Stammesverfassung bestand. Wäre sie ein System wirklicher Verwandtschaftsvorstellungen, so hätte sie allmählich verdrängt werden müssen, als das Zusammenleben in monogamischer Ehe die unterschiedslose Vermengung der eigenen Söhne und Töchter mit denen der andern Mitglieder des gleichen Klans beseitigte. Ebenso wurden die Verschwägerungsbezeichnungen, wie sie besonders in der ganowanischen Nomenklatur zu finden sind, mit der Existenz einer Gruppenehe unvereinbar sein. Wenn im Irokesischen Bezeichnungen für den Gatten des Bruder- und des Schwestersohns, der Bruder- und der Schwestertochter vorhanden sind, die unserm Schwiegersohn und Schwiegertochter entsprechen, so setzen solche Bezeichnungen notwendig ein tatsächlich bestehendes individuelles Gattenverhältnis voraus: innerhalb der Gruppenehe wurden sie ebenso unmöglich sein wie bei allgemeiner Promiskuität. Endlich ist es ganz im Sinne der Klanbezeichnung, wenn der Bruder der Mutter einen besonderen Namen trägt, unserem Onkel entsprechend, während die Schwester der Mutter ebenfalls Mutter genannt wird. Hier kann unmöglich die Unkenntnis der eigenen Mutter als Grund der über-

einstimmenden Bezeichnung angenommen werden, da eine solche Unkenntnis gerade bei primitiver Kultur wegen der langen mütterlichen Ernährung des Kindes undenkbar ist. Auch unterscheidet das Tamilische, das ein ausgesprochener Repräsentant der turanischen Nomenklatur ist, die Schwestern der Mutter nach dem Alter als die ältere und die jüngere Mutter, ein deutlicher Beweis, daß eine solche Unkenntnis tatsächlich nicht existiert. Während aber das in den Anfängen der Stammesorganisation zweifellos noch bestehende Zusammenleben der Frauen des gleichen Klans und später wenigstens der gleichen Gesamtfamilie dem Kinde die Übertragung des Mutternamens auf die Schwester und weiteren weiblichen Verwandten der Mutter nahelegte, stand dasselbe bei der Mutterlinie unter dem besonderen Schutzrecht und der Schutzpflicht des Mutterbruders. Da in dieser Beziehung Onkel und Neffe korrelierte Begriffe sind, so mag darin zugleich ein Motiv für die Unterscheidung des Schwestersohnes durch eine besondere Bezeichnung gelegen sein, ebenso wie dann auch zwischen der Frau und ihrem Brudersohn ein ähnliches näheres Verhältnis sich herstellte. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind die Ausdrücke, die wir mit Onkel, Neffe und dergleichen übersetzen, im System der Stammsorganisation nicht Benennungen, die auf eine weitere Verwandtschaft hinweisen als Sohn oder Tochter, Vater oder Mutter, sondern vielmehr solche, in denen sich die besonderen Beziehungen fixiert haben, in welche die Mutterfolge die Personen bringt. Vom gleichen Gesichtspunkte aus sind wohl auch die auffallenden Unterschiede zu beurteilen, die sich zwischen der ganowanischen und der eigentlich turanischen Nomenklatur vorfinden, indem im Ganowanischen die späteren Deszendenten der Mutterbrüder von dem Mann als Söhne und Tochter, von der Frau als Neffen und Nichten, im Turanischen dagegen umgekehrt von dem Mann als Neffen und Nichten, von der Frau als Söhne und Töchter bezeichnet werden. Vollends wird dieses korrelierte Verhältnis der Benennungen von seiten des Mannes und der Frau unmittelbar selbstverständlich, sobald wir annehmen, daß die Entstehung dieser Terminologie schon in die Zeiten des Ursprunges der Stammesverfassung zurückreicht, in denen noch das System der Wechselheiraten zwischen je zwei Geschlechtsverbänden

bestand. Heiratete stets ein Mann der Gruppe I ein Weib der Gruppe II und umgekehrt, während die Kinder jedesmal wieder der Gruppe der Mutter zufielen, so wanderten demnach die in II geborenen Kinder wieder nach I und die in I geborenen nach II zurück, wo sie in dem Bruder ihrer Mutter ihren natürlichen Beschützer fanden. Die ganowanische Bezeichnungsweise ist offenbar in diesem Fall diejenige, die dem ursprünglichen Geist der Stammesorganisation entspricht. Wie ein Mann der ersten Generation seinen eigenen Sohn nicht nur, sondern auch den seines Bruders als Sohn bezeichnet, so nennt hinwiederum in der zweiten Generation ein Mann seinen Vetter Bruder und den Sohn dieses Vetters seinen Sohn, während dagegen die Frau der zweiten Generation denselben Ausdruck Neffe, den ihre Mutter auf den Sohn des Oheims anwendet, nun auch auf das entsprechende Mitglied der eigenen Generation, also auf den Sohn jenes Sohnes, anwendet. Die ganowanische Terminologie überträgt also einfach die Bezeichnungen von der ersten Generation auf die nächsten. Die turanische Terminologie kehrt nun auf dieser Stufe merkwürdigerweise die Bezeichnungen um: während ein Mann der zweiten Generation seinen Vetter auch hier fortan noch Bruder nennt, gibt er dem Sohn dieses Vetters den Namen Neffe, den sein Mutterbruder ihm selbst gegeben hat, und ein Weib derselben Generation nennt den Sohn ihres Vetters Sohn, also mit demselben Namen, mit dem ihrer Mutter Schwester ihren Bruder genannt hat. Mac Lennan hat diese eigentümliche Umkehrung aus der Sitte der häufigen Heiraten zwischen Vettern und Kusinen zu erklären versucht, die bei den turanischen Völkerschaften vorkommen sollen. In der Tat wird ja, wenn eine Frau ihren Vetter heiratet, ihr Bruder sich zu dem Sohn dieser Ehe wieder als Mutterbruder verhalten, er wird also diesen Sohn Neffe, und umgekehrt wird eine Schwester der Verheirateten ihn Sohn nennen. Es konnte aber auch sein, daß diese Umkehrung mit der allmählichen Lockerung der Stammesorganisation zusammenhinge, die bei den nomadisierenden Stämmen der turanischen Rasse allmählich eingetreten ist, und die sich naturgemäß in den späteren Gliedern der Generationenreihe früher geltend machen muß als in dem ersten. Indem diese Lockerung mit einer Stärkung der Schutzrechte der

männlichen Deszendenten verbunden ist, bedingt sie es, daß zunächst der Sohn eine ähnliche Schutzpflicht gegenüber den Abkömmlingen seines Oheims auf sich nimmt, wie sie dieser gegen ihn selbst besessen hatte. Sobald aber der Mann sich als Oheim und namentlich in Ermangelung eines näheren mütterlichen Verwandten als Vormund für den Enkel seines Mutterbruders betrachtet, tritt damit zugleich die Schwester dieses Mannes unter dem noch fortwirkenden Einfluß der Stammesbezeichnungen in das diesem Verhältnis von Oheim und Neffe korrelierte von Mutter und Sohn. Dafür daß das turanische System bereits Symptome der Zersetzung der Stammesorganisation an sich trägt, spricht in der Tat noch ein anderer Umstand: er besteht darin, daß in ihm zum erstenmal besondere Bezeichnungen für die weiter zurück- und weiter vorwärtsreichenden Generationenreihen, also für Begriffe wie Urgroßvater, Ururgroßvater, Urenkel auftreten, während das ganowanische System außer Großeltern und Enkeln keine Unterscheidungen kennt, also alle weiteren Generationen mit dem gleichen Namen nennt. Nun fällt eine solche Unterscheidung längerer Generationenreihen so lange hinweg, als die Stammesorganisation in ihrer ursprünglichen Bedeutung und Macht fortbesteht. Denn in der Masse der Geschlechtsge nossen müssen solche weitergehende Gliederungen verschwinden. Sie drängen sich aber mit Notwendigkeit der Aufmerksamkeit auf, sobald sich aus dem Stamm einzelne Familienverbände oder Sippen ausgesondert haben, bei denen die kleinere Zahl eine feinere Unterscheidung sowohl der Mitglieder der lebenden Generation wie der vor nicht allzulanger Zeit Verstorbenen möglich macht.

c. Generationen- und Verwandtschaftsnamen.

Fassen wir alles zusammen, so trägt demnach das turanische System deutlich den Charakter eines Übergangssystems an sich. Auf der einen Seite ist es in der Unterscheidung von Vater, Mutter, Großvater, Großmutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter, Enkel, älterer und jungerer Bruder, ältere und jüngere Schwester usw. noch immer ein System von Generationenbezeichnungen. Auf der andern Seite macht die Stammesorganisation in den Sonderbezeichnungen für den Mutterbruder und für den Neffen und die Nichte

sich geltend. Die gentilizische Bedeutung dieser Sonderbezeichnungen erhellt hierbei daraus, daß Schwestersohn und Schwestertochter eines Mannes Neffe und Nichte, die Bruderkinder dagegen Sohn und Tochter genannt werden, während umgekehrt eine Frau die Kinder ihres Bruders Neffe und Nichte, die ihrer Schwester dagegen Sohn und Tochter nennt. Indem diese Sonderbezeichnungen für den Oheim und für die Neffen und Nichten ein Schutzverhältnis ausdrücken, sind sie aber die ersten, die neben ihrer gentilizischen Bedeutung zugleich die andere eines persönlichen Verhältnisses gewinnen und damit gleichzeitig zum Ausdruck einer individuellen Verwandtschaft dienen. In diesem Sinne kann man von den Wörtern Oheim, Neffe und Nichte sagen, daß sie, nicht aber die Wörter Vater, Mutter, Sohn und Tochter wahrscheinlich die ersten waren, die eine engere individuelle Blutsverwandtschaft zum Ausdruck brachten. Unvermeidlich wird dann von ihnen aus diese Beschränkung der Bedeutung sich allmählich auch auf die übrigen Verwandtschaftsgrade ausgedehnt haben. Dazu war aber ein Schritt erforderlich, der bereits die Auflösung der Stammesorganisation andeutet, nämlich die Bildung der Familie, mit der erst die Beschränkung des Mutter- und Vaternamens auf die wirklichen Erzeuger Hand in Hand geht. Hiernach ist die turanische Nomenklatur gerade so wenig wie die malaiische ein System, welches irgend einer bestimmten Ehe- und Familienform entspricht. Auch sie kann dies deshalb nicht sein, weil sie, obgleich in ihr individuelle Verwandtschaftsbezeichnungen sich auszubilden beginnen, doch der Hauptsache nach kein Verwandtschaftssystem, sondern einfach ein Generationensystem mit besonderer Rücksicht auf bestimmte durch die Familienorganisation entstehende Beziehungen einzelner Persönlichkeiten ist. Ein reines Verwandtschaftssystem ist erst diejenige Nomenklatur, die sich infolge der Aussonderung und der wachsenden Bedeutung der Familie ausgebildet hat. Nicht klassifizierendes und deskriptives System ist daher auch der eigentliche Gegensatz, der die Nomenklaturen der Anrede beherrscht, sondern Generationensystem und Verwandtschaftssystem. Jenes ist, abgesehen von dem Ausdruck einiger Verschwagerungsverhältnisse, fast rein durchgeführt in der malaischen Nomenklatur, dieses

herrscht in den Sprachen der zivilisierten Völker. Zwischen beiden bildet das sogenannte turanische System einen Übergang, der aber immer noch mehr zu der alteren Form, der des Generationensystems, hinneigt. Doch wird man wohl annehmen dürfen, daß innerhalb dieses Systems, für uns unerkennbar, namentlich durch die Beschränkung der Anwendung der Ausdrücke für das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, die allmähliche Annäherung und der schließliche Übergang in das Verwandtschaftssystem eingetreten ist. Im ganzen ist dann freilich dieses letztere, da es sich auf das Verhältnis der Personen zu einander nach ihrer individuellen Stellung in der Familie bezieht, mehr individualisierend. Aber das hindert doch nicht, daß es gelegentlich, namentlich bei den entfernteren Verwandtschaftsverhältnissen, wieder einen generalisierenden Charakter gewinnt. So ist es z. B. mit den Ausdrücken Vetter und Kusine geschehen, die in der modernen Gesellschaft meist für verschiedene Verwandtschaftsgrade in der gleichen Generation gebraucht werden. Zugleich bedeutet aber eine mehr individualisierende Bezeichnung keineswegs notwendig einen fortgeschritteneren Zustand. Darum sind die modernen Sprachen, wenn sie Vater- und Mutterbruder gleich nennen, keineswegs im Rückstand gegenüber dem Lateinischen, welches sie verschieden nennt. Vielmehr ist mutmaßlich das letztere insofern eine rückständige Bildung, als es offenbar noch die Erinnerung an die besondere Stellung bewahrt hat, die vor der Entstehung der monogamischen Ehe zumeist der Mutterbruder einnahm. Ebenso ist es kein fortgeschrittenerer Zustand, wenn das Keltische (z. B. noch das heutige Galisch), da es außer Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter überhaupt keine andere Verwandtschaftsform kennt, alle vollkommen eindeutig ausdrückt, wie Mutterbruder, Vaterbruder, Vaternvater, Sohnes-tochter usw. Eine dergestalt individualisierende Bezeichnungsweise ist offenbar nur deshalb möglich, weil das Keltische überhaupt wahrscheinlich sehr spät zur Nomenklatur nach reinen Blutsverwandtschaftsbegriffen fortgeschritten ist, zu einer Zeit, da es nicht mehr imstande war, besondere Wörter für die weiteren Verwandtschaftsgrade zu bilden. Auch in den andern arischen Sprachen ist übrigens die Zahl dieser besonderen Bezeichnungen eine beschränkte;

und daß sie verhältnismäßig spät erst ihre endgültige Bedeutung erlangt haben, dafür spricht einerseits die Tatsache, daß oft naheverwandte Sprachen, wie z. B. noch das moderne Englisch und Deutsch, in vielen Bezeichnungen abweichen, anderseits die sprachgeschichtliche Erscheinung, daß ursprünglich übereinstimmende Wörter in verschiedenen, aber verwandten Sprachen eine ganz abweichende Bedeutung angenommen haben, wie z. B. die Wörter nepos und Neffe im Lateinischen und Deutschen.

Der Schluß, der sich aus der Gesamtheit dieser Verhältnisse ergibt, ist einleuchtend. Morgan und die sich ihm anschlossen haben die Zeugnisse für ihre Theorie hauptsächlich sozialen Zuständen entnommen, die im großen und ganzen einer und derselben Kulturschicht, nämlich der des Übergangs der Stammesverfassung in eine politische Ordnung, angehören. Schon in den von Morgan gewählten Benennungen spricht sich dies aus. Die malaiio-polynesische gehört ebenso wie die turanische und die amerikanische Rasse eben dieser Übergangskultur an. Die Verhältnisse, in denen sich bei ihnen Stammesordnungen mit Anfängen staatlicher Einrichtungen sowie mit zersetzenden Wirkungen, die beide aufeinander ausüben, mischen, variieren aber mannigfach, und diesen Unterschieden verdanken Morgans Systeme im wesentlichen ihre Entstehung. Er selbst hat jedoch den Inhalt der Kulturen unterecksichtigt gelassen, um lediglich aus den bei den verschiedenen Volkergruppen vorhandenen sozialen Bezeichnungen eine Entwicklung zu konstruieren, deren Perioden in Wahrheit Wirkungen verschiedener Bedingungen sind, die einer und derselben Übergangskultur angehören. Als eine solche neigt eben diese Periode mehr als die vorangehenden und nachfolgenden zu mannigfachen Schwankungen. Das einzige, was von dieser Entwicklungshypothese als eine wirkliche Entwicklung bestehen bleibt, ist der Übergang der Generationen- in Verwandtschaftsbezeichnungen. Gerade dieser immerhin wichtige Schritt bleibt aber unbeachtet, weil Morgan die Generationennamen für Verwandtschaftsnamen halt. Er übersieht, daß es neben diesen durchgehenden allgemeinen Nomenklaturen und ihrem Bedeutungswandel eine Bezeichnungsweise für die einzelne Persönlichkeit gibt, die die allgemeinen Begriffe für Vater, Mutter, Bruder, Schwester usw. von Anfang bis zu Ende

ersetzen kann: das ist der Eigenname. Er fehlt keiner der Kulturstufen, die Morgan in den Bereich seiner Betrachtung zieht. Schon bei den australischen Aranda wird dem Kind der Name von dem Großvater gegeben, wie wir aus den Mitteilungen C. Strehlows wissen. Damit ist aber natürlich nicht ein beliebiger alterer Mann, sondern der wirkliche Großvater gemeint, und seine individuellen Vorväter weiß der Aranda nicht bloß bis zur zweiten vorangehenden Generation, die für die allgemeine Einteilung der Altersklassen genügt, sondern zuweilen bis zur fünften bei ihren persönlichen Namen aufzuzählen¹⁾).

Unter dem Gesichtspunkt, daß der Eigenname unter den verschiedensten Bedingungen primitiver wie fortgeschrittener Kultur gerade die näheren Verwandtschaftsnamen vertreten kann, wird es nun verständlich, daß die »malaiische« Nomenklatur Morgans die unterste Stelle einnimmt, obgleich Polynesien, das Hauptgebiet ihrer Verbreitung, alle Spuren einer langen, vielfach freilich bereits die Zeichen des Verfalls an sich tragenden sozialen Entwicklung hinter sich hat. Ist doch hier die Stammesverfassung fast restlos verschwunden, und auch Hauptlingschaft und Adel, diese Zeugnisse politischer Einrichtungen, sind meist im Verfall begriffen. Daß diese Verfallzustände im Verein mit der Bedürfnislosigkeit, die in den meisten Gebieten Ozeaniens das Klima mit sich führt, zersetzend besonders auch in Ehe und Familie eingreifen, ist verständlich. So erklärt sich die lange Dauer, in der hier das System der Altersstufen mit den seine Grundlage bildenden Männergenossenschaften und ihren Rückwirkungen auf den Verkehr der Geschlechter bestanden hat, Erscheinungen, die neben der hohen, den Gedanken

¹⁾ C. Strehlow, Die Aranda- und Lortjastämme Zentralaustraliens, IV. Teil, 1. Abt., S. 3. Auch bei manchen andern, besonders amerikanischen Völkern hat der Großvater, wohl als das in der Regel älteste männliche Mitglied der Familie, dieses Recht der feierlichen Namensgebung. Daß dieser lebende Großvater keineswegs der älteste Vorfahre ist, zu dem die Erinnerung zurückreicht, lehren aber die durchgehends vier bis fünf Generationen umfassenden Stammbaumtafeln Strehlows. Dagegen sind für die große Bedeutung, die den Altersstufen überhaupt beigelegt wird, die für sie in der Sprache vorkommenden Unterscheidungen charakteristisch. So werden von den Aranda und Lortja nicht weniger als 15 Altersstufen unterschieden, von denen übrigens 12 bis zur Verheiratung, nur 3 von da bis zum Greisenalter reichen (a. a. O., S. 42f.).

an primitive Zustände ausschließenden intellektuellen und künstlerischen Anlage der Bewohner dieser Eilande schon das Erstaunen ihrer Entdecker erregten. Je mehr dabei die persönliche Eigenart in höherem Grade als bei andern Naturvölkern zur Geltung kommt, um so mehr bietet nun der persönliche Eigenname das Mittel der näheren Unterscheidung, indes nicht selten die Zerrüttung der Eheverbände die Verwandtschaftsbezeichnungen zurückdrängt. Eine analoge Wirkung kann aber, wie das Beispiel der Nairs zeigt, der erweiterte Familienverband und besonders die Hausgenossenschaft ausüben, wobei nur insofern ein Unterschied obwaltet, als sich der Verkehr der Geschlechter dort in weiterem, hier in engerem Kreis bewegt. Wie das Männerhaus zur Panmixie, so kann daher das Großfamilienhaus zur »Gruppenehe« führen. Dabei handelt es sich jedoch in beiden Fällen um Ausartungen, nicht um normale Entwicklungszustände und am allerwenigsten um primitive Stufen der Kultur.

Anders verhält es sich mit dem sogenannten »turanisch-ganowanischen« System. Die Nomenklaturen, die hierher gezählt werden, gehören Gebieten an, die, wie die tatarischen, manche sibirische, viele afrikanische und vor allem amerikanische, im allgemeinen ebenfalls Übergänge zwischen Stammes- und staatlicher Kultur bilden, bei denen aber die Klanverfassung starke Nachwirkungen hinterlassen hat, während sich bei vielen von ihnen zugleich Antriebe politischer Machtbetätigung regen. So sind hier Verhältnisse eingetreten, bei denen zunächst die Zugehörigkeit zum Klan und innerhalb des Klans zu der Altersgenossenschaft die Stellung des einzelnen in der Gesellschaft kennzeichnet. In Gewandung oder Tatowierung trägt er das Totemsymbol des Klans an sich; der Indianer bedient sich desselben in der Bilderschrift, um seine eigene Person zu bezeichnen. Das überträgt sich nun aber zugleich von der Klan- auf die von ihr sich ablosende Gentilordnung, wo dann die bestimmtere Beziehung auf einen menschlichen Ahnen hinzukommt, der dem Geschlecht seinen Namen gegeben haben soll. So ist noch in Rom der Gentilname auch im persönlichen Gebrauch älter als der den einzelnen bezeichnende Vor- und Beiname. Es ist die zunehmende Geltendmachung der Einzelpersonlichkeit in

Sitte und Recht, in Besitz und Verkehr, die den Wandel der Kultur auch in diesen Benennungen zum Ausdruck bringt. Hier ist es nun zunächst die »ganowansche« und dann, diese weiterführend, die »turanische« Terminologie, die diesen Zustand der Gesellschaft zuerst in der Einführung der Bezeichnungen für die Verhältnisse der Verschwägerung und sodann in solchen der Unterscheidung weiterer Verwandtschaftsgrade, wie Vaterbruder und Mutterbruder, zur Anwendung bringt, während für die nächsten Verwandtschaftsgrade, wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester, zumeist überhaupt noch keine Verwandtschaftsnamen vorhanden sind. Gerade diese anscheinend auffallende Erscheinung wird aber begreiflich, wenn man bedenkt, daß einerseits das Bedürfnis nach einer Benennung der weiteren Verwandten und Verschwägerten erst infolge der allmählich an der Stelle der Klan- sich erhebenden engeren Sippengemeinschaften entsteht, anderseits, je größer der Kreis der Personen, über den sich diese Beziehungen erstrecken, um so größer der Antrieb wird, sie in Bezeichnungen zusammenzufassen, die von größerem Umfang sind als der Eigenname, aber doch weit hinter dem der Altersklassen zurückstehen. Von da aus ist dann sichtlich unter dem Einfluß, den in der Großfamilie der Vater über die andern Mitglieder derselben und der Ältervater über die gesamte Haus- oder Sippengemeinschaft ausübt, die Bildung der Verwandtschaftsbegriffe vor sich gegangen. Indem diese die früheren Altersstufen zurückdrängten, zugleich aber auch in dem engeren Umfang der Großfamilie mit ihnen zusammenfielen, ist das einstige Generationensystem schrittweise, nicht von den engsten zu den weitesten Formen, sondern von jenen zu diesen übergehend, zu einem Verwandtschaftssystem geworden. Spuren jener einstigen Bedeutung sind aber, wenn auch sichtlich abnehmend mit dem Fortschritt der sozialen Entwicklung, in der Anwendung gerade der engsten Verwandtschaftsbezeichnungen auf weitere Kreise in der vertraulichen Anrede stehen geblieben. Alle Merkmale dieser Übergangsstufen und insbesondere der allmählichen Verdrängung der Klanverfassung durch die Entwicklung der gentilizischen Ordnung trägt nun die amerikanische und dann in weiterer Ausbildung die sogenannte »turanische« Gesellschaftsordnung an sich. Dabei läßt sich aber höchstens vermuten,

daß sie im ganzen in der gleichen Entwicklungslinie liegen. Zusammen mit den Zuständen, deren Ausdruck die »malaiische Nomenklatur« ist, bilden sie jedoch nebeneinander bestehende Erscheinungen dieses Übergangszeitalters, die, von so hoher Bedeutung sie für die verschiedenen Zustände der Kultur und deren Einfluß auf Ehe und Familie sind, doch direkte Folgerungen für die Entwicklungsgeschichte der Familie höchstens indirekt zulassen.

Ist die Blutsverwandtschaft kein ursprüngliches, sondern erst von einem relativ späten Zeitpunkte an ein die Ordnung der Gesellschaft bestimmendes Motiv, so bildet sie aber von dem Augenblick an, wo sie wirksam wird, einen um so bedeutsameren Wendepunkt in der Geschichte der Gesellschaft, indem an sie unmittelbar der Ursprung der Familie aus der Ehe gebunden ist. Ist die Familie und vor allem die Einzelfamilie weder eine notwendige Begleiterscheinung noch ein direktes Erzeugnis der Ehe, sondern erst durch hinzutretende Bedingungen, unter denen die Sippengemeinschaft in erster Linie steht, aus ihr hervorgegangen, so übt nun umgekehrt die Familie auf die Bedingungen und Formen der Ehe von da an einen entscheidenden Einfluß aus. Dieser tritt verhältnismäßig zurück in der Großfamilie, namentlich wenn neben dieser Reste der Klanverfassung fortbestehen. Er steigert sich mit dem Herrschendwerden der Einzelfamilie, mit dem zugleich alle die Motive der Kultur wirksam werden, die an die Geltendmachung der Einzelpersonlichkeit gebunden sind. Zunächst ist dadurch bedingt, daß von Anfang an der Mann das Haupt der Familie ist. Diese Herrschaft des Mannes ist, wo die Einzelfamilie aus der Gesamtfamilie hervorgeht, unmittelbar aus dieser überkommen; wo sie sofort als Einzelfamilie entsteht, hängt sie auf das engste mit den allgemeinen Bedingungen der Gentilordnung und der auf ihr sich aufbauenden politischen Gesellschaft zusammen. Die festere Geschlossenheit der Sippe im Vergleich mit dem loseren Klanverband, sodann als äußere Motive der Wettstreit der Sippen, der Krieg mit feindlichen Stämmen, alles das fordert eine männliche Leitung, die sich vom obersten Stammeshäuptling an zum Geschlechtsältesten und schließlich zum Vater der Einzelfamilie erstreckt. Ist zuvor schon die Weiberfolge, die die Zugehörigkeit zum Klan regelt,

keine Weiberherrschaft, so zieht daher die Familienordnung auch da, wo sie zuvor nicht bestanden hat, die Vaterfolge nach sich.

Den größten Einfluß gewinnt nun aber im Anschluß an die wirtschaftliche Einheit, die die Einzelfamilie darstellt, der Besitz. Mag die Vorstufe der Kaufehe, der Tausch der Tochter, gelegentlich schon zuvor bestanden haben, seinen eigentlichen Ursprung nimmt er erst zwischen den zu dauernden Lebensgemeinschaften gewordenen Familien; und jetzt erst entscheidet sich der unter der alten Stammesordnung schwankende Zustand, bei dem bald das Weib zum Klan des Mannes, bald dieser zu dem des Weibes übergeht, endgültig im ersteren Sinne, indem der Klan überhaupt mehr und mehr seine Bedeutung einbüßt. Knüpft dieser Übergang an die alte Raubehe an, die daher in ihren symbolischen Nachbildungen sich noch lange unter den späteren Hochzeitsbräuchen erhält, so bleibt der Übergang des Mannes zum Klan des Weibes zuweilen noch in der Form bestehen, daß der Mann, bevor er das Weib für das eigene Haus erwirbt, in dem Haus ihrer Eltern während einer längeren Zeit Dienste leistet. Damit wird dann freilich auch bereits dieses Dienen um die Frau, wie es aus der biblischen Legende vom Dienen Jakobs um Rahel (Gen. 29) bekannt ist und wie es heute noch besonders bei afrikanischen Stämmen vorkommt, zu einer Art Äquivalent des Frauenkaufs. Der eigentliche Frauenkauf beginnt endlich da, wo auf der einen Seite an die Stelle des unmittelbaren Tausches der Gegenstände Tauschmittel treten, die gerade beim Frauenkauf nicht selten in bestimmten, für diesen Zweck gebrauchten Wertobjekten bestehen, und wo sich anderseits in der Gesellschaft wirtschaftliche Verbände gebildet haben. Unter jenen spezifischen Kaufmitteln steht hier das der Acker- oder Milchwirtschaft dienende Vieh allen andern voran. Neben dem Nutzwert dieses Kaufmittels mag hier der Tausch des lebenden gegen das lebende Objekt diese Sitte und ihre weite Verbreitung begünstigen. Daher wohl in vielen Gegenden, z. B. bei den Bantu und Hottentotten, weibliche Tiere, namentlich Kühe, bevorzugt werden. Auch mag dabei die bei diesen afrikanischen Völkern geltende Heiligkeit der Kuh, sowie ihre vorbildliche Bedeutung für die Ernährung und Pflege der Kinder mitwirken. Was sodann die wirtschaftlichen Vorbedingungen be-

trifft, so ist ja der ursprünglichste Wirtschaftsverband die Familie. Daraus erklärt es sich wohl, daß der Kauf und Verkauf der Frau eines der frühesten Handelsgeschäfte ist, welches die Geschichte des wirtschaftlichen Lebens kennt. Doch wird es nicht selten durch entgegenstehende Sitten beschränkt, die, aus der vorangegangenen Entwicklung überkommen, besonders in Überlebissen der Exogamie ihre Quelle haben.

d. Formen der Wohnung und Siedelung.

Von den drei Formen sexueller Verbindung, die unter den verschiedenen Bedingungen menschlichen Zusammenlebens vorkommen können, der vor- oder außerehelichen, die auf den Geschlechtsakt beschränkt bleibt, der Ehe, die zwar ein dauernderes Verhältnis des Geschlechtsverkehrs, aber kein dauerndes Zusammenleben voraussetzt, und der Familie, bei der ein solches besteht und sich außer auf die Gatten in wechselnder Weise auch auf die Kinder erstreckt, scheint diese dritte Form, die Familie, von Anfang an die Normalform der menschlichen Gattung zu sein. Sie ist, wie wir früher sahen, an die wahrscheinlich dem Menschen eigene ursprüngliche Eheform, die Monogamie, gebunden, wie sie, außer bei diesem, noch bei andern psychisch hoher entwickelten Tieren mit Dauerinstinkten vorkommt (Bd. 7, S. 205 ff.). Unter diesem Gesichtspunkt erscheint die früher erörterte Hypothese der Panmixie und Agamie, die jene Formen in die umgekehrte Reihe ordnet, als die falsche Übertragung eines logischen Verhältnisses auf die Wirklichkeit. Von den drei genannten Grundformen setzt ja die folgende jedesmal die vorangegangene, also die Ehe den Geschlechtsverkehr, die Familie die Ehe voraus. Wie bedenklich es aber ist, aus einer derartigen logischen Abhängigkeit die Wirklichkeit zu konstruieren, dafür bietet gerade die Geschichte der Ehe ein augenfälliges Beispiel. Sie zeigt, daß umgekehrt die Familie, meist in ihrer monogamischen Form, bis zu der für uns erreichbaren frühesten Stufe menschlichen Zusammenlebens zurückreicht, und daß sie daher wahrscheinlich neben der Gruppe, die eine Anzahl von Individuen gleichen Geschlechts umfaßt, als der Ausgangspunkt der Entwicklung anzusehen ist, während die Ehe ohne Familie und vollends der ehelose sexuelle Verkehr wesentlich aus den Wirkungen entspringt,

welche die wachsende Macht der Gruppenverbände auf die primitive Familie ausübt.

In der Tat ist es das Bild dieses Kampfes, das uns überall in der Periode der Stammesverfassungen in den hier, wenn nicht erstmals, so doch zuerst in weiterem Umfang auftretenden Erscheinungen der Polygynie mit ihrer Nebenformen, der Polyandrie und der sogenannten Gruppenehe, entgegentritt. Alle diese Erscheinungen sind im letzten Grunde Wirkungen eines die Männergruppen zu gemeinsamem Kampf mit der Natur und mit feindlichen Stämmen zwingenden Lebens. Ihren sprechendsten Ausdruck findet diese Bedingung in dem Männerhaus, das dereinst weit über die Erde verbreitet gewesen ist und in manchen Gebieten, namentlich Ozeaniens, teils in seiner ursprünglichen Form, teils in den mannigfachen Wandlungen seiner Zwecke noch heute besteht. Seine Erhaltung wird hier sichtlich durch die an ein seßhafteres Leben gebundene Entstehung stabilerer Wohnstätten begünstigt, während das Wanderleben vieler primitiverer sowie der bereits einer höheren Kulturstufe angehörender Hirtenvölker sichtlich erhaltend auf die Familienverbände gewirkt hat¹⁾. Wo das Männerhaus nicht bloß, wie in den meisten seiner späteren Wandlungen, die Unverheirateten umfaßt, sondern alle an dem gemeinsamen Leben der Männer teilnehmenden Altersklassen, da lebt dann die Frau in einer Sonderhütte, die zeitweise auch der Aufenthalt des Mannes ist, dauernd aber nur den Kindern und Greisen als Wohnstätte dient. Seltener besteht, wie bei einigen amerikanischen Stämmen, ein gemeinsames Mädchenhaus, das wahrscheinlich aus einem ursprünglichen Frauenhaus hervorgegangen ist.

Wechselt so die Form der Wohnstätte bereits innerhalb der Klanverfassung, so spiegeln sich nun vor allem auch die bedeutenden Veränderungen, die mit dem Übergang zur politischen Gesellschaft in den Verhältnissen der Familienordnung eintreten, deutlich in den Formen des Zusammenlebens, deren äußerer Ausdruck das Wohnhaus ist. Nun steht aber der Ursprung des Hauses nur in mittelbarer Beziehung zu diesen Verhältnissen der Gesellschaftsordnung. Denn er führt zunächst auf die Schutzmittel

¹⁾ Vgl. H. Schurtz, Altersklassen und Männerbünde, bes. S. 230ff.

gegen Wind und Wetter, gegen Kalte und Sonnenbrand zurück, den Windschirm, das Regendach, die Erd- und Felsenhöhle. Indem ein solcher Schutzraum unmittelbar oder unter der Nachhilfe menschlicher Arbeit bei dauernder Besiedelung zum Wohnraum wird, umfaßt dieser je nach seinem Umfang entweder bloß eine Einzelfamilie oder eine Gruppe von Familien. So bilden diese äußeren Eigenschaften der natürlichen Schutzräume, besonders die Fels- und Erdhöhlen, vielleicht die frühesten Bedingungen für die Entstehung der beiden Hauptformen menschlicher Wohnstätten, die weiterhin für die auf der Familie sich aufbauende gesellschaftliche Ordnung kennzeichnend sind: das Einfamilienhaus und das Mehrfamilienhaus. Schon auf einer der Klanverfassung vorausgehenden Stufe finden sich solche zunächst wohl ganz durch den Zwang der Natur entstandenen und dann erst diesen natürlichen Vorbildern nachgebildeten Formen der kleineren Höhle, die nur eine Einzelfamilie aufnimmt, und der größeren, die mehreren zum Aufenthalt während der Nacht oder der das Leben im Freien verbietenden Jahreszeit dient. Wie in der Einzelfamilie der Vater, so übt dann in dem von mehreren Einzelfamilien bewohnten Raum in der Regel der älteste der Familienväter eine gewisse Obergewalt über die Gesamtheit der Bewohner aus¹⁾.

Indem sich diese von der Natur gebotenen Schutzmittel in freier Nachbildung zum Wohnbau entwickeln, gehen nun die dort gegebenen äußeren Bedingungen hier, wie in unzähligen andern Fällen des Kulturwandels, in Motive über, die außer dem Schutzbedürfnis von den sozialen Bedürfnissen bestimmt werden, die an die Gliederungen der Gesellschaft in Sippen und Familien gebunden sind. Dazu kommen unter den weiteren Faktoren als objektiver die Beschaffenheit des Materials, unter dessen Formen die verbreiteten Holzarten in erster Linie stehen, als subjektiver die elementar-ästhetische Wirkung, die, aus der Anschauung regelmäßiger Naturobjekte hervorgegangen, den einfachen geometrischen Formen, dem Kreis oder Oval, dem Drei- und dem Viereck, einen Vorzug verleiht, welcher den durch das Material und die Zweckbestimmung des Baus

¹⁾ So z. B. bereits bei den Weddas auf Ceylon, F. und P. Sarason, Die Weddas von Ceylon, S. 477f.

gegebenen Bedingungen entgegenkommt. So verbinden die einfachsten Formen des Hauses, das Zelt, die Kegel- und Bienenkorbhütte die Kreis- mit der Dreiecksform, das Haus auf viereckiger Grundfläche kombiniert das Viereck mit der ihm meistens eigenen Dreiecksform des Daches. In diese objektiven und subjektiven Momente greift nun außerdem von Anfang an als ein drittes der durch die sozialen Bedingungen geforderte Umfang der Wohnstätte ein. Auch dies prägt sich in der Form des Hauses aus. Zur Einzel- und zur Familienwohnung eignet sich vornehmlich die Rundhütte. Für das Familienhaus und vor allem für das Mehrfamilienhaus ist das einer beliebigen Ausdehnung des Umfangs fähige Viereckshaus mit dreieckigem Dach die gegebene Form. Es verbindet die Vier- und die Dreiecksform in wohlgefalligem Kontrast und bietet zugleich an seinen Wänden außen und innen die günstigsten Bedingungen für die Ausstattung mit Schmuck. Diese Momente haben wohl zusammengewirkt, um diese Form schließlich zur allgemeinen Grundform des menschlichen Wohnhauses und aller seiner Weiterbildungen, besonders zu öffentlichen Gebäuden jeder Art, zu machen. Daneben fehlt es dann nicht an örtlichen und klimatischen Einflüssen, die bald der einen, bald der andern Form den Vorzug verschaffen oder Modifikationen der typischen Formen herbeiführen. Dahin gehört z. B. die Verbindung des äußeren Aufbaus mit einer größeren unter die Erde führenden Höhlenwohnung, wie sie besonders bei den Eskimos, Giljaken und andern nördlichen Völkern vorkommt, und die Pfahlbauform, bei der das Viereckshaus auf Stützen gestellt ist, um es gegen wilde Tiere oder, wo solche Bauten an Fluß- und Seeufern stehen, gegen das Wasser zu schützen.

Alle diese Formen entstehen im Zeitalter der Klanverfassung, während in der vorangegangenen Urgesellschaft die unmittelbar durch die Natur gebotene oder nur wenig durch menschliche Beihilfe veränderte Wohnstätte noch die fast ausschließliche Vorherrschaft der einfacheren Schutzmotive erkennen läßt. Die Klangesellschaft erst läßt unter dem Einfluß, den die Mannerverbände mit ihren Altersgruppen ausüben, ein neues, der Einzelfamilie gegenüber tretendes Gemeinschaftsmotiv entstehen, das in dem Männerhaus seinen

Ausdruck findet. Es ist nicht die ursprünglichste Form größerer Wohnbauten überhaupt, wohl aber ist es allem Anscheine nach die erste Form, in der ein bestimmter sozialer Zweck, nicht der Zufall der von der Natur gebotenen Schutzmittel oder, zum Teil wahrscheinlich von diesen ausgehend, der Zusammenhalt einer Mehrheit von Einzelfamilien größere künstlich errichtete Wohnstätten hervorgebracht hat. Hierdurch treten dann das Mannerhaus und das Mehrfamilienhaus als zwei Formen größerer Wohnungen einander gegenüber, die abweichenden und in den Motiven, aus denen sie entstanden sind, emander widerstrebenden Zwecken dienen. Das aus dem Zusammenhalt der Mannergruppen hervorgegangene Mannerhaus hemmt die Entwicklung größerer Familiengemeinschaften und ihnen entsprechender größerer Wohnstätten. Ihm stehen daher als adäquate Ergänzung die Hutten der Einzelfamilien gegenüber, die von den Frauen und Kindern, nicht selten auch von den Greisen bewohnt, von den Männern aber nur zeitweise besucht werden. Dabei paßt sich dieses Verhältnis sowohl der monogamischen wie der polygamischen Ehe an. Dennoch ist es wohl mit in erster Linie die gerade in diesem Übergangszeitalter mit der beginnenden Scheidung der Bevölkerung nach Macht und Besitz einsetzende Steigerung der Vielweiberei, die dem Mannerhaus in seiner ursprünglichen Gestalt den Untergang bereitet. Denn das einzelne Weib bleibt nun zumeist — zugleich wieder ein Zeugnis für den monogamischen Ursprung der Polygamie — Inhaberin einer Einzelhütte. Damit löst sich aber für den Reichen die volle Lebensgemeinschaft mit den Geschlechtsgenossen der Sippe: er wechselt zunächst seinen Aufenthalt zwischen den Hutten seines Besitzes, und dieser Lösung entspricht dann, indem die Polygamie die Bande zwischen den Gliedern einer solchen einseitig femininen Gesamtfamilie lockert, die Errichtung eines größeren und reicher ausgestatteten Wohnhauses für das Familienhaupt. Den Frauenhäusern folgen endlich als Attribute des wachsenden Reichtums Vorratsspeicher, Hutten für Sklaven und Tiere. Das Ganze wächst sich so zu einem Gehoft aus, das innerhalb der durch die polygamische Familie gezogenen Grenzen ein despotisch regierter Staat im kleinen ist. Dieser in eine größere Zahl von Einzelehen des herrschenden Mannes zerfallenden Groß-

familie steht jedoch, dem für diese Stufe entscheidenden Gegensatz von Reich und Arm folgend, die in einer einzigen Hütte hausende Einzelfamilie des Armen gegenüber, der nun nicht selten in die Dienstbarkeit des mächtigeren Volksgenossen gerät und dessen Stellung daher gelegentlich zwischen der eines abhängigen Beisassen und der eines unabhängigen Gemeindegliedes schwanken kann¹⁾. Indessen erfährt das Männerhaus, wo es überhaupt besteht, jenen tiefgreifenden Zweckwandel, durch den es diesen veränderten Verhältnissen sich anpaßt. Durch das Zwischenstadium des Junggesellenheims geht es vornehmlich in das Gemeindehaus über, das die Stammesgenossen teils zu Beratungen, teils zu Kult- und andern Festen zusammenführt oder das, wo diese im Freien begangen werden, zur Aufbewahrung der Kultgegenstände dient (Bd. 7, S. 332ff.).

So bildet das Männerhaus in diesem Wandel der Zwecke den Ausgangspunkt für die Entwicklung des öffentlichen Gebäudes, das in der Gesamtheit seiner Formen den jeweils vorhandenen über die Familie hinausreichenden Antrieben des gesellschaftlichen Lebens entspricht. Diesen Charakter des über der Familie stehenden umfassenderen Verbandes besitzt schon das Männerheim, das dabei zugleich eine Epoche unbedingter Männerherrschaft bezeichnet. Im Junggesellenheim ist es mehr zu einer bloßen Ergänzung der Familiengemeinschaften geworden, die mit dem hier eingetretenen Übergewicht der Blutsverwandtschaft über die im Männerhaus sich aussprechende Altersgenossenschaft zusammenfällt. Dieser Rückbildung schließt sich endlich mit dem Übergang in die staatliche Gesellschaft die letzte, aufwärts gerichtete Zweckmetamorphose an: das einstige Männerhaus wird zum Gemeindehaus, das daneben der Aufnahme von gemeinsamen Besitzstücken der Dorfgenossen, namentlich Kultobjekten, bei den Negervölkern z. B. dem Dorf fetisch, der Gemeindetrommel, den Emblemen für feierliche Umzüge, dient. Damit sind dann weitere Umwandlungen gegeben, in denen das Gemeindehaus, das zunächst ein dem freien Verkehr bestimmter Raum zu sein pflegt, wieder in ein Rathaus für die Ältesten der

¹⁾ Vgl. die Zusammenstellung der Gehofte und Dorfer der Negervölker bei Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*, II, S. 88ff., hierzu die eingehende Schilderung der Ewedorfer bei Spieth, *Die Ewestämme*, S. 70*ff.

Gemeinde, ein gemeinsames Vorratshaus, eine Häuptlingswohnung oder Fremdenhaus übergehen kann. Dabei setzt diese Entwicklung zunächst noch eine gewisse Gleichheit in der Stellung der Volksgenossen und damit eine demokratische Grundlage der Gesellschaft voraus. Hier übt daher die größere Macht, die sich Einzelne durch ihren Besitz und durch ihr Ansehen als Führer im Kriege gewinnen, mit dem Übergang in die staatliche Form eine storende Wirkung auf diese der vorangegangenen Klanordnung noch näher stehenden Verhältnisse aus. Der Reiche und Angesehenere erweitert sein Haus und ergänzt es durch Nebengebäude. In der Haupthalle seiner Wohnung versammeln sich die ihm ergebenden armeren Gemeindegossen, die im Kriege sein Gefolge bilden. Hier ist das Haus des Häuptlings wohl meist aus einer Verschmelzung der Einzelwohnung mit dem Gemeindehaus hervorgegangen. Typische Beispiele dafür bietet namentlich das malaio-polynesisches Bevölkerungsgebiet. Aber in mannigfachen Modifikationen kehren solche überall wieder, wo sich neben einer despotischen Häuptlingsherrschaft größere Besitz- und Standesunterschiede ausgebildet haben¹⁾.

Abweichend von dieser fortschreitenden Individualisierung der die Einzelfamilie umschließenden Wohnstätte, der das Männerhaus mit seinen Zweckmetamorphosen als eine der Gesamtheit dienende, eben darum aber mit der Ausbildung der Einzelherrschaft allmählich in ihrer Bedeutung zurücktretende Ergänzung gegenübersteht, hat sich die Entwicklung der Mehrfamilienwohnung vollzogen. Wie sie in ihren Anfängen mehr zufällig als absichtlich innerhalb einer und derselben Lebensgemeinschaft mit der Einfamilienwohnstätte wechseln kann, so reichen solche Erscheinungen des Zusammenwohnens auch noch in das System der Einzelwohnungen hinüber. So bauten sich in Polynesien zuweilen mehrere arme Familien, um dem einzelnen die Arbeit zu erleichtern, ein gemeinsames Wohn-

¹⁾ So charakteristisch in dieser Beziehung die Verhältnisse der malaio-polynesischen Gebiete sind, so kommt freilich in Betracht, daß sie vielfach teils Überreste einer früheren, höheren Kultur, teils bereits die Einwirkungen des modernen Verkehrs darbieten. Am meisten haben in dieser Beziehung wohl die Zustände auf den mikronesischen Inselgruppen ihre Ursprünglichkeit bewahrt. Vgl. Waitz-Gerland, a. a. O., V. 2, S. 69 ff.

haus¹⁾. Wo dagegen das Mehrfamilienhaus die herrschende Form für Vornehm und Gering bildet, da ist es zugleich der Ausdruck einer für jede der so entstehenden größeren Hausgenossenschaften geltenden kommunistischen Lebensordnung, und es ist durchweg nicht mehr bloß eine mehr oder minder zufällige, sondern eine durch die Blutsverwandtschaft bestimmte Zusammengehörigkeit, die ein solches gemeinsames Haus zu einer in Krieg und Frieden verbundenen Einheit gestaltet. Auch hier kann das Mannerhaus in einzelnen seiner Verwandlungen, namentlich als Gemeindehaus, weiterbestehen. Nirgends aber ist ein Zusammenhang zwischen ihm und dem auf Blutsverwandtschaft und Sippengemeinschaft beruhenden Mehr- oder Großfamilienhaus vorhanden. Schon in der äußeren Form pflegt sich dieser abweichende Ursprung zu verraten: während die Abwandlungen des Mannerhauses, ihrem Zweck eines gemeinsamen Versammlungs-ortes entsprechend, eine dem Quadrat sich nähernde Vierecksform besitzen oder, wenn die ursprüngliche Scheidung der Altersgenossenschaften zurückgetreten ist, einen Rund- oder Ovalbau bilden, ist das Langhaus mit einer dem Ganzen manchmal das Ansehen einer Reihe aneinander gebauter Einzelhauser gebenden Gliederung in Abteilungen für die Einzelfamilien die Wohnstätte der Gesamtfamilie. Es ist die spezifische Hausform der kriegerischen Stämme Nordamerikas, der Irokesen, Huronen, Creeks, findet sich aber auch sonst über zum Teil weit voneinander abliegende Gebiete verbreitet: so bei den Nordwestamerikanern, den Kariben, Tupi usw. Natürlich fehlt daneben auch die einfache, der Einzelfamilie dienende Hütte nicht, die ja schließlich der Ausgangspunkt für die Entwicklung der beiden Formen, der individualen und der kollektiven, der Wohnhauser ist, während jene primitiven Schutzstätten für eine Mehrheit von Familien, die in dem Zeitalter der Höhlenwohnungen vielleicht die Mehrzahl menschlicher Zufluchtsstätten gebildet haben, in der Geschichte der gegenwärtigen Menschheit nur gelegentliche Überlebense aus dieser Vorzeit zu sein scheinen²⁾. Soweit wir nun

¹⁾ Vgl. die von Wartz-Gerland nach Ellis, Turnbull u. a. gegebene Schilderung der älteren polynesischen Bauformen, VI, S. 47ff.

²⁾ Über die Formen amerikanischer Häuser und Siedelungen vgl. Sarfert, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. 7, S. 119ff.

aber aus dem natürlichen Zusammenhang der Lebensbedingungen und aus den Kulturzuständen der Völker, bei denen wir diesen verschiedenen Formen des Zusammenlebens begegnen, schließen dürfen, gründet sich in diesen weiteren Entwicklungen der Zusammenhalt der Sippe in einer gemeinsamen Wohnstätte auf dasselbe Motiv, aus dem der Gedanke der Blutsverwandtschaft selbst entsprungen ist: der Begriff des Vaters wird von der Einzelfamilie auf den Ältesten der Sippe, der in den Anfängen dieser Sippenordnung wirklich der älteste Vater zu sein pflegt, übertragen. Damit geht auch die natürliche Herrschaft des Vaters über die Familie auf diesen Ältesten in seinem Verhältnis zur Sippe über; und indem nunmehr die Sippe weiterhin von außen Zugewanderte in ihre Schutzgemeinschaft aufnimmt, tritt mehr und mehr der Herrschaftsgedanke in den Vordergrund. Der Sippenälteste wird zum Hauptling oder Unterhauptide, je nachdem bei dem mit dem Wachstum der Sippe eintretenden Prozeß der Trennung der Wohnstätten eine der so entstehenden engeren Sippengemeinschaften die Oberhand gewinnt. Grundmotive dieses Vorgangs sind die fortwirkende Macht des Bewußtseins der Stammeseinheit und die Geltendmachung führender Eigenschaften, die sich gleich anderem Besitz in der Einzelfamilie oder Einzelsippe fortpflanzen kann.

Ausgeprägte Beispiele der beiden so entstandenen, das Übergangszeitalter zur politischen Gesellschaft kennzeichnenden Formen der Gemeinschaft und der ihnen entsprechenden der Siedlung bietet das Negerdorf des Sudan einerseits und die einstige Niederlassung der Irokesen und anderer über das Wanderleben des Jägers ganz oder teilweise hinausgeschrittener Halbkulturvölker Nordamerikas andererseits. In beiden Gestaltungen des Zusammenlebens finden die Hauptrichtungen ihren Ausdruck, die in den verschiedenen Formen der Familie und in den Ordnungen der politischen Gesellschaft dem Übergangszeitalter eigen sind. Nach der Seite der Familie repräsentiert das Negerdorf mit seiner die Frauen aus dem Hause des Mannes ähnlich wie anderen Besitz, Sklaven, Tiere, Vorräte, in besondere Hütten verweisenden Familienorganisation eine extreme Polygamie, bei der Familie und Ehe gänzlich zu Formen des freien Besitzes und seines Erwerbs

geworden sind. Ein diesem Extrem einigermaßen entgegenwirken- des Moment bietet dabei nur noch die aus der wahrscheinlich dereinst allgemeingültigen Monogamie zurückgebliebene, eine Einzel- hutte bewohnende Familie des Armen und die bevorzugte Stellung einer einzigen Hauptfrau, die ursprünglich wohl ebenfalls ein Rest dereinstiger Monogamie ist, später aber unter dem Einfluß des auf die Ehe sich ausdehnenden Besitzrechts der vom Willen des Mannes abhängigen Lieblingsgattin den Platz raumt. Politisch entspricht dieser unbeschränkten Autokratie des Mannes in der Familie die despotische Gewalt des Hauptlings innerhalb des Stammes, die beide als zusammengehörige Motive des einheit- lichen Herrscherwillens verstärkend ineinander eingreifen. Auch hier fehlt es dann freilich nicht an entgegengesetzt gerichteten An- trieben, die aus Nachwirkungen früherer Gesellschaftszustände hervorgehen, so daß die äußersten Auswuchse jener despotischen Herrschaftsformen tatsächlich als Ausnahmezustände erscheinen, die, wie einzelne Beispiele despotischer Negerstaaten zeigen, infolge dieser Überspannung der Herrschergewalt bisweilen völlig an- archischen Zuständen anheimfallen können.

Demgegenüber bleibt bei der auf der Gesamtfamilie aufgebauten Gesellschaftsordnung die Monogamie mit ihren Abwandlungen in eine beschränkte Polygamie die herrschende Eheform, die der Frau eine angesehenere, durch Sitte und Recht gesicherte Stellung ver- leiht. Fester geregelt stehen sich dabei zugleich Einzel- und Ge- samtfamilie, zu der sich die Sippe entwickelt hat, gegenüber. Ein sprechendes äußeres Bild dieser Familienordnung bieten das »Lang- haus« der amerikanischen Indianer und die ihm ähnlichen Sippen- hauser anderer Gebiete, in denen diese Ordnung der zur Gesamt- familie entwickelten Sippe eingetreten ist. Rechts und links er- strecken sich in der Länge des Hauses die Wohnräume der Einzel- familien, in der Mitte durch einen Gang verbunden. In seiner Unter- ordnung unter den Ältesten, dem gegenüber jedem einzelnen Familien- haupt bei den gemeinsamen Angelegenheiten eine beratende Stimme zukommt, ist dieses Haus zugleich ein Ausdruck der politischen Verfassung. Nur daß hier vermoge der verschiedenen öffentlichen Funktionen, in die die Leitung des Staates sich sondert, beschränk-

tere, aus der Wahl der Altesten hervorgegangene Ämter sich einschoben, bei deren Entstehung, wie oben geschildert, teils Überlebense der vorangegangenen Stammesverfassung, teils neue, besonders durch den äußeren Schutz und den Krieg entstandene Motive zusammenwirken. Vermoge dieser ineinandergreifenden Bedingungen ist der Staat bald demokratisch, bald aristokratisch aufgebaut. In der Regel bildet er aber eine Mischung beider Formen, wobei im Frieden die demokratische, im Krieg die aristokratische Seite überwiegt und die letztere vorübergehend oder, wenn weitere, einer Einzelfamilie die Oberherrschaft sichernde Bedingungen hinzutreten, dauernd den Übergang zur Monarchie vermitteln kann. Doch gehört diese Entwicklung im allgemeinen nicht mehr dem Übergangszertalter an, das als solches politisch durch den Gegensatz zwischen der despotisch regierten, in Einzelsiedelungen mit individuellem Besitzrecht zerfallenden Dorfschaft und der in dem Sippenhaus mit seiner Gesamtfamilie neben dem analogen erweiterten Aufbau des beginnenden Staates gekennzeichnet ist. Diesem Gegensatz steht dann der andere zwischen der überwiegend polygamischen, die Einzelehe lockernden und der überwiegend monogamischen, die Verbindung festigenden Eheform zur Seite.

Soweit nun auch in der folgenden politischen Entwicklung der Gesellschaft diese Grundformen besonders unter dem Einfluß der Wanderungen der Völker und des Kulturwandels sich mischen und verändernd aufeinander einwirken können, so bilden doch die Beziehungen zwischen Familien- und Staatsordnung einen durchgehenden Zug auch der späteren Erscheinungen. Hier ist es aber für die ganze weitere Geschichte der Gesellschaft bedeutsam, daß diese Entwicklung in einem mit wechselndem Erfolg geführten Kampf zwischen den an das Persönlichkeitsgefühl des Einzelnen gebundenen selbstischen Trieben und den Gemeinschaftsgefühlen besteht. Und hier sind es nun offenbar mit dem Übergang der Stammesverfassung zur politischen Organisation im allgemeinen die selbstischen Triebe, die gegenüber den Klan und Familie zusammenhaltenden Gemeinschaftstrieben die Oberhand gewinnen. Infolgedessen individualisiert sich das häusliche und erweitert sich zugleich das eheliche Leben. Der an Macht, Besitz und Ansehen Stärkere

zwingt die Stammesgenossen unter seinen Willen. Im Gegensatz dazu haben sich durch das Übergewicht, das die Blutsverwandtschaft über die Altersgenossenschaft gewinnt, trotz der auch hier nicht fehlenden stärkeren Geltendmachung der Einzelpersonlichkeit doch die Gemeinschaftstribe in der ihnen nunmehr gegebenen Richtung eine größere Macht bewahrt. So sind die Sippe als Gesamtfamilie und das Sippenhaus entstanden, und diese unteren Gliederungen der Gesellschaft tragen nun allmählich diese aus dem alten Zusammenhalt der Stamme bewahrten Gemeinschaftstribe unter der auslösenden Kraft der äußeren Lebensbedingungen auf die darüberstehenden politischen Ordnungen hinüber. Ein deutliches Zeugnis für diese hier enger an die alte Stammeseinheit anknüpfende Lebensform bietet die starke konservative Tendenz, welche bei den amerikanischen Zuständen, die hierher gehören, die eigentlich ausgelebten, zum Teil zwecklos gewordenen Stammesordnungen in der beginnenden politischen Organisation bewahren. Eben darum sind nun aber diese auf der Gesamtfamilie ruhenden politischen Bildungen dauerhafter, und sie können ungleich mehr den Forderungen der weiteren Kulturentwicklung sich anpassen als die primitiven despotischen Staatsformen. Hierdurch kommt es, daß sich auf den folgenden Stufen der Kultur der vielfach noch immer in enger Lebensgemeinschaft vereinigten Sippe eine Organisationsform gegenüberstellt, die dem Trieb nach Selbständigkeit der Einzelpersonlichkeit und der ihr zugehörigen Einzelfamilie durch die Anlage der Wohnungen in Gehöften oder Dörfern gerecht wird, während dabei gleichwohl die Sippengemeinschaft zwischen den zerstreut liegenden Wohnstätten einer zusammenhängenden Mark erhalten bleibt. So scheiden sich in der weiteren Entwicklung der politischen Gesellschaft Hausgemeinschaft und Markgemeinschaft als die zwei Hauptformen des gemeinschaftlichen Lebens, deren jede dann unter den ferneren Bedingungen der Kultur mit verschiedenen Herrschaftsformen sich verbinden kann. In dieser Verbindung bilden sie die Grundlage der Staatsformen und ihrer Verfassungen.

e. Hausgemeinschaft und Markgenossenschaft.

Der Einfluß, den in einer fruheren Zeit die Traditionen der judischen Urgeschichte auf die historische Betrachtung der Anfänge der Menschheit ausubten, hat am langsten vielleicht in dem einen Punkte nachgewirkt, daß man die patriarchalische Gesamtfamilie nach semitischem Vorbild als den typischen Anfang des Familienlebens überhaupt betrachtete: also die Gesamtfamilie mit beschränkter Polygynie, wobei eine Frau als die legitime Hauptfrau, die andern als Neben- oder Keksweiber erscheinen. Soweit nun aber auch diese patriarchalische Familie bei semitischen wie arischen Volkern verbreitet gewesen sein mag, im ganzen trägt sie doch alle Merkmale einer sekundären, aus der Monogamie entstandenen Form an sich, wie denn auch die letztere uberall neben ihr bestanden hat. Immerhin erweist sich die monogamische Einzelfamilie ihrerseits in vielen Fällen als Produkt der Sonderung einer größeren Familieneinheit, also einer Gesamtfamilie. Es ist daher wohl möglich und vielleicht sogar wahrscheinlich, daß sich in seltenen Fällen die Gesamtfamilie zuerst aus der Stammeseinheit ausgesondert hat, worauf sich dann später erst unter der fortwirkenden Macht derselben Bedingungen, welche sie selbst entstehen ließen, und unter dem wachsenden Selbständigkeitstrieb der Individuen diese Gesamtfamilie in Einzelfamilien sonderte. Dieser Entwicklungsgang wird dadurch nahegelegt, daß schon innerhalb der Klengenossenschaft Familiengruppen bestehen können, die die Nachstverwandten umfassen, die aber, solange der Klan noch seine ursprüngliche Bedeutung bewahrt, einen im ganzen fluktuierenden Charakter besitzen, so daß sie sich zwar im gemeinsamen Leben geltend machen können, aber auf die Machtbefugnisse der einzelnen keinen Einfluß ausuben. Dies wird offenbar anders, sobald die Lebensfursorge und äußere Schicksale eine Zerstreung der Mitglieder des Klans bedingen, wie wir eine solche vielfach schon bei den australischen und dann in verstärktem Maße bei den amerikanischen Stammen beobachten. Jetzt tritt diese Scheidung in der Form ein, daß je eine Gruppe von Nachstverwandten sich enger zusammenschließt, indem sie für manche Gebiete der Sitte eine neue selbständige Einheit bildet.

Naturnotwendig können es hier nicht sofort die noch nicht zu dauernden Lebensverbänden gewordenen Einzelfamilien sein, die diese Sezession vollführen. Wo vielmehr die Bildung der Familie nur ein erster Schritt zur Auflösung der Stammesorganisation ist, da behält auch die zunächst entstandene Form des dauernden Familienverbandes in vieler Beziehung noch die Eigenschaften des Klanverbandes bei. Das trifft aber nur bei der Form der Gesamtfamilie, nicht bei der Einzelfamilie zu.

Besonders ist es hier die Hausgemeinschaft einer größeren Anzahl blutsverwandter Familien, die eine Vorstufe zu der späteren, meist auf drei Generationen beschränkten patriarchalischen Familienordnung bildet. Wir haben diese Hausgemeinschaften oben in ihrer politischen und militärischen Bedeutung bereits besprochen (S. 20ff.). Außer einigen der Halbkulturvölker Amerikas sind es vornehmlich die alten Römer und die Kelten gewesen, bei denen solche in einzelnen großen Wohnstätten, den »Langhäusern« der Irokesen, teils wirtschaftliche, teils politische und militärische Einheiten bildende Familienverbände bestanden. Dem steht nun als eine wahrscheinlich von Anfang an losere Form der Vereinigung die Genossenschaft vieler in einem begrenzten Gebiet in Einzelhütten angesiedelter Familien gegenüber, die ebenfalls in Wirtschaft und Sitte eine Einheit bilden. Sie stellen die Anfänge der noch in eine viel spätere Zeit hereinreichenden Markgenossenschaft dar. Wahrscheinlich ist diese bei denjenigen Naturvölkern ein Zwischenstadium zwischen Klanverfassung und politischer Organisation, bei denen sich fröh schon die Einzelherrschaft einer Familie entwickelte, oder unmittelbar aus der Markgenossenschaft eine auf dem Mitbestimmungsrecht der einzelnen beruhende politische Ordnung hervorging. Auf diese Weise stehen sich Haus- und Markgemeinschaft als die zwei aus den primitiveren Eheverbänden entstandenen Familienordnungen gegenüber, die, in dieses Übergangsstadium zurückreichend, Ausgangspunkte der politischen Entwicklung bilden, und deren jede einerseits auf einer durch die Gemeinschaft gebundenen Monogamie beruht, andererseits aber innerhalb der weiteren politischen Entwicklung der freieren Monogamie der Einzelfamilie zustrebt. Unter den Kulturvölkern sind es vornehmlich die Griechen

und Germanen, deren früheste Geschichte auf den Ursprung aus dem Markverband zurückweist. Neben den aus einer uns im allgemeinen unzugänglichen Vergangenheit mitgebrachten geistigen Anlagen sind es wahrscheinlich die sich mannigfach durchkreuzenden Kulturbedingungen dieser Anfangszeiten politischer Entwicklung, die diesen für die spätere Geschichte bedeutungsvollen Unterschieden zugrunde liegen. Ist es doch gerade dieses Übergangszeitalter, in welchem einerseits noch die Jagd und an ihrer Stelle die bei den Küstenbewohnern oft ähnlich der Jagd betriebene Fischerei die Hauptquellen der Erhaltung des Lebens bilden, damit aber auch die Formen des Zusammenlebens bestimmen, anderseits bereits die Bebauung des Bodens mehr und mehr in den Vordergrund tritt, während in beiden Fällen der Kampf der Stämme als der mächtigste staatenbildende Faktor in die soziale Ordnung eingreift. Da ist es denn sichtlich die an sich primitivere Kultur des Jägers, der den Ackerbau nur als eine meist noch den Frauen überlassene Nebenarbeit betreibt, innerhalb deren der Streit benachbarter Stämme um ihre Jagdgebiete zu engerem Zusammenschluß der Manner und, indem die Ehe festere Gestaltung gewinnt als unter der früheren Klanordnung, zugleich zu engerem Zusammenwohnen antreibt. Hier spielt dann die Hausgemeinschaft eine ähnliche Rolle wie zuvor die Mannergemeinschaft. In seiner Verganglichkeit ist aber das Großfamilienhaus ein spezifisches Symptom dieses Übergangszeitalters, in welchem überdies nur einzelne Seiten des Geistes dieser Zeit mit besonderer Schärfe sich ausprägen. Die eine dieser Seiten ist der Vergangenheit zugekehrt, die andere der Zukunft. Jene besteht in der zurückgebliebenen Stufe der wirtschaftlichen Kultur, diese in der Macht, die unter dem Einfluß eines kriegerischen Lebens die Motive des Zusammenschlusses der Stammesgenossen und im Gefolge dieser die der politischen Ordnung gewinnen. Auf einer, dem Stammesverband naheren Stufe bildet hier der Staat der Irokesen, auf einer bereits ganz in die staatliche Gesellschaftsform herüberreichenden der älteste Staat der Römer die bekanntesten Belege. Demgegenüber trägt die Markgenossenschaft im allgemeinen das Gepräge einer Gesellschaftsordnung, die an die Kultur des Bodens gebunden ist und bei der die

Teilung der wirtschaftlichen Arbeit, zunächst in der Form der gesonderten Bestellung der Äcker, dann in der Verteilung an die Markgenossen zu zeitweisem oder dauerndem Besitz besteht. Dadurch tritt mit der größeren Selbständigkeit der Einzelpersonlichkeit auch die der Einzelfamilie in den Vordergrund. Die Gebundenheit an die Gemeinschaft bleibt darum nicht minder bestehen, aber sie übernimmt gegenüber der Einzelfamilie mehr die Rolle eines Schutzverbandes, der jener in Sitte und Recht Sicherheit gewährt.

Der ursprüngliche Umfang der Gesamtfamilie ist nun wahrscheinlich nirgends ein fest bestimmter gewesen. Ohne Zweifel war es von mannigfach wechselnden Lebensbedingungen abhängig, wie viele Genossen mit ihren Frauen als Gruppe nächster Blutsverwandter und unter Anführung ihres Ältesten eine Sonderwirtschaft begannen. So waren, wie es scheint, die Gesamtfamilien der alten Germanen, hier Sippen genannt, nicht von festem Umfange. In andern Fällen hatte sich dagegen eine feste Regel herausgebildet: so namentlich in Rom, wo die Gesamtfamilie den Hausvater (*pater familias*), dessen Söhne, Sohnessöhne und deren Kinder umfaßte, nebst den Ehefrauen der drei erstgenannten Generationen und den im Hause gebliebenen unverheirateten Töchtern und Enkelinnen. Die römische Altfamilie umfaßte also drei Generationen Erwachsener. Nahm die Zahl der Generationen zu, so trat eine Spaltung ein. Das ähnliche wird bei den germanischen und griechischen Sippen, wahrscheinlich weil hier die Hausgemeinschaft von Anfang an fehlte, schon früher stattgefunden haben. Der wichtige Schritt, der durch die Entwicklung der Sippe oder Altfamilie geschieht, besteht nun aber keineswegs bloß darin, daß diese dem Vaterrecht seinen festen Stützpunkt gibt, sondern wesentlich auch darin, daß mit der Aussonderung der Sippe der größte Teil der Befugnisse, die früher dem Klan zugekommen waren, auf die Sippe übergeht. Diese übt nun Gewalt über ihre Mitglieder, eine Gewalt, die, weil sie in viel unmittelbarer Weise an den Hausvater gebunden ist als in dem weiteren Klan, auch eine persönlichere Richtung nimmt. Das Vermögen des Genossen gehört nicht mehr dem Klan, sondern der Hausgemeinschaft oder Sippe, und er ist dieser, nicht jenem für sein Tun und Lassen verantwort-

lich. Der aus der Sippe Ausgestoßene ist friedlos: er kann von jedem ohne weiteres erschlagen werden. Die Sippe hat, nicht der Klan, wie in fruherer Zeit, die Blutrache zu uben und ihr Stand zu halten. So ist es unvermeidlich, daß unter dem wachsenden Einfluß, den sich die Sippe erobert, die Bedeutung des Stammesverbandes allmahlich zurucktritt. In diesen Prozeß der Auflosung der Stammesverfassung durch die Gesamtfamilie greift dann endgultig die spater eintretende Auflosung der Gesamtfamilie in Einzelfamilien ein. So bildet die Gesamtfamilie uberhaupt ein Ubergangsglied aus dem vor ihr liegenden im wesentlichen nur in kurzer oder langer dauernden Ehebandnissen bestehenden Zustand in die endgultige Form der Einzelfamilie. Die Gesamtfamilie hat noch die wesentlichen Funktionen eines Geschlechtsverbandes. Insbesondere ist sie aber noch Tragerin offentlicher Rechte und Pflichten, die bei der Einzelfamilie, weil die Macht zu ihrer Geltendmachung fehlt, hinfällig werden. Dagegen verbindet, nachdem die Gesamtfamilie längst aufgehört hat, als Wirtschafts- und Lebensgemeinschaft zu bestehen, Hilfeleistung in Gefahr, gemeinsame Rache- und Suhnepflicht die einstigen Sippengenossen, so daß in diesen Nachwirkungen die Sippe über die Zeit ihres rechtlichen Bestehens noch fortlebt.

Mit der Auflosung der Gesamtfamilie in Einzelfamilien ist aber diejenige Form der Familienbildung erreicht, die eine von den Geschlechtsverbanden unabhängige Macht fordert, die Rechte des Einzelnen schützt und seine Pflichten gegen die Gesamtheit erzwingt. Die Einzelfamilie ist so einerseits das deutlichste Symptom für das Vorhandensein dieses neuen Zustandes, andererseits aber selbst eine der wichtigsten Triebkräfte, die ihn herbeigeführt haben. In ihr erst hat das Individuum jene Selbständigkeit erungen, durch die es dem Zwang der Geschlechtsverbände endgultig entwachsen ist. Insofern jedoch die selbständige, aus der Sippe entsprungene Einzelfamilie in der Reihe der Geschlechtsverbände das letzte ist, kann von ihr gesagt werden, sie sei diejenige Form der Geschlechtsverbindung, die, abgesehen von bedeutungslos gewordenen Überlebnissen, allein aus der alten Stammesorganisation in die neue politische heruberreicht, die aber auch in dem Moment, wo sie entsteht, das Ende jener alten Organisation der Gesell-

schaft bezeugt. Aus diesem Gesichtspunkte beurteilt sich zugleich eine Auffassung, die namentlich in den alteren, manchmal aber auch in neueren Schriften über die politische Theorie vorkommt: das ist die Auffassung, daß die Einzelfamilie allgemein das ursprünglichste soziale Gebilde oder, wie man sich mittels einer biologischen Analogie ausdrückt, daß sie die »soziale Zelle« sei, aus der alle zusammengesetzteren gesellschaftlichen Bildungen bis herauf zum Staate hervorgehen. Daß dies für die Einzelfamilie nicht zutrifft, erhellt aus dem Vorangegangenen: die dauernde, durch Recht und Sitte geschützte Einzelfamilie ist im allgemeinen wahrscheinlich eine der spätesten sozialen Bildungen, sie kann daher unmöglich die Grundlage aller andern sein. Aber auch für die Familie überhaupt ist jene Analogie unzutreffend, da sich auch die Gesamtfamilie oder Sippe verhältnismäßig spät aus dem Stammesverband herausgebildet und einen Teil der Machtfunktionen desselben übernommen hat. Dennoch hat jene Bezeichnung der Einzelfamilie als der letzten sozialen Einheit in einer Beziehung eine gewisse Berechtigung: insofern nämlich, als man dabei ausschließlich die Bildung der höheren Formen der politischen Gesellschaftsverfassungen im Auge hat. Die Bildung der politischen Gesellschaft ist in der Tat enge an die der Einzelfamilie gebunden: beide sind zusammenhängende Faktoren eines und desselben großen Vorgangs der Gesellschaftsentwicklung. Wie Einzelfamilie und politische Organisation in Wechselbeziehung zu einander stehen, so sind aber beide wiederum gleichzeitig mit weiteren Einflüssen verknüpft, unter denen als solche, die selbst abermals Ausgangspunkte mannigfach wirkender Kräfte sind, vor allem Besitz und Eigentum in Betracht kommen.

3. Die Entwicklung des Eigentums.

a. Die abstrakten Eigentumstheorien.

Der abstrakten Rechtstheorie, die in verbreiteten Anschauungen heute noch nachwirkt, galt das Eigentum als eine jener ursprünglichen Institutionen der Menschheit, die, älter als alle Kultur, dem Nachweis einer Entstehung entzogen seien. Da man nun gleichwohl für jede auf den menschlichen Willen zurückzuführende

Einrichtung irgend eine Entstehungsweise annehmen muß, so pflegt in diesem Fall die Rechtswissenschaft die Fiktion einer ursprünglichen Besitzergreifung einzuführen, die hier eine ähnliche Rolle spielt wie die Fiktion des Staatsvertrages bei der Entstehung der Gesellschaft. Diese Besitzergreifung soll zuerst durch die stillschweigende Zustimmung der Mitlebenden bestätigt worden sein, dann aber, als es kein neues herrenloses Gut mehr zu okkupieren gab, sei an die Stelle dessen die Übergabe durch Vertrag, durch Schenkung und, was für wesentlich dasselbe galt, das Vermächtnis für den Todesfall getreten, welchem letzteren sich aushilfsweise allgemeine Rechtsbestimmungen über Erbfolge anfügten. Unter dem Einflusse der modernen volkswirtschaftlichen Anschauungen ist, zuerst von Locke angedeutet und dann von Adam Smith weiter ausgeführt, diese Okkupationstheorie durch die Arbeitstheorie ersetzt worden. Nach ihr soll der Mensch von Anfang an als rechtmäßiges Eigentum besessen haben, was er sich selbst erarbeitet hat. Jedem gehört, so nimmt man an, zunächst nur das Produkt seiner eigenen Arbeit; dann tritt durch den Austausch der Arbeitsprodukte sowie durch Schenkung und Vererbung eine Ungleichheit der Eigentumsverhältnisse ein, die nun in dem unbedingten Verfügungsrecht des ursprünglichen Eigentümers über sein Arbeitsprodukt, das auf alle seine Nachfolger übergeht, ihre Berechtigung hat. Nach beiden Anschauungen gilt demnach jedes Eigentum von Uranfang an als Sondereigentum eines Einzelnen, so daß man zuweilen selbst den Gemeinbesitz einer Familie oder das Staats-eigentum nur als eine erweiterte Form des Sondereigentums gelten ließ, indem z. B. David Hume behauptete, bei Staatsländereien müsse man, da der Staat als solcher kein Eigentum haben könne, annehmen, jeder einzelne Staatsbürger sei Mitbesitzer.

Diese beiden Theorien über die Eigentumsentstehung zeigen schlagend, wie man bei der geschichtlichen Erklärung der vorhandenen Gesellschaftszustände nicht nur deren wirkliche Geschichte vernachlässigte, sondern auch die Frage des psychologisch Möglichen oder Wahrscheinlichen völlig außer Betracht ließ. Die Okkupationstheorie ließ den Sonderbesitz durch Okkupation von Seiten des Einzelnen entstehen, während doch eine solche mit irgend einer

Aussicht auf Erfolg gegenüber feindlichen Mitbewerbern nur stattfinden kann, wenn sie als eine gemeinsame von Seiten einer Horde oder eines Stammes geschieht. Volksstämme können in neuen bisher unbewohnten Gebieten oder auch in bewohnten sich ansiedeln, deren bisherige Besitzer sie verdrängen oder unterwerfen: in beiden Fällen okkupiert der ganze Stamm das neue Gebiet, zu einer Entstehung von Sondereigentum ist also auf diesem Wege zunächst noch kein Anlaß gegeben, es sei denn, daß weitere Vorgänge, Aufteilungen des neu gewonnenen Besitzes, hinzukommen. Das sind aber Vorgänge, die in dem Akt der Okkupation an und für sich noch nicht eingeschlossen sind, und über die daher auch die Okkupationstheorie keine Rechenschaft gibt. Die Arbeitstheorie dagegen läßt gerade die Entstehung der ursprünglichsten Formen des Eigentums unerklärt, weil die Arbeit nur da Eigentum schaffen kann, wo schon ein wirtschaftlicher Verkehr besteht, also bereits Eigentum vorhanden ist. Als die ursprünglichsten, für die Entstehung des Eigentumsbegriffs entscheidendsten Formen können ferner nicht etwa Kleider, Waffen, Geräte und andere für die Ausrüstung des einzelnen unerläßliche Gegenstände gelten: sie gehören so selbstverständlich zur Person, daß sie eben deshalb von der ursprünglichen Rechtsanschauung ebensowenig wie der eigene Körper zum Eigentum gezählt werden; daher sich denn auch bei ihnen an die Frage des Übergangs an einen neuen Besitzer beim Tode des bisherigen, nachdem das unbewegliche Eigentum und sein Übergang in andere Hand längst durch Gesetze normiert sind, noch keine besonderen Rechtsregeln knüpfen. Der Germane z. B., der die Gegenstände dieser persönlichen Ausrüstung als die »Habe« bezeichnete, unterschied diese Habe, die der Normierung durch die Sitte überlassen blieb, grundsätzlich von seinem Land- und Viehbesitz als seinem durch die Rechtsordnung geschützten Eigentum.

Von diesen zunächst nicht dem Einzelnen, sondern dem Klan oder der Sippe zugehörigen Besitzstücken breitet sich dann aber, nachdem sie ganz oder teilweise zu Sondereigen geworden sind, der Eigentumsbegriff auch auf diejenigen Besitzstücke aus, die ihrer Natur nach von Anfang an Sonderbesitz und darum ursprünglich den das Eigentum, seine Sicherung und seinen

Wechsel kennzeichnenden Rechtshandlungen nicht unterworfen sind. Selbst der Tod entzieht diese Gegenstände zuerst noch nicht dem Bereich des faktischen Besitzes. Sie werden entweder dem Verstorbenen unter der Wirkung der Jenseitsvorstellungen ins Grab mitgegeben, oder, wo dies unmöglich ist, da regelt die Sitte nach den Normen der Blutsverwandtschaft, die ein Fortleben des Verstorbenen in seinen Nachkommen oder in den ihm durch die allgemeine Blutsbruderschaft der Sippe Nachstehenden voraussetzen, diesen Übergang des Besitzes.

So sind es denn zwei Tatsachen, die nach den ältesten geschichtlichen Überlieferungen der Kulturvolker wie nicht minder nach dem Zeugnis der zum Teil bis in die Gegenwart herabreichenden Zustände der Naturvolker die wirkliche Entstehung des Eigentums kennzeichnen. Erstens: das Gesamteigentum des Stammes oder der Sippe ist die ursprüngliche Form des Eigentums überhaupt; und zweitens: der Übergang des vor allem Eigentum vorhandenen Besitzes in Eigentum ist nicht von den nächsten und ursprünglichsten Teilen des Besitzes, den Kleidern, Waffen und unentbehrlichen Geräten, ausgegangen, sondern von dem Besitz an Land und an Nutztieren. Beide Entwicklungen aber bedingen sich gegenseitig: nicht der Einzelne, sondern nur ein größerer Verband kann sich ein Landergebiet zu eigen machen, und die Zuchtung der Nutztiere setzt gemeinsame Arbeit voraus.

Erwägungen dieser Art sind es gewesen, die jener individualistischen Theorie der Entstehung des Eigentums schon im Beginn der neueren Rechtsphilosophie eine kollektivistische gegenüber-treten ließen. Sie ging zunächst von der biblischen Tradition eines paradiesischen Urzustandes aus, die schon im Mittelalter vielfach die Vorstellung eines kommunistischen Gesellschaftsideals entstehen ließ, das dann in einem skeptischer gewordenen Zeitalter aus der fernen Vergangenheit in die Zukunft verlegt wurde: so in der »Utopia« des Thomas Morus und ihren Nachbildungen. Aber auch nüchternere Politiker, wie Hugo Grotius, hielten an der Annahme eines solchen Anfangszustandes fest, indem sie im Gegensatz zu der Lehre des Thomas Hobbes von dem ursprünglichen Krieg aller mit allen die Natur des Menschen für eine an sich friedfertige

ansahen, bei der die Möglichkeit eines Streits und darum auch die Notwendigkeit von Gesetzen, welche die Ansprüche der einzelnen gegeneinander regeln, noch nicht bestanden habe¹⁾. Die Soziologie des 18. Jahrhunderts hat dann an die Stelle dieser noch teilweise der religiösen Überlieferung entlehnten Motive rein weltliche treten lassen: den Trieb sich zu vereinen und die Erkenntnis der Nützlichkeit dieser friedlichen Vereinigung, zu deren Aufrechterhaltung die Sitte genüge, die erst später der Regelung der Einzelinteressen durch das Gesetz Platz mache²⁾. Beide Motive hat endlich die romantische Geschichtsphilosophie, den Spuren Herders folgend, vereinigt, indem sie den Gemeinschaftstrieb, wie er in Sprache und Sitte sich äußert, zur ursprünglichen Grundlage der sozialen Institutionen, darunter auch des Eigentums machte. Nicht minder aber ordnete sie das Eigentumsrecht einem zunächst die einzelnen staatlichen Gemeinschaften und dann letzten Endes die gesamte Menschheit umfassenden sittlichen und religiösen Ideal derart unter, daß die Einzelpersonlichkeit von Anfang an nur in dem immer weitere Kreise ziehenden menschlichen Gemeinschaftsleben ihren Wert gewinne und ihre Bestimmung erfülle³⁾.

So sehr sich nun diese beiden Theorien, die individualistische und die kollektivistische, in ihrer Auffassung vom Wesen des Eigentums widerstreiten, so stimmen sie doch darin überein, daß sie die Frage nach der Entstehung desselben nicht aus irgend welchen Erfahrungen über seine wirkliche Entstehung, sondern aus allgemeinen Voraussetzungen über die Natur des Menschen beantworten; und hier ist es immer wieder der alte Streit zwischen Thomas Hobbes

¹⁾ Hugo Grotius, Recht des Kriegs und des Friedens, Buch II, Kap. 2.

²⁾ Vgl. Montesquieu, Geist der Gesetze, I, Kap. 3, XVIII, Kap. 11 ff.

³⁾ Ihre auf die positive Rechts- und Staatswissenschaft einflußreichste Gestaltung hat dieser vornehmlich seit Fichte in der deutschen Philosophie der Romantik zur Herrschaft gelangte ethische Grundgedanke in der Schule Fr. Chr. Krauses gefunden, die es verstand, die zum Teil phantastische Überschwanglichkeit dieses Philosophen zu besertigen und so seinem System eine dem juristischen Denken annehmbare Form zu geben. Besonders das »Naturrecht« von H. Ahrens hat in dieser Richtung einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die moderne deutsche Rechtswissenschaft ausgeübt. Vgl. Ahrens, Naturrecht oder Philosophie des Rechts und des Staates, 6 Aufl., I, S. 249 ff. II, S. 121 ff.

und Hugo Grotius, der uns in jenen Theorien in mannigfachen Gestaltungen begegnet. Es sind die zwei Grundtriebe der menschlichen Natur, der Eigennutz und der Gemeinsinn, die gegeneinander ausgespielt werden, um dort den ersten, hier den zweiten als das alleinige Motiv der Erzeugnisse menschlichen Handelns, unbekummert um die Erfahrung, zu Ausgangspunkten einer rein spekulativen Betrachtung zu nehmen. Auf diese Weise sind es schließlich die zwei entgegengesetzten möglichen Grenzfälle, die in jenen geschichtsphilosophischen Hypothesen vom Ursprung des Eigentums einander gegenüber treten.

Die heutige Wissenschaft hat auf solche spekulative Konstruktionen verzichtet. Sie huldigt nicht mehr der Meinung, das Problem der Entstehung des Eigentums sei eine Aufgabe apriorischer Deduktionen, sondern sie sucht, wo sich die allerersten Anfänge unserer sicheren Nachweisung entziehen sollten, die Annahmen über diese Anfänge mit den noch erreichbaren Zeugnissen der Kulturgeschichte in Einklang zu bringen. Zwei Gebiete sind es daher, die in diese Frage wirksam eingegriffen haben: die Wirtschaftsgeschichte der großen Kulturvölker einerseits, und die Volkerkunde anderseits. Bietet jene die für uns sicher erreichbaren Ausgangspunkte der Entwicklung, in der wir heute noch stehen, so darf man hoffen, den Zuständen der primitiveren Völker hier wie anderwärts die weiter zurückreichenden Ergänzungen zu entnehmen, die das Ganze dieser Entwicklung mit einiger Wahrscheinlichkeit übersehen lassen. Je berechtigter nun aber auch solche Erwartungen erscheinen mögen, um so auffälliger ist es, daß diese rückwärts gerichtete Betrachtung nicht zu dem erhofften eindeutigen Ergebnis geführt hat, ja daß auf Grund der neueren Forschungen über die Urgeschichte des Eigentums gelegentlich der nämliche Widerstreit der Anschauungen hervorgetreten ist, welcher dereinst die Theorien des abstrakten Naturrechts entzweit hat. Zugleich verteilen sich übrigens die einander bekämpfenden Standpunkte meist auf die beiden Gebiete, die in diesem Fall sich ergänzen sollten: während sich die Kulturhistoriker der Theorie des ursprünglichen Gemeineigentums zuwandten, scheinen die Ethnologen umgekehrt wieder der Anschauung von dem älteren Recht des Sondereigentums zuzuneigen. Zum

Teil erklärt sich dieser Zwiespalt wohl daraus, daß es sich da, wo der Historiker und der Ethnologe von Kulturanfängen reden, in der Tat um sehr verschiedene Anfänge handelt. Die Stämme, die im Beginn der europäischen Geschichte, zumeist nach vorangegangenen Wanderungen, die Gebiete ihrer späteren Kultur besiedelten, befanden sich selbstverständlich unter ganz andern Bedingungen als die Naturvölker, bei denen wir irgend welche Anfänge von Eigentum und wirtschaftlichem Verkehr vorfinden. Es ist daher nicht ohne weiteres erlaubt, beide Anfänge miteinander zu vergleichen. Auch handelt es sich in beiden Fällen im allgemeinen nur um relative, nicht um absolute Anfänge. Die Kulturvölker Europas hatten, als sie in die Geschichte eintraten, bereits eine Periode frühester Stammesentwicklung hinter sich, über die nur Vermutungen möglich sind. Nicht minder läßt sich aber bei den Naturvölkern bloß in sehr seltenen Fällen von einem annähernd absoluten Anfang der Kultur reden. Der Primitive, der wahrscheinlich seit unvordenklichen Zeiten in schwer zugänglichen Waldgebieten lebt, der Akka, der Wedda, der Negrito der Philippinen usw., läßt sich daher mit dem Germanen, Griechen oder Römer der Urzeit überhaupt nicht, der Australier, Papua mit dem Polynesier, dem Neger, dem Indianer Nord- und zumeist auch Sudamerikas, die sämtlich ebenfalls eine längere Kulturentwicklung hinter sich haben, nur mit Vorbehalt vergleichen. Dazu kommt aber noch ein anderes, schwer wiegendes und meist übersehenes Moment. Die Völker Europas und der übrigen Kulturgebiete der Welt wie die des alten Orients und der ehemaligen Reiche Mittel- und Sudamerikas treten bereits mit einem ausgebildeten Eigentumsbegriff in die Geschichte ein, sei es, daß dabei das Gemeineigentum einer Sippe vorwaltet, wie durchweg in den älteren Kulturgebieten, sei es, daß das Sondereigen die herrschende Form ist. Dagegen muß bei den primitivsten Stämmen die Frage aufgeworfen werden, ob bei ihnen überhaupt ein Eigentum existiert, und selbst bei manchen, bereits einer vorgerückteren Stufe zugehörigen kann es mindestens zweifelhaft sein, inwiefern der Begriff des Eigentums bei ihnen auf bestimmte, vorzugsweise einem Tausch- oder Geldverkehr unterworfenen Gegenstände beschränkt ist, während für andere, die bei einer weiteren Ausbildung des Eigen-

tumsrechts ebenfalls in dessen Gebiet fallen, zwar ein tatsächlicher Besitz einzelner oder einer Gemeinschaft, aber noch kein eigentliches Eigentum vorhanden ist. So erhebt sich bei jeder Erörterung der Frage über die Entstehung und den Wandel des Eigentums zugleich die andere nach dem Verhältnis zwischen Besitz und Eigentum.

b. Gemein- und Sondereigentum.

Den römischen Juristen, die für die scharfe Ausbildung des Eigentumsbegriffs wie aller andern Rechtsbegriffe maßgebend geworden sind, lag die Frage nach der Entstehung des Eigentums völlig fern. Sie waren nur von dem praktischen Interesse geleitet, die zu ihrer Zeit bestehenden Eigentumsbegriffe festzustellen und in ihren Anwendungen je nach den verschiedenen Bedingungen, die das bürgerliche Leben mit sich brachte, zu verfolgen. In der römischen Gesellschaft hatte sich aber das Eigentumsrecht, getragen von dem unbedingten Herrschaftswillen, der hier den Staat wie den einzelnen Bürger innerhalb seiner Lebenssphäre beseelte, zu einer streng individualistischen Form entwickelt, deren rücksichtslose Geltung keine anderen Schranken als die der Sitte kannte. Der *Ager publicus*, der im alten Rom tatsächlich Gemeineigentum war, ordnete sich unschwer der auch anderweitig gebrauchten Fiktion unter, daß hier der Staat als der persönliche Eigentümer zu denken sei. Als nun aber das römische Recht mit den vielfach abweichenden Rechtsordnungen anderer Völker zum erstenmal in Berührung trat, da machte sich die Überlegenheit seiner begrifflichen Ausbildung vor allem auch den mannigfach abweichenden Eigentumsordnungen gegenüber darin geltend, daß man die des römischen Rechts als die normgebende und darum schließlich auch als die ursprüngliche ansah. So entstand die von den Juristen ausgehende und allmählich zur allgemeinen Überzeugung werdende Anschauung, alles Eigentum sei von Anfang an Sondereigentum, und das Eigentum überhaupt sei eine ursprüngliche Institution der menschlichen Gesellschaft.

Gegen den ersten Teil dieser These erhoben sich zunächst einzelne Forscher, die sich mit der Eigentumsentwicklung im älteren deutschen Recht beschäftigt hatten. Hier war das Gemeineigentum eine Form des Mitbesitzrechts an dem einer Markgemeinschaft zu-

gehörigen Ackerland gewesen, neben dem zwar ein Sonderbesitz der einzelnen bestand, wobei aber doch mannigfache Erscheinungen darauf hinwiesen, daß dieser Sonderbesitz aus der Aufteilung der ursprünglichen »Allmende« unter die Markgenossen hervorgegangen war¹⁾. Daran reihten sich dann ähnliche Ergebnisse aus andern, zum Teil weit entlegenen Ländergebieten, während zugleich die beiden oben (S. 59 ff.) erwähnten Formen der Sippenorganisation, die Hausgemeinschaft und die Markgenossenschaft, wie Laveleye in seinem die weiteren Forschungen über diesen Gegenstand zusammenfassenden Werk über das »Ureigentum« zeigte, zwar Unterschiede besonders in der Ausdehnung des ursprünglichen Gemeineigentums boten, dabei aber das Prinzip der Entstehung des Sondereigen aus der Teilung eines einstigen Gemeineigentums überall gewahrt blieb, beim russischen »Mir«, der am frühesten bekannt gewordenen Form der Hausgemeinschaft, so gut wie bei der deutschen Markgemeinschaft und den analogen Gemeinschaftsbildungen anderer Völker²⁾. Schon Laveleye hatte dann dieses Ureigentum in Gestalt des Gesamteigentums bis zu den primitivsten Völkern mit Stammesverfassung, wie Australiern, Mikronesiern, Eskimos usw., zurückzufolgen gesucht. Besonders aber wies K. Bucher in dieser Beziehung auf die Hausgemeinschaften der Indianer hin, bei denen, wie bei allen Verbänden ähnlicher Art, eine kommunistische Wirtschaft bestand. Die Periode der »geschlossenen Hauswirtschaft« bezeichnet er daher als den Anfang der wirtschaftlichen Entwicklung überhaupt und damit auch des an eine solche gebundenen Eigentums in der Form eines Gesamteigentums der Hausgenossen³⁾.

Gegenüber dieser auf die Wirtschaftsgeschichte gegründeten Theorie, alles Sondereigen sei aus einem ursprünglichen Gesamt-

¹⁾ G. L. Maurer, Geschichte der Markverfassung in Deutschland 1856.

²⁾ E. de Laveleye, *De la propriété et de ses formes primitives*,⁴ 1891, deutsch von K. Bucher u. d. T.: Das Ureigentum, 1879.

³⁾ Laveleye hat in dieser Beziehung besonders auf die von Martius in seiner »Reise nach Brasilien« mitgeteilten Zustände der brasilianischen Urbewohner sowie auf die bei andern sudamerikanischen Stämmen verbreiteten Jagdgenossenschaften, endlich auf das Erbrecht der Häuptlinge vieler amerikanischer Stämme u. a. hingewiesen, a. a. O., S. 291 ff. Bucher, *Die Entstehung der Volkswirtschaft*, 1893, S. 15 ff.

eigentum hervorgegangen, nehmen nun die Ethnologen insofern eine ablehnende Haltung ein, als sie bei den primitivsten Völkern das Sondereigentum als den beinahe selbstverständlichen Anfang des Eigentums überhaupt anzusehen pflegen. Denn als dieses ursprünglichste Eigentum gilt ihnen der Besitz an Schmuck, Kleidern, meist auch an Waffen und andern unentbehrlichen Geräten, die nahezu ebenso an die individuelle Persönlichkeit gebunden sind wie die Tatuierung und andere Formen des direkten Körperschmucks. Indem von diesen nächsten Objekten der Begriff des Eigentums auf weitere ubergegriffen habe, sei er dann auf das erlegte Wild, die gesammelten Früchte, auf die errichtete Hütte, die erbeuteten Sklaven, die gezuchteten Tiere, endlich auch auf den von dem Einzelnen geackerten Boden angewandt worden; und nur im letzteren Fall gesteht man wohl auch zu, daß die gemeinsame Arbeit vorübergehend ein gemeinsames Eigentum schaffen konnte. Zumeist wird diese anscheinend unmittelbar auf die ethnologischen Tatsachen selbst gestützte Theorie der Ursprünglichkeit des Sondereigentums nicht ausdrücklich der des Gesamteigentums gegenübergestellt, aber sie leuchtet aus der Schilderung der Zustände primitiver Kultur ohne weiteres hervor; auch mag dabei immerhin die überlieferte Voraussetzung mit im Spiel sein, es gebe überhaupt nur eine Form des Eigentums, nämlich eben das individuelle Sondereigentum, dem man dann auch das Eigentum der Hausgemeinschaft und der Großfamilie auf dem Umwege zurechnet, daß es im Hinblick auf die unbeschränkte vaterliche Gewalt mit der Familie selbst als Sondereigen des Familienaltesten betrachtet wird. Da diese Anschauungen meist nicht direkt ausgesprochen werden, so unverkennbar sie in der Regel die Schilderung der tatsächlichen Verhältnisse begleiten, so ist es verdienstlich, daß die Argumente für diese individualistische Eigentumstheorie, soweit sie sich auf ethnologische Beobachtungen stützen, von L. Dargun eingehend vorgeführt und gegen die Theorie des ursprünglichen Gemeineigentums geltend gemacht worden sind¹⁾.

Dargun geht davon aus, daß das Jagerleben primitiver Stämme fruhe schon mit einem zumeist von den Frauen betriebenen spär-

¹⁾ L. Dargun, Ursprung und Entwicklungsgeschichte des Eigentums, Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft, Bd. 5, 1884, S. 1 ff.

lichen Anbau von Nahrfruchten in der Nähe der Hütte verbunden sei. Beides aber, die Beute der Jagd und der Ertrag des Feldes seien, ebenso wie die Hütte oder das primitive Zelt, Eigentum des einzelnen. Auch die Hausgemeinschaften gelten ihm noch nicht unter allen Umständen als Falle von Gemeineigentum, da sich z. B. das amerikanische »Langhaus« in mehrere Sonderfamilien mit Sondereigentum scheide. Als die eigentliche Trägerin des Sondereigentums gilt ihm aber nicht das Individuum, sondern die Familie, daher der Begriff des Sondereigens ohne weiteres auch auf die patriarchalische Familiengemeinschaft übertragen wird. Erst die Kultur des Bodens hat die Landgemeinschaft hervorgebracht, wie wir sie aus der Geschichte unserer Markgenossenschaften und ähnlicher Verbände anderer Kulturvölker kennen. Aber dieser Zustand bildet keinen Anfang, sondern ein vermittelndes Glied zwischen dem ursprünglich planlos betriebenen, den Boden rasch erschöpfenden und dem späteren intensiveren Ackerbau, der wieder zum individuellen Eigentum an Grund und Boden zurückkehrt. So ist das Privateigentum nach dieser Anschauung überhaupt eigentlich allein Eigentum im vollen Sinne des Worts. Das Gesamteigentum ist nur ein vorübergehendes Produkt der Not, das schließlich zum endgültigen, durch die Rechtsordnung nach den verschiedensten Seiten geschützten, aber auch beschränkten, rein individuellen Eigentum führt. Auf diesem Weg vom »Atomismus der wilden Naturvölker« zu einem in gewissem Sinne diesem ähnlichen der höchsten Zivilisation bildet nach Dargun die Entstehung des Staates in der Form der ihn vorbereitenden Hauptlingschaft den Wendepunkt von jener uralten, kulturlosen zu dieser neuen, durch die Kultur erzeugten Form des individuellen Eigentums. Nachdem alles Land als Eigentum in die Hände des Herrschers gelangt ist, verteilt dieser es wieder als Lehen an einzelne seiner Untertanen, die dann in der weiteren Rechtsentwicklung allmählich zu freien Eigentümern werden¹⁾.

So manches nun in dieser Schilderung zutreffen mag, und so fruhe schon innerhalb noch relativ primitiver Zustände ein Sondereigentum nicht bloß an beweglichem Besitz, sondern auch an der selbst erbauten Hütte und an dem diese Hütte umgebenden Land

¹⁾ Dargun, a. a. O., S. 48ff.

entstehen mag, so ist doch das hier entworfene Bild teils darin verzeichnet, daß in ihm die für die aufgestellte Theorie sprechenden Züge einseitig in den Vordergrund gerückt sind, teils darin, daß gewisse Formen von Gesamteigentum unter einem einseitigen Gesichtspunkt betrachtet werden, unter dem sie umgekehrt als Unterarten des individuellen Eigentums erscheinen. So sind die Geschlechtsgenossen und die Großfamilien, die eine Hausgemeinschaft bilden und zusammen Eigentum besitzen, jedenfalls in vielen Fällen, wie z. B. bei den nordamerikanischen Hausgemeinschaften, keineswegs dem unbeschränkten Willen ihres Ältesten unterworfen, sondern sie erfreuen sich eines ziemlich weitgehenden Mitbestimmungsrechtes: das Wild, das sie auf der Jagd erlegen, die Gegenstände, darunter auch die Kriegsgefangenen, die sie erbeuten, sind zunächst Gesamteigentum und gehen dann erst, indem die Beute verteilt wird, in Einzelbesitz über. Je kurzer der Weg ist, der von der Erwerbung des Eigentums zu seinem Verbrauch führt — und um so kurzer pflegt dieser Weg zu sein, je primitiver die Kultur — um so leichter sind wir geneigt, hier Anfang und Ende zusammenfließen zu lassen und von Anfang an als Sondereigen anzusehen, was zunächst Eigentum einer Gemeinschaft gewesen ist. So besitzt ein Klan, wenn der Boden erschöpft ist, auf dem er Früchte gebaut oder Tiere zur Weide geführt hat, ein neues Acker- und Weideland zunächst stets als gemeinsames Land, und es kann nun längere oder kürzere Zeit vergehen, ehe die einzelnen sich in den neu gewonnenen Gesamtbesitz teilen. Dauert es lang, so scheiden wir Gesamteigen und Sondereigen als aufeinander folgende Perioden; dauert es kurz, so erscheint der Vorgang als eine einmalige, sofort von den einzelnen ausgeführte Besitzergreifung. Da aber besonders die Bebauung des Bodens, je fortgeschrittener ihr Betrieb ist, um so mehr auch einer Vereinigung individueller Kräfte bedarf, so ist es klar, daß gerade bei einer primitiven Bewirtschaftung ein Sondereigentum weit schneller sich entwickeln kann als auf einer höheren Stufe der Kultur, vollends wenn weitere die gemeinsamen Interessen fordernde Bedingungen hinzukommen, wie solche vor allem der Schutz des gemeinsamen Landes und die Feier gemeinsamer Kulte mit sich bringen¹⁾.

¹⁾ Vgl. Bd. 4², S. 526 ff. (Vegetationskulte).

Ist doch überhaupt nicht zu vergessen, daß auch relativ primitive Einrichtungen eine Geschichte hinter sich haben, und daß wir daher kaum jemals die uns unmittelbar gegebenen Zustände als die ursprünglichen ansehen dürfen. Wie leicht dies dazu führen kann, daß man die natürliche Kausalität der Erscheinungen umkehrt, das zeigt z. B. schlagend die hypothetische Zurückführung des ältesten Gemeineigentums auf die absolute Macht des Hauptlings, der alles Einzeleigentum an sich gebracht und so das erste Gesamteigentum erzeugt haben soll, um dann durch willkürliche Abgabe an die einzelnen das spätere, dem politischen Zeitalter angehörige Einzeleigentum zu schaffen. Beim Lichte besehen ist dies lediglich eine Konstruktion, die der juristischen Theorie von der Entstehung des Eigentums aus dem »Besitzwillen« und der damit sich verbindenden Annahme, daß es nur einen individuellen, keinen Gesamtwillen gebe, ihren Ursprung verdankt. Offenbar ist es aber schwer begreiflich, wie ein anfanglich meist von den Stammesgenossen gewählter Hauptling die Macht gewinnen soll, alles Sonder-eigen plötzlich oder allmählich in sein Privateigentum umzuwandeln, während es ganz in der Richtung der Entwicklung einer absoluten Herrschaftsform liegt, daß er ein vorher vorhandenes Gemeineigen des Stammes oder des Klans, also das Staatsgut als sein Privatgut betrachtet. Dies um so mehr, da ja für diesen Übergang die Geschichte zahlreiche Belege bietet. Ist doch bis zum heutigen Tag die Frage, ob das sogenannte »Domanengut« Eigentum des Fürsten oder des Staates sei, vielfach eine Streitfrage des öffentlichen Rechts gewesen. Wo immer die Idee den Grundsatz zur Geltung brachte, daß der Staat selbst dem unbeschränkten Willen des Herrschers unterworfen sei, da hat dieser Grundsatz überall, von den großen Despoten des alten Orient und den absoluten Monarchien des modernen Europa bis herab zu den kleinen despotisch regierten afrikanischen Negerstaaten den Anspruch des Herrschers auf unumschränkte Verfügung über das Staatsgut als eine selbstverständliche Folgerung mit sich geführt. Darum beweist aber gerade der letztere Fall, daß auch in diesen, durch die frühe Ausbildung individueller Eigentumsrechte von andern Ländern der Halbkultur sich unterscheidenden afrikanischen Gebieten ein ursprüngliches Gesamteigen-

tum nicht gefehlt hat, mag es auch dahingestellt bleiben, in welchem Umfange es vor der Entstehung der absoluten Hauptlingsherrschaft bestand. Da auch in diesen relativ primitiven Staatsgebilden mit bald despotischer bald beschränkter und bisweilen sogar zu einer bloßen Scheinherrschaft herabgedruckter Hauptlingsgewalt mannigfache Spuren darauf hinweisen, daß der Staat aus der Klanverfassung hervorgegangen ist, so geht diese Frage hier in die andere über, inwieweit innerhalb dieser ursprünglicheren Gemeinschaftsformen ein individuelles, mit den wesentlichen Attributen des späteren ausgestattetes Eigentum besteht. Damit werden wir auf zwei allgemeine Motive hingewiesen, die die politische Gesellschaft aus der Zeit der Stammesverfassungen herubernimmt, um sie dann zum Teil auf Grund der aus ihnen hervorgegangenen Eigentumsordnungen weiterzubilden. Diese die Stammessitte bereits in weitem Umfang beherrschenden von Anfang an eng verbundenen Motive sind: erstens die der allgemeinen Lebenserhaltung dienende Kulturform, die dem Leben und Verkehr um so mehr ihr Gepräge gibt, je weiter zurückliegenden Stufen sie angehört; und zweitens die Arbeitsteilung, die ebenfalls bis in die Anfänge des gemeinsamen Lebens zurückreicht, aber immer vielgestaltiger wird und daher insbesondere an den späteren Gliederungen der Gesellschaft wesentlich beteiligt ist.

Nun sind die früher verbreiteten Anschauungen über die Kulturformen der Lebensfürsorge in neuerer Zeit einer eingreifenden Revision unterworfen gewesen. Das alte Schema vom Jäger, Nomaden und Ackerbauer, das mehr Konstruktion als Wirklichkeit war, ist auf Grund der eindringenderen Beobachtung der Tatsachen hinfällig geworden. Der Jäger und der Sammler gehören für eine noch so dürftige Fristung des Lebens zusammen, und in dieser Vereinigung kann unter Umständen eher die Sammeltätigkeit wild wachsender Kräuter und niederer Tiere überwiegen, wie meist bei den heutigen Buschmännern, als die Jagd, die im allgemeinen bereits Anfänge des Ackerbaus voraussetzt, wie bei den amerikanischen Jäger- und Fischervölkern. Die Viehzucht und der mit dem Pflug den Boden zur Aufnahme der Saat bearbeitende Ackerbau treten gleichzeitig auf, dagegen geht dem letzteren der primi-

tive Hack- und Gartenbau voraus¹⁾. Unter diesen Kulturformen ist schon da, wo der Ackerbau noch mit der Hacke betrieben wird, sobald er, um dem Lebensunterhalt einer größeren Gemeinschaft zu genügen, infolge der Beschränkung von Saat und Ernte auf begrenzte Zeiten des Jahres die gemeinsame Arbeit vieler verlangt, der Boden selbst gemeinsames Eigentum. Erst der Ertrag ist dann, nachdem er an die einzelnen Familien verteilt ist, so lange Einzelbesitz, bis er verzehrt wird. Je kurzer diese Frist ist, um so mehr scheidet er aber aus dem eigentlichen Eigentum aus und geht in die Lebensmittel über, die dem individuellen Verbrauch dienen, durch diesen Verbrauch aber natürlich aufhören Eigentum zu sein. So wird das Gesamteigentum an Grund und Boden erst dann Sondereigentum, wenn der Boden selbst an die einzelnen verteilt ist. In jener Form der gemeinsamen Kultur des ungeteilten Bodens ist darum das Gemeineigentum zunächst eine regelmäßige Begleiterscheinung einer gesteigerten Bodenkultur, solange diese noch der Hilfe entbehrt, die zuerst der Pflug und dann unter der Einwirkung der Viehzucht das Zugtier dem einzelnen zur Verfügung stellt. Länger noch führt das Hütenleben Bedingungen mit sich, vermöge deren Weideland Gemeineigentum bleibt, während die Teile der Tierherde Einzeleigentum sind²⁾. Umgekehrt gehört dagegen die Zuchtung der nutzbaren Haustiere überall erst einer späteren Kultur an, und die individuelle Pflege, die sie voraussetzt, legt die Vermutung nahe, daß von Anfang an jedes einzelne Tier Eigentum des einzelnen gewesen ist, der sich dieser Pflege widmet, und daß daher die Viehzucht selbst eines der Motive war, die den allmählich sich ausbreitenden Übergang des Gesamteigentums in Sondereigen vermitteln halfen. Dafür spricht auch der hohe Wert, den der Viehzüchter auf diesen Eigenbesitz legt, und der in vielen Gebieten den Affektionswert der Zuchttiere weit über ihren Nutzwert erhebt. Hierin folgt namentlich die Zucht des Rindes wohl dem Beispiel des ältesten Haustiers,

¹⁾ Ed. Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit, 1905, S. 14ff Von der Hacke zum Pflug, S. 12. Die hier einschlagende Psychologie der Kulturstufen muß dem Kapitel über die Psychologie der Kultur und ihrer Formen vorbehalten bleiben.

²⁾ Santer, Das Eigentum, 1879, S. 81ff Leonhard Schultze, Aus Namaland und Kalahari, 1907, S. 110f.

des Hundes, der schon auf primitiven Stufen der Kultur ein treuer Begleiter des Menschen zu sein pflegt, wo an seine wirtschaftliche Nutzung noch nicht gedacht wird¹⁾).

Die Formen der Arbeitsteilung pflegt man den Kulturformen als einen späteren, an die fortschreitende Differenzierung der Gesellschaft gebundenen Vorgang gegenüberzustellen, da noch in den Anfängen der Stammesverfassung weder Standes- noch Berufsunterschiede, die die Eigentumsverhältnisse berühren, vorhanden sind. Gleichwohl gibt es, wie Ed. Hahn mit Recht hervorgehoben hat, eine Arbeitsteilung, die alter ist als alle Kultur: das ist die an die Geschlechter gebundene, die keiner Lebensstufe fehlt, innerhalb der höheren Kulturen aber immerhin eher einer Ausgleichung sich nähern kann als unter den primitiven Bedingungen des Lebens. Lange bevor die Anfänge einer durftigen, in der Regel von den Frauen gepflegten Ackerkultur oder gar Versuche einer Zucht von Tieren zu wirtschaftlichen Zwecken vorhanden sind, teilen sich Mann und Weib in die beiden Beschäftigungen, die jenen Kulturformen vorausgehen: der Mann betreibt die Jagd, das Weib das Sammeln und Ausgraben der natürlich wachsenden Früchte und Wurzeln. Unter diesen Formen der Fristung des Lebens ist die des Sammelns, die neben vegetabilischer Nahrung auch die kleineren leicht erreichbaren Tiere des Feldes und Waldes umfaßt, die unentbehrlichere. Nur wenn durch die Ausrottung des Wildes der Ertrag der Jagd versiegt, wie bei einem Teil der Buschmanner, greift die Arbeit des Sammelns im Drang der Not auf beide Geschlechter über²⁾. Abgesehen von diesen seltenen Ausnahmefällen, die überdies nachweislich einer späten Zeit angehören, in der die überlegene Kultur ihren Vernichtungskampf gegen das primitive Leben führt, darf aber jene Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib als eine allgemeine gelten, die in den natürlichen Eigenschaften der Geschlechter, der größeren physischen Stärke, dazu dem gewalttätigeren Charakter des Mannes und in dem zu ruhiger

¹⁾ Ed. Hahn, Die Haustiere und ihre Beziehung zur Wirtschaft des Menschen, 1896, S. 52, 75. Dazu über die möglichen Ursachen der Domestikation des Hundes meine Elemente der Völkerpsychologie, S. 23f. Näheres über die Entwicklung der wirtschaftlichen Kultur überhaupt siehe in Bd. 9.

²⁾ S. Passarge, Die Buschmanner der Kalahari, 1907, S. 40ff.

stetiger Tätigkeit geneigteren Naturell des Weibes ihre Grundlage hat, wie sich denn schon im Tierreich ähnliche Verhältnisse vorfinden, die hier wie dort von den Formen der Ehe und andern Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens relativ unabhängig sind. Nur beim Manne kommt das weit verbreitete Männerhaus dieser primären Arbeitsteilung zustatten, indem es die Neigung zu geselligem Nichtstun unterstützt, die eine hervorragende Eigenschaft der Männerwelt der meisten Naturvölker ist. Vor allem aber reizt die Jagd zu gemeinsamer Tätigkeit, zu der bei ihr der wechselseitige Beistand drängt, deren die einzelnen zur Erlegung der größeren Tiere bedürfen. Wie die Männer zur Jagd, so ziehen dann auch die Weiber zu wechselseitigem Schutz in die Wildnis, um Nahrung zu sammeln. So gibt es hier zwar kein Eigentum im späteren Sinne des Wortes und am allerwenigsten ein Sondereigentum der einzelnen; doch der Jagdbezirk, den die Horde durchzieht, wird von ihr gegen andere Stämme behauptet und in der Regel, namentlich solange das Land noch unbeschränkten Unterhalt gewährt, auch von andern gemieden. Dagegen schließt diese früheste Arbeitsteilung die Vorbereitung zur Entstehung von Gesamteigentum ein: die Jagdbeute wie der Ertrag des Sammelns sind zunächst allen gemeinsam, um erst in den Besitz der einzelnen überzugehen, kurz bevor sie verzehrt werden, und auch dann halten noch häufig gemeinsame Mahle namentlich die Jagdgenossen zusammen. Wollte man alles, was der Mensch irgend einmal während kürzerer oder längerer Zeit sein eigen nennt, dem Begriff des Eigentums unterordnen, so würde also mindestens für die frühesten, allen Mitgliedern einer Gemeinschaft notwendigen Lebensbedürfnisse der Satz gelten, daß das Eigentum an Lebensmitteln Gemeineigentum ist, ehe es in Sondereigen übergeht. Hier bezeichnet dann der Augenblick, wo im Gefolge des seßhafter gewordenen Lebens dem Sammeln der wild wachsenden Nahrung die Pflege eines die Hütte umgebenden kleinen Gartenlandes ergänzend zur Seite tritt, den Übergang zum Sondereigen. Auch da ist es die Frau, die mit den andern hauslichen Arbeiten diese erste primitive Bodenkultur übernimmt. So hat sich in diesem Übergang vom Einsammeln der Nahrung zu ihrer Erzeugung durch eigene Arbeit oder, wie man

ihn auch nach den sich anpassenden Werkzeugen nennen kann, vom Grabstock zur Hacke zugleich der erste Übergang vom Gemein- zum Sondereigen vollzogen. Er bildet an der Schwelle der Kultur ein primitives Vorbild des späteren Wandels, bei welchem die infolge der gesteigerten Ackerkultur geforderte gemeinsame Arbeit ein Landgebiet zuerst zum Gemeineigentum gemacht hat, das später in Sondereigen überging, ein Wechsel, bei dem nunmehr die Bearbeitung des Bodens mit der Hacke der mit dem Pfluge Platz macht. Dabei werden dann außerdem die das Streben nach Selbständigkeit der Einzelpersonlichkeit steigernden Motive wirksam, die vornehmlich die politische Entwicklung mit sich bringt¹⁾. Eines dieser Motive mag die in die Pflugkultur eingreifende Zucht der Zugtiere sein, die, wo sie in der Wirtschaft des Nomaden zur selbständigen Lebensform wird, wie schon bemerkt, wahrscheinlich von Anfang an die Tendenz zur Individualisierung des Eigentums in sich trägt, eine Tendenz, die von dem Augenblick an, wo das Rind an den Pflug gespannt wird, um dem Menschen den schwersten Teil seiner Arbeit abzunehmen, notwendig auch auf den Bodenbesitz herüberwirkt. In der Verbindung dieser den Beginn der politischen Entwicklung einleitenden Bedingungen spielt der Übergang von der Hacke zum Pflug in der Bearbeitung des Bodens wohl eine besonders bedeutsame Rolle. Die einzelnen indogermanischen Völker besaßen, als sie ihre späteren Verbreitungsgebiete bezogen, nur die Hacke, noch nicht den Pflug²⁾. Aus allem

¹⁾ Ed Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur, S. 23ff.

²⁾ Eine große Zahl sprachlicher Bezeichnungen für den Pflug sowie verschiedene Formen desselben in verschiedenen Länderebenen selbst noch innerhalb Deutschlands hat Elard Hugo Meyer gesammelt (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Jahrg. 14, 1904, S. 1, 129, 151ff). Die großen Abweichungen in beiden Beziehungen machen es jedenfalls im höchsten Maße wahrscheinlich, daß die Indogermanen vor ihrer Spaltung in die einzelnen Völkerschaften noch keine Pflugkultur besaßen, und daß daher der Pflug in verschiedenen Gebieten unabhängig eingeführt und wahrscheinlich auch erfunden worden ist. Wenn Meyer selbst trotzdem an der alten, auf Grund der Ableitung des griechischen und lateinischen Wortes von der Wurzel Ar-, lat. arare, pflügen, entstandenen Annahme, den Indogermanen sei neben manchen andern jetzt zweifelhaft gewordenen Kulturgütern der Pflug eigen gewesen, glaubt festhalten zu sollen, so dürften seine dafür beigebrachten Argumente schwerlich ausreichend sein. Er beruft sich nämlich hauptsächlich auf die Ähnlichkeiten der Bestellung

dem erhellt, daß es kein allgemeingültiges Gesetz gibt, das der Eigentumsentwicklung eine unter allen Umständen eingehaltene Richtung anweist, sondern daß die Form des Eigentums jeweils von den Bedingungen des wirtschaftlichen Lebens abhängt. Mit dem Wechsel dieser Bedingungen wechseln die Eigentumsformen, und nicht minder können für verschiedene Wirtschaftsgebiete verschiedene neben einander bestehen. Ein Beispiel solchen Wechsels infolge äußerer Bedingungen bietet noch aus neuester Zeit das Gemeineigentum der russischen Dorfschaften, der »Mir«¹⁾. Zuerst sah man in ihm ein über die Gemeindemark erweitertes Überlebens der alten slavischen Hausgemeinschaft. Später erkannte man den begünstigenden Einfluß, den auf ihn die Steuergesetzgebung ausübte, die nicht von den einzelnen, sondern von der Gesamtgemeinde je nach ihrer Kopfzahl die Steuer erhob. Infolgedessen behielt die Gemeinde ihr Ackerland als Gesamteigen, verteilte es aber zur Nutzung periodisch in gleichen Teilen an die einzelnen. So gewann die Ansicht die Oberhand, das Gemeineigentum sei hier überhaupt erst aus jener Besteuerung entstanden, nach dem Prinzip, der gleichen Belastung müsse auch der gleiche Besitz aller entsprechen. Gleichwohl wirkte in dieser kommunistischen Einrichtung wohl eine ursprüngliche den slavischen Volkerschaften eigene Hausgemeinschaft nach, bei der die Großfamilie ein gemeinsames Ackerland besaß. Dieses war aber längst in Einzeleigentum übergegangen, als in den verschiedenen Gebieten des russischen Reiches durch das Zusammenwirken verschiedener Bedingungen, namentlich der Verschuldung der Bauern gegenüber den Gutsherren, der Verwahrlosung der Ackerkultur und schließlich der Steuergesetzgebung jene kommunistische Neuordnung entstand, die zusammen mit der Leibeigenschaft den Untergang des freien Bauerntums besiegelte²⁾. So zeigt diese Entdes Ackers mit dem Pflug in den verschiedensten Ländern begleitenden Bräuche, wie sie für die europäische Welt besonders Mannhard gesammelt hat (a. a. O., S. 148 ff.). Doch abgesehen davon, daß viele dieser Bräuche späteren Ursprungs sein können, sind gerade die verbreitetsten nicht notwendig an den Pflug gebunden. So findet sich die Sitte des Begießens mit Wasser in den Pueblo-gebieten Amerikas in ganz ähnlichen Formen wie jetzt noch in deutschen Ländern (s. Bd 4², S. 515 ff.).

¹⁾ Simkowitsch, Die Feldgemeinschaft in Rußland, 1898.

²⁾ Simkowitsch, a. a. O., S. 1 ff., 71 ff.

wicklung, bei der der partielle Kommunismus der Hausgemeinschaft zuerst einer individualistischen Eigentumsordnung Platz macht, um dann unter dem Zwang äußerer Verhältnisse in einen mehr scheinbaren als wirklichen kommunistischen Verband überzugehen, besonders deutlich, wie diese Unterschiede von Gemeineigen und Sondereigen jeweils von den besonderen Bedingungen des wirtschaftlichen und politischen Lebens abhängen. Dies steht aber natürlich nicht im Widerspruch damit, daß gerade bei dem Eintritt eines Volkes in die Geschichte im allgemeinen übereinstimmende Bedingungen sich geltend machen, die eine gewisse Gesetzmäßigkeit der den Anfang der politischen Entwicklung bezeichnenden wirtschaftlichen Verhältnisse hervorbringen. Zu diesen Vorbedingungen gehört vor allem, daß dem Eintritt eines Volkes in die Geschichte Wanderungen vorausgehen, infolge deren es das Gebiet, auf dem von nun an seine Geschichte sich abspielt, neu in Besitz nimmt, mag nun dies Gebiet zuvor überhaupt nicht besiedelt sein oder mit Gewalt den vorhandenen älteren Bewohnern, bald unter volliger Entrechtung derselben, bald unter gleichzeitiger Vermischung mit ihnen, entrissen werden. Eine solche Neugründung durch eine Volksgemeinschaft setzt aber, wie sie auch geschehen mag, im allgemeinen eine gemeinsame Arbeit voraus, bei der nicht jeder einzelne unabhängig von dem andern ein Stück Land in Besitz nimmt, sondern bei der die einzelnen zusammenstehen, um, wie sie zusammen das Land sich errungen haben, so nun auch die Arbeit der Besiedelung gemeinsam unter Führung der Häuptlinge, die den Kampf um den Neubesitz geleitet, zu leisten. Das sind Bedingungen, unter denen der erworbene Besitz zunächst zum Gemeineigentum wird, um so mehr, da zur Behauptung des Erworbenen jederzeit der Schutz der Gemeinschaft erforderlich ist, und da der Ackerbau selbst in seinem noch unvollkommenen Zustande die wechselseitige Hilfe durch gemeinsame Arbeit nötig macht. Darum beginnt die durch die politische Entwicklung eingeleitete Bodenkultur wahrscheinlich überall und nachweislich jedenfalls bei den europäischen Kulturvölkern in der Form des Gemeineigentums, um dann weiterhin unter dem differenzierenden Einfluß der Entwicklung anderer Kulturgebiete und der an diese gebundenen Gliederungen der politischen

Gesellschaft mehr und mehr dem Sondereigen zu weichen. Auf diese Weise ist dieser Übergang auf der einen Seite eine Wirkung der beginnenden politischen Entwicklung, auf der andern zugleich eine Grundlage ihrer höheren Formen.

Mag nun aber dies für die spätere, mit dem Übergang von der Stammes- zur staatlichen Verfassung im wesentlichen beginnende Kultur zutreffen, gilt nicht etwa für alles, was vor dieser Grenze liegt, das Umgekehrte? Und ist nicht, vorher wie nachher, das, was der Mensch zu jeder Zeit vor andern Gegenständen sein eigen nennt, seine Kleidung, sein Schmuck, und daran anschließend seine Waffen und Werkzeuge, immerhin individuelles Eigentum? Könnten dann etwa nicht diese frühesten, dem Besitz des Bodens und der Macht über die Haustiere lange vorausgehenden Gegenstände die Quellen des Eigentumsbegriffs überhaupt sein, so daß alle weiteren Formen Übertragungen dieser ursprünglichsten genannt werden könnten. Und wurde in diesem Sinne nicht wenn alles Eigentum in seinem Anfang wie an seinem Ende individuelles Eigentum ist, dieses demnach gewissermaßen das Konstante im Wandel der wahre Gehalt des Eigentums überhaupt sein? Ehe diese Frage beantwortet werden kann, erhebt sich aber eine andere, hier in erster Linie maßgebende: die nach dem Verhältnis von Besitz und Eigentum.

c. Besitz und Eigentum.

Indem die römische Rechtswissenschaft ausschließlich dem wirklich geltenden Eigentumsrecht zugewandt war, lag ihr die Frage der Entstehung des Eigentums fern. Das Eigentum selbst war aber in seinen wesentlichen Bestandteilen längst Privateigentum geworden, und die Prinzipien, die für dieses galten, ließen sich zur Entscheidung praktischer Fragen unschwer auf die gebliebenen Reste eines einstigen Gemeineigentums übertragen. Gleichwohl schieden sich in dieser individualistischen Eigentumsordnung und gerade in ihr mit besonderer Klarheit die Begriffe Besitz und Eigentum infolge der für den Erwerb und den Übergang des Eigentums entwickelten Rechtsgrundsätze deutlich voneinander, indem sich dem Eigentum als dem rechtmäßigen Anspruch einer Person

auf eine Sache der Besitz als ein rein tatsächliches Verhältnis gegenüberstellte, so daß der Besitzer möglicherweise der Eigentumsrechte entbehren, nicht minder aber der Eigentümer außer Besitz des Gegenstandes sein kann, auf den er Eigentumsrechte hat. Gerade innerhalb der individualistischen Rechtsordnung forderte daher die Entscheidung der Frage, unter welchen Bedingungen Besitz in Eigentum übergehen könne, besondere Rechtsbestimmungen. Unter diesen galt im allgemeinen nur eine als selbstverständlich: sie bestand darin, daß, wer eine herrenlose Sache sich aneignete, sofern diese vermoge ihrer Beschaffenheit überhaupt zur Geltendmachung von Eigentumsansprüchen geeignet sei, als deren wirklicher Eigentümer zu gelten habe¹⁾.

Als nun die neuere Rechtswissenschaft überall und so auch vor allem bei dem Eigentumsrecht eine theoretische Begründung der überlieferten Begriffe zu gewinnen suchte, da war es neben der allgemeinen Frage nach der Entstehung des Rechts die nach der Entstehung des Eigentumsrechtes und demzufolge des Eigentums selbst, die in den Vordergrund trat. Hier bot dann aber das Prinzip des Eigentumsrechtes an vorher herrenlosem Gut den naheliegenden Anlaß zu einer Übertragung auf seine Entstehung überhaupt. Sie fuhrte, indem man von der Erwägung ausging, daß insbesondere die primären Kulturgüter, das dem Ackerbau dienende Land und das der Zucht unterworfenen Tier, ursprünglich herrenlos gewesen seien, zu der »Okkupationstheorie«, der sich dann leicht auch das Eigentum an Kleidung, Schmuck usw.

¹⁾ Die Unterformen des Besitzes, die schon der Scharfsinn der römischen Juristen unterschied, können hier unerörtert bleiben, da sie erst der Gegenüberstellung von Besitz und Eigentum ihren Ursprung verdanken und es sich daher bei ihnen wesentlich um die beiden Fragen handelt, wann ein Besitz, ohne Eigentum des Besitzers zu sein, Anspruch auf Schutz hat (Interdiktorischer Schutz), und unter welchen Bedingungen er zu Eigentum wird (Ersitzung). (Vgl. Dernburg, Pandekten, Bd. I, S. 385ff.) Einen Standpunkt, der gewissermaßen die natürliche Entstehung des Eigentumsrechtes aus dem Besitz logisch in einem gleichzeitig gegebenen System von Begriffen zu konstruieren versucht, nimmt Ihering ein, indem er das Eigentum als eine Unterform des Besitzes auffaßt. (Ihering, Der Besitzwille, 1889, S. 19f) Für die tatsächliche Entwicklung des Eigentums und namentlich für die psychologische Seite der Erscheinungen sind jedoch diese abstrakten Begriffsunterscheidungen nicht von erheblicher Bedeutung.

insofern unterordnen ließ, als die Stoffe zu ihrer Herstellung der Natur entnommen wurden, bei ihnen aber am frühesten auch noch die Arbeit des Menschen hinzukam, die sie ihrer Zweckbestimmung anpaßte. Das führte zu der meist mit der Okkupationstheorie verbundenen weiteren Voraussetzung, daß das ursprüngliche Eigentum eben dieses, dem Einzelnen spezifisch zugehorende gewesen und insofern als individuelles Eigentum jedem andern vorangegangen sei. Der Gesichtspunkt, daß die Bearbeitung des von der Natur gebotenen Materials diesem erst seinen Wert verleihe, ließ sich dann auch auf den Ackerboden und das gezuchtete Tier übertragen, und so wurde der Begriff der Aneignung zu bestimmten, für den Menschen nützlichen Zwecken in den Begriff der Okkupation mit aufgenommen. Diese Theorie der ursprünglichen Entstehung von Eigentum zerlegte daher den Vorgang in zwei aufeinander folgende Akte: in die Besitzergreifung eines von der Natur gebotenen Materials und in die Verwendung dieses Materials zu dem gewollten Zweck. Da nun aber hier die Besitzergreifung als ein bereits von diesem Zweck bestimmter Vorgang gedacht wurde, so bildeten nach dieser Theorie jene beiden Akte eine einzige zusammenhängende Handlung, und was die römischen Juristen als einen gegebenen Tatbestand angesehen hatten, die Existenz des Eigentums, verwandelte sich in eine ursprüngliche Schöpfung durch den menschlichen Willen.

Immerhin blieb ein psychologisches Problem bestehen, das diese Theorie des Besitzwillens in sich schloß: man konnte, da jede Willenshandlung aus bestimmten Motiven hervorgeht, über die Motive Rechenschaft zu geben suchen, aus denen dieser Besitzwille entspringe. Hier konnte nun gemäß der vulgaren Willenspsychologie über den einzuschlagenden Weg kein Zweifel bestehen: der erreichte Zweck wurde selbst als das ursprüngliche Motiv angesehen. Der Ackerbauer ergriff Besitz von einem Stück Land, um es zu bebauen, der Viehzüchter bemächtigte sich eines bis dahin wild lebenden Tiers, um es zu zähmen. So ergab sich hier jene bekannte Form der Teleologie, bei der die Wirkung eines Vorgangs zu seiner Ursache gemacht wird, eine Umkehrung, die in diesem Fall um so annehmbarer erschien, da es sich um einen Willensvorgang handelte, der

seiner Natur nach auf bestimmte Zwecke gerichtet ist¹⁾. Gleichwohl erhoben sich gerade im Hinblick auf diese Vorausnahme der Wirkung in der Form des Motivs zwei Schwierigkeiten: erstens mutete man dem primitiven Ackerbauer zu, der Ackerbau selbst sei ihm bereits bekannt, während doch erst durch seine eigene der Besitzergreifung folgende Tätigkeit Ackerbau entstehen sollte; und zweitens konnte die Theorie des Besitzwillens nicht begreiflich machen, daß der von dem einzelnen oder auch der von einer vereinten Sippe ergriffene Besitz, wie die Erfahrung lehrt, nicht bloß von den eigenen Stammesgenossen, sondern auch von fremden Stämmen so lange geachtet zu werden pflegt, als nicht entweder dringende Not oder Stammesfehden den Schutz, den ein solcher Besitz genießt, durchbrechen.

Nun pflegt man dem ersten dieser Bedenken dadurch zu begegnen, daß man auf die Beobachtungsgabe des Naturmenschen hinweist, die ihn bei seiner ursprünglichen Sammeltätigkeit leicht mit dem Sprossen von Wurzeln und Samen in der freien Natur bekannt machen konnte, von wo aus dann der Übergang zum absichtlichen Ausstreuen der Saat stattfand. Mag aber das auch im ganzen zutreffend scheinen, so spricht doch dagegen, daß dieser Übergang offenbar ein stetiger ist, der durch mannigfache Zwischenstufen den Sammler zum primitiven Ackerbauer macht, und daß die früheste Bewirtschaftung des Bodens nicht wie die des Sammelns eine gemeinschaftliche, sondern eine individuelle zu sein pflegt. Denn es ist das unmittelbar die Wohnstätte umgebende zur Hütte selbst gehorige Land, der primitive Garten, der in der Regel zuerst bebaut wird, wobei dann der Ertrag nur eine Ergänzung der daneben immer noch fortdauernden Sammeltätigkeit bleibt. Hier, im Umkreis der Hütte, wo auch die beim Sammeln gewonnenen Vorräte noch in späterer Zeit unter die schützende Erde vergraben werden, wird sich auch wohl eher, als es in der freien Natur möglich wäre, vor den Augen der Bewohner jener Vorgang des Sprossens der Samen vollzogen haben, der nun weiterhin die Loslösung des Ackerfeldes von der Wohnstätte und damit den Übergang des primitiven

¹⁾ Ausführlich entwickelt findet sich diese sonst in der Regel nur als selbstverständlich vorausgesetzte Theorie der Eigentumsentwicklung bei L. Dargun, a. a. O., S. 76ff.

Gartens in den Acker bewunkte. Seine Bebauung fuhrte dann wieder auf einer weiteren Stufe, da die Leistung des einzelnen nicht ausreichte, innerhalb der geeigneten Jahreszeiten der Saat und der Ernte zur gemeinsamen Arbeit zuruck und gab so dem Besitz an Grund und Boden den Charakter eines Gemeinbesitzes. Ein Zeugnis fur diese Entwicklung des Ackerbaus aus der Sammelwirtschaft bildet das primitive Werkzeug der Bearbeitung des Bodens, die Hacke, in den verschiedenen Stadien ihrer Anwendung. Zuerst dient sie nur zum Aufritzen des Bodens fur die Aufnahme des Samens; dann wird mit ihr der Boden zugleich zur Beforderung des Wachstums der Saat aufgelockert, endlich bewirkt diese Auflockerung um so mehr, je kräftiger sie ist, eine grundlichere Ausnutzung des Bodens, die, wenn sie auch anfanglich kaum beabsichtigt ist, doch bald an dem Erfolg erkennbar werden muß. Dieser Entwicklung entsprechend nahert sich die Hacke anfanglich noch dem Grabstock, um sich dann allmahlich in die uns gelaufene Form umzuwandeln, wahrend außerdem im Spaten und im Rechen besondere Abzweigungen jener Ausgangsform entstehen¹⁾. Noch bedeutsamer und in ihren Motiven ursprunglich noch weiter abhegend von dem schließlich erreichten Erfolg sind die Vorgänge gewesen, die zur Zähmung und Zuchtung der Haustiere gefuhrt haben. Da sich jedoch die einzelnen Stadien dieses Prozesses mit der allgemeinen Entwicklung des Eigentums nicht unmittelbar berühren, während sie um so tiefer in die Wandlungen der Kultur eingreifen, so werden sie uns erst später im Zusammenhang mit diesen mit ihnen beschäftigen. Nur dies mag vorläufig bemerkt werden, weil es immerhin auch auf die an den Besitzverhältnissen des Bodens herangebildeten Eigentumsbegriffe Licht wirft, daß die frühesten Motive der Zuchtung, wie wir sehen werden, wesentlich kultischer Natur waren, und daß ihnen daher wohl der Gedanke an ihren wirtschaftlichen Erfolg ursprünglich fehlte²⁾.

Scheitert die teleologische Theorie der Entstehung des Eigentums im Grunde daran, daß sie Motive, die erst aus der Entwicklung

¹⁾ Ed. Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur, S. 23 ff. H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur, S. 239 ff.

²⁾ Vgl. über die Entwicklung dieser Zweckmetamorphose Elemente der Volkerpsychologie, S. 291 ff.

des Eigentums entstehen können, als die Ursachen seiner Entstehung ansieht, so kehrt nun dieser Fehler in etwas anderer Form, aber in verstärktem Maße da wieder, wo man auf Grund dieser Theorie über die Motive der Befestigung des Besitzes, wie sie der Begriff des Eigentums voraussetzt, Rechenschaft zu geben sucht. Diese Motive sollen nämlich auf die Macht der Gewohnheit zurückführen, vermöge deren ein Gegenstand, der längere Zeit in dem Besitz eines Einzelnen gewesen ist, als dessen rechtmäßiges Eigentum angesehen werde. Da nun die Rechtmäßigkeit den Unterscheidungsgrund zwischen dem an sich bloß ein tatsächliches Verhältnis ausdrückenden Begriff des Besitzes und dem des Eigentums bildet, so ist nach dieser Theorie die Gewohnung das ursprüngliche psychologische Motiv für die Entstehung des Rechts überhaupt¹⁾. Augenscheinlich ist es von psychologischer Seite die Rolle, die in der überlieferten Assoziationspsychologie der Gewohnheit einge-
raumt wird, die auch hier diese »Macht der Gewohnheit« als einen, wie Dargun bemerkt, von den Juristen viel zu wenig erkannten Antrieb menschlichen Handelns erblicken läßt. Auf der andern Seite sind es aber doch die beiden juristischen Begriffe des »Gewohnheitsrechts« und der »Ersitzung von Eigentum«, die hier hereinspielen. Immerhin haben diese beiden Begriffe an sich mit der Frage nach der ursprünglichen Entstehung irgendwelcher Rechte nichts zu tun. Vielmehr enthält das Gewohnheitsrecht lediglich die Anerkennung überlieferter Rechte, die nicht auf bestimmte Akte der Gesetzgebung zurückzuführen sind. Es zeichnet sich also gegenüber dem Gesetzesrecht gerade dadurch aus, daß es die Entstehung dieser überlieferten Rechte ganz und gar unbestimmt läßt. Die in der Rechtsordnung enthaltenen Bestimmungen über die Umwandlung von Besitz in Eigentum gründen sich aber teils auf allgemeine Rechts- und Billigkeitsgrundsätze, teils auf gewisse positive Anordnungen, die sich von der ursprünglichen Entstehung der Eigentumsrechte dadurch unterscheiden, daß sie die Existenz solcher Rechte bereits voraussetzen.

So ungenügend demnach diese beiden Theorien sind, so bezeichnen sie doch gegenüber der einfachen, Besitz und Eigentum

¹⁾ Dargun, a. a. O. S. 76ff.

in einen einzigen ursprünglichen Akt der Handlung der Besitzergreifung zusammenwerfenden »Okkupationstheorie« darin einen Fortschritt, daß sie beide irgendwelche psychologische Zwischenglieder voraussetzen, die den ursprünglichen Begriff des Besitzes in den des Eigentums umwandeln. Aber beide beschreiten den Weg der Konstruktion statt den der Beobachtung, nur gehen sie ihn in entgegengesetzter Richtung: die teleologische Theorie, indem sie intellektuelle Zweckmotive annimmt, bei denen die Erkenntnis der zuletzt erreichten Erfolge als psychische Motive dieser vorausgehen, die Gewohnheitstheorie, indem sie den Übergang von Besitz in Eigentum zu einem reinen Produkt der verflissenen Zeit macht, ohne darüber Rechenschaft zu geben, wie diese einen Wandel der Begriffe herbeiführen kann. Ist doch die Gewohnheit vielmehr überall auf die unveränderte Erhaltung eines Zustandes gerichtet. Nun scheiden sich Besitz und Eigentum dadurch, daß sich der tatsächliche Besitz nicht anders als durch ein ausdrücklich durch die Rechtsordnung bestimmtes Gesetz der »Ersitzung« in Eigentum verwandeln kann. Hier aber handelt es sich gerade darum, wie, ehe noch derartige Bestimmungen existieren, der Besitz zu Eigentum werden kann. Selbstverständlich wurde die bloße Gewohnheit dies niemals leisten, da sie immer nur bewirken wurde, daß der tatsächliche Besitz als solcher fortbestunde. Andererseits wird man von vornherein einräumen müssen, daß zu der Besitzergreifung Bedingungen hinzukommen können, welche den späteren rechtlichen Übergang des Besitzes in Eigentum vorbereiten, ohne doch selbst zur Rechtsordnung zu gehören. Die Frage nach der Entstehung des Eigentums aus dem Besitz zerfällt demnach in zwei Fragen. Die erste lautet: welche Motive sind in dem die spätere Eigentumsordnung vorbereitenden Übergangsstadium wirksam? Die zweite: welche Bedingungen haben für diesen gefestigten Besitz den Schutz der Rechtsordnung eintreten lassen und damit endgültig das Eigentum als einen wesentlichen Bestandteil dieser geschaffen? Die erste dieser Fragen läßt sich wohl auf Grund der Zeugnisse der Volkerkunde und zahlreicher in spätere Zeiten hereinreichender Überlebnisse, die zweite auf Grund der die allgemeine Entstehung der Rechtsordnung begleitenden Bedingungen beantworten.

d. Die magische Festigung des Besitzes.

Die Erscheinungen, die auf einen Schutz des Besitzes hinweisen, der an sich älter ist als der Rechtsschutz, aber vielfach noch in eine Zeit mit voll ausgebildeter, das Eigentum, seine Erwerbung und Abtretung regelnden Rechtsordnung hineinreicht, sind so weit verbreitet, und sie hängen mit den allgemeinen Erscheinungen des Zauberglaubens so eng zusammen, daß man sie wohl als allgemeingültige Ausgangspunkte des Eigentumsrechtes betrachten darf. Diese Erscheinungen zerfallen aber in zwei Gruppen: in solche, die sich unmittelbar an die Besitzergreifung oder an die Bearbeitung eines vorgefundenen Gegenstandes zu eigenem Besitz und Gebrauch anschließen, und in andere, welche die Übertragung von Besitz oder Eigentum, also Akte der Schenkung, des Kaufs und Verkaufs begleiten. Man kann diese Formen demnach in solche der Festigung des Besitzes und in solche der Festigung der Besitzübertragung unterscheiden. Die ersteren reichen im allgemeinen in frühere Zustände der Kultur zurück, in denen ein Rechtsschutz des Besitzes und darum ein rechtmäßiges Eigentum noch nicht besteht. Die Formen der Besitzübertragung dagegen sind offenbar relativ jünger und sie setzen wohl die ersteren voraus. Aber während diese frühe verschwinden und vor allem wohl auch durch die Entstehung des rechtlichen Eigentumsschutzes verdrängt werden, reichen jene mutmaßlich sekundären weit in die späteren Eigentumsordnungen, ja in ihren letzten Überlebissen bis in die Gegenwart. In gleichem Maße nimmt freilich der psychische Zwang ab, der in beiden Fällen die zum Schutz des Besitzes und seiner Übertragung ausgeführten Handlungen ursprünglich begleitet.

Alle diese Handlungen, ob sie der einen oder der andern Art dieser Festigungen zugehören, sind nun entweder unmittelbare Zauberhandlungen oder deren Erzeugnisse, wobei im allgemeinen in diesen Erzeugnissen das jene Handlungen begleitende Zaubermotiv sich objektiviert. Dadurch gewinnen aber gerade diese Objektivierungen bei der Festigung des Besitzes, wie bei allen magischen Bräuchen, bei denen eine dauernde Wirkung erstrebt wird, den Vorzug vor der Zauberhandlung selbst. Der Festigung des Besitzes dient daher die dauernd angebrachte Marke oder

Zeichnung. Anders bei der Besitzübertragung. Hier überläßt es der Schenkende, Tauschende oder Verkaufende dem künftigen Besitzer, das Seinige zu schützen: ihm kommt es nur darauf an, den Akt der Übertragung, der selbst eine vorübergehende Handlung ist, durch eine eben solche zu bekräftigen. Bezeichnet man alle diese magischen Mittel der Festigung mit dem üblichen Ausdruck »Symbole«, so zerfallen demnach diese in symbolische Handlungen und in symbolische Objekte. Dabei kann das symbolische Objekt aus einer entsprechenden Handlung hervorgehen: so das magische Bild, die magische Schutzmarke, oder es kann unabhängig seine magischen Eigenschaften gewonnen haben. Während übrigens das magische Objekt fast nur der Festigung des Besitzes dient, umfaßt die magische Handlung häufiger beides: Besitz und Besitzübertragung. Sie bewegt sich in solchen Fällen vorzugsweise in der Form der Verwünschung mit dem charakteristischen Unterschied, daß sie sich beim Besitzschutz gegen denjenigen richtet, der den Besitz angreifen sollte, bei der Besitzübertragung gegen den Handelnden selbst, falls er sein Versprechen nicht halten sollte.

Nun sind gerade diejenigen Gegenstände, die nach der herkömmlichen Theorie das früheste Eigentum sein sollen, zweifellos auch der früheste Besitz und zugleich derjenige, der zunächst den magischen Motiven des Besitzschutzes unterworfen ist. Dies sind die Gegenstände des Körperschmucks. Da der Schmuck selbst ursprünglich vielmehr Zaubermittel als Schmuckmittel im späteren Sinne des Wortes zu sein pflegt, so fallen hier das Schutzmittel und der zu schützende Gegenstand selbst zusammen¹⁾. Der Schmuck des eigenen Körpers, der von der Tattuerung bis zum Schmuck der Gewandung reicht und von da aus auf die Waffen, Geräte und sonstigen Gegenstände des individuellen Gebrauchs übergreift, wird aber erst auf einer späteren Stufe, meist nachdem er zum Schmuck im engeren Sinne geworden ist, zum rechtlich geschützten und unter dem gleichen Rechtsschutz dem Tausch- und Handelsverkehr unterworfenen Eigentum. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet sind jedoch diese Schmuckgegenstände nicht das früheste, sondern das

¹⁾ Vgl. Bd 3^a, S. 219 ff

späteste Eigentum. Sie bleiben lange Zeit ein bloß tatsächlicher Besitz, der keines rechtlichen Schutzes bedarf, weil er sich selbst schützt. Denn sein Schutz ist nicht bloß darauf gerichtet, daß er seinen Besitzer gegen äußere Gefahr sichert oder, gemäß der gewöhnlichen Umkehr solchen Zaubers, auf andere eine magische Gewalt ausübt, Krankheit und andere Gefährdungen des Lebens abwendet oder Feinde der magischen Gewalt unterwirft, die von ihm ausgeht; sondern er gleicht vermoge dieses egoistischen Motivs dem Schutzdämon, dem eine auf die Personlichkeit seines Besitzers beschränkte Zaubermacht zukommt. Kann auch infolge der auf die Gewinnung solchen Schutzes gerichteten Triebe diese zweite Eigenschaft hinter der ersten zurücktreten, so bleibt sie doch darin wirksam, daß bestimmte Formen des Zauberschmucks etwa analog wie das einzelne Totem nur einem einzelnen Klan oder Stamm eigen sind, während bei einem nahe benachbarten ähnliche, aber in besonderen Eigenschaften abweichende herrschen, und vor allem dann, daß der Schmuck bis in späte Zeiten an vielen Orten den Verstorbenen noch ins Grab begleitet. Dabei liegt wohl nicht selten die Furcht vor der Rache des Verstorbenen der bis in die Gegenwart hereinreichenden Sitte zugrunde, und innerhalb primitiverer Zustände kann sie sogar auf den gesamten persönlichen Besitz, namentlich die Kleider, Waffen und sonstige Habe, ja selbst auf die Hütte übergreifen, so daß alles dies ihm teils in das Jenseits mitgegeben, teils zerstört wird¹⁾. Der Zauberschmuck bedarf demnach des Rechtsschutzes nicht, da er durch die an die Zaubermotive gebundene Festigung des Besitzes ersetzt wird. Von den reinen Schmuckmitteln, die ursprünglich reine Zaubermittel sind, breitet sich dann aber das gleiche Motiv auf allen andern Besitz aus und kann nun auch ihn auf lange hinaus gegen Raub und Angriff sichern. Dies geschieht noch zu einer Zeit, wo der Mensch selbst als Sklave geraubt, im Krieg gefangen oder gekauft wird, und wo der Stamm, der sich des Bodens bemächtigt, die Gewalt mindestens zu Hilfe nimmt,

¹⁾ Über Variationen des Zauberschmucks bei verwandten Stämmen vgl. den Bericht R. Martins über die bei den Senoi auf Malakka verbreiteten Kamme der Frauen (Die Inlandstämme der malaischen Halbinsel S. 670ff.), über das primitive Motiv der Furcht vor der Aneignung des Besitzes eines Verstorbenen bei E. B. Tylor, Die Anfänge der Kultur, Bd. 1, S. 476 Anm.

um sich den Besitz zu sichern. So ist der Übergang von Besitz in Eigentum im allgemeinen um so früher erfolgt, je mehr sich der Gegenstand von der eigenen Persönlichkeit des Besitzers entfernt. Zunächst geht er auf die Waffen, dann auf Werkzeuge und Geräte, zuletzt auf den okkupierten Boden und auf das gezuchtete Tier über. Als äußeres Zeichen des Besitzschutzes dient zunächst bei der Waffe die magisch wirkende Zeichnung, die sich von dem schützenden Körperschmuck wenig verändert auf sie überträgt und ihr außerdem den Zauber verleiht, der ihr Ziel sichert. Diese doppelte Seite spiegelt sich in der Zauberwaffe der Sage, die ein gesicherter Besitz ist, weil sie, wie Siegfrieds Schwert Notung, nur von dem Helden, für den sie bestimmt ist, geführt werden kann. Weiterhin geht dann das magische Zeichen auf das Haus und seine Geräte über. Daß bei den letzteren, besonders bei den Objekten der Keramik, wahrscheinlich früher als die Tierornamentik einfachste geometrische Ornamente erscheinen (Bd. 7 S. 135f.), steht dieser magischen Herkunft nicht im Wege. Sie fehlen auch der primitiven Waffe und vollends dem Körperschmuck der vortotemistischen Stämme nicht. Solche Schutzmarken werden dann nicht minder auf Besitzstücke übertragen, die, der freien Natur angehörend, einen Nutzwert haben. So kann in Polynesien ein einzelner der Eigentümer eines Baumes sein, der auf einem fremden Felde steht. Das gleiche wird von den Papuas auf Neu-Guinea berichtet. Bei ihnen sollen unter diesen Marken die einen von bloß »bürgerlicher«, die andern von magischer Bedeutung sein. Danach wird man nach dem sonst geltenden Wandel dieser Vorstellungen schwerlich irre gehen, wenn man annimmt, daß die ursprünglichere Bedeutung die magische ist, die dann unter dem Einfluß der späteren europäischen Eigentumsordnung an vielen Orten in die bürgerliche überging¹⁾. Ähnliches gilt wohl von den über die ganze Welt verbreiteten Eigentumsmarken an Tieren, Häusern und endlich von den Grenzmarken des Ackers, mag dieser individueller oder Gemeinbesitz sein. Auch die Namen und die Bilder, besonders die von Tieren, mit denen in älterer Zeit einzelne Häuser bezeichnet wurden, und die sich am längsten in den Namen der Gasthäuser als Symbole des gastlichen Schutzes erhalten haben,

¹⁾ Kohler, Zetschr für vergl. Rechtswissenschaft, Bd. 25, S. 250.

mogen auf diesen Ursprung zuruckfuhren. In vielen Fällen ist ubrigens dieser Schutz in einen solchen vor bosen Geistern ubergegangen, wie das Hufeisen, seltener die Axt und das Rad¹⁾. Diesen bei den Kulturvolkern in ihrer Bedeutung ganz verdunkelten oder hochstens in gewandelter Bedeutung im Volksaberglauben fortlebenden Rudimenten ist endlich der bei manchen Halbkulturvolkern vorkommende Übergang des Tabu in ein Schutzmittel des Besitzes verwandt. Doch ist diese Bedeutung sicherlich nicht die primare, wie man fruher wohl geglaubt hat, sondern eine spätere, unter dem überwuchernden Einfluß der Besitzunterschiede entstandene. Dafür sprechen schon die Erhaltung und späteren Wandlungen des Tabu bei Kulturvolkern, bei denen dieser Übergang in einen Schutz des Besitzes ganzlich gefehlt hat: so bei der Spaltung des Tabu in das Reine und Unreine, die einen so charakteristischen Zug der jüdischen Tabuvorstellungen bildet²⁾. Dazu kommt vor allem, daß dieses Besitztabu gerade in Polynesien sichtlich aus einer andern Form hervorgegangen ist: das ist das Tabu des Hauptlings, fruher auch des Adels, der freilich später sein Ansehen eingebüßt hat. Der Häuptling dagegen verfügt über eine magische Gewalt, die in erster Linie seine Person schützt: er darf nicht berührt werden, zuweilen darf er selbst nicht den Boden oder äußere Gegenstände berühren oder in das Haus eines andern eintreten, damit der kontagiose Einfluß des Tabu sich nicht auf diese Objekte übertrage. Damit ist die Ausbreitung des Tabu der eigenen Person auf den Besitz des Hauptlings und der Vornehmen von selbst gegeben: sie kann schon durch die bloße Berührung, noch mehr aber durch besondere Zeremonien oder magische Besitzzeichen vermittelt werden. Das bestätigt sich denn auch darin, daß nur der Vornehme in alterer Zeit Eigentum besaß, daß aber der Niedrigstehende, da man seiner Dienste nicht entbehren konnte, unter Umständen von dem Bann des Tabu gegenüber den Häuptlingen befreit war. Daraus geht deutlich hervor, daß das Tabu neben seinen andern Bedeutungen eigentlich nur ein gemeinsamer Name für die verschiedensten Formen des Besitzschutzes war. So gehörten zu den Tabuzeichen nament-

¹⁾ Wuttke, Deutscher Volksaberglauben, 2, S 122f.

²⁾ Volkerpsychologie, Bd. 4², S. 390ff.

lich die Marken an Baumen, durch die sie als Besitz des einzelnen einen Schutz genossen.

Wie stark ein solcher Zauberschutz überhaupt sein kann, zeigt sich nun darin, daß ein Vergreifen an dem so geschützten Gut selten vorkommt, und daß besonders da, wo sich ein streng geschiedenes individuelles Eigentum ausgebildet hat, wie in den afrikanischen Ackerbaustaaten, bestimmte Pflanzen, wie die in Ostafrika neben der Tur gepflanzte Banane, diesen Besitzschutz sichern. Umgekehrt kann dann aber auch ein Besitz durch ähnliche Mittel bestritten werden: so bei den Ewenegern, bei denen vor die Pforte gelegte verknottete Palmenzweige nach einer auch sonst verbreiteten Bedeutung solcher Verknötung zunächst diesen Zauber aufheben sollen, um dann später wohl in ein rein prozessualisches Symbol überzugehen. Nicht minder geschieht die Entscheidung eines Streits noch jetzt unter Mithilfe von Zaubermitteln, die den widerrechtlichen Besitzer durch symbolische Zeichen und durch Verwünschungen mit dem Tode bedrohen¹⁾. Kriegerische Stämme lassen dann solche Streitigkeiten durch die Waffen entscheiden. Auch bei diesem gewaltsamen Kampf um den Besitz wirkt aber ursprünglich immer noch der Zauber fort, indem in jenem eine Art Gottesgericht gesehen wird, das dem Sieger recht gibt. Darum galt den Germanen und teilweise noch dem Rittertum des Mittelalters der Raub mit bewaffneter Hand als ein ehrlicher Erwerb, während der Diebstahl als ein entehrendes Verbrechen betrachtet wurde. Wie hier in den Anfängen der Eigentumsordnung in dieser Schätzung der offenen Aneignung noch der alte Zauberglaube nachwirkt, so reicht endlich dieser in einer ganz andern Form zu den primitivsten Naturvölkern zurück. Hat man doch mehrfach beobachtet, daß bei solchen Stämmen — wie bei den Weddas auf Ceylon, bei den Waldbewohnern Malakkas, bei vielen Jägerstämmen Amerikas — Diebstahl entweder gar nicht oder höchst selten vorkommt²⁾. Man hat dies wohl auf die

¹⁾ Kohler, Zeitschr. für vergl. Rechtswissenschaft, Bd. 25, S. 48. Spieth, Die Ewestämme, S 114f.

²⁾ P. und F. Sarasin, Die Weddas auf Ceylon, III, S. 488ff. R. Martin, Die Inlandstämme der Malaischen Halbinsel, S 876. Weitere Beispiele, die zum Teil noch einer späteren Stufe angehören, bei de Laveleye, Das Ureigentum, herausgegeben von Bucher, S. 305.

Bedürfnislosigkeit dieser Menschen oder auch auf den Stand ihrer Unschuld zurückgeführt, in welchem ihnen der Diebstahl bis dahin unbekannt geblieben sei. Doch wird, von denselben Stämmen berichtet, daß sie gelegentlich Werkzeuge ihren Genossen zum eigenen Gebrauch wegnehmen, ohne es je zu versäumen, sie ihnen wiederzugeben. Eine absolute Bedürfnislosigkeit gibt es also ebensowenig wie einen absoluten Mangel an dem Streben nach fremdem Gut. Wohl aber begreift man, daß die Angst vor einem plötzlichen Tode oder einem andern später treffenden Zauber in primitiven Zuständen sicherer wirkt als in unserer Gesellschaft ein Strafgesetz. Dem dämonischen Zauber bleibt niemand verborgen, daher denn auch Strohbuschel, Palmenzweige oder Hufeisen und andere Zaubersymbole vorzugsweise vor der Tür niedergelegt werden, die niemand ungesehen überschreiten kann. Dem Strafgesetz hat aber wohl noch jeder Dieb zu entgehen gehofft, wenn er nur ungesehen seine Tat ausführen kann.

Einen wesentlich andern Charakter als der Besitzschutz hat die durch Zauber erfolgende Festigung der Besitzübertragung. Beide wirken zusammen als vorbereitende Formen der Eigentumsordnung, denn sie ergänzen sich, indem jener der Bewahrung der Güter in der gleichen Hand, diese ihrem Tausch und Verkehr dient. Darum fordert die dauernde Befestigung des Besitzes zumeist auch dauernde Zaubermittel, während umgekehrt die Übertragung aus einer Hand in eine andere ein einmaliger Akt zu sein pflegt, den demnach zunächst nur eine einmalige Handlung begleitet. Hiermit hängt es zusammen, daß der Besitzschutz fast durchweg dem magischen Zauber, die Besitzübergabe dem symbolischen in der früheren Bedeutung dieser Unterscheidung angehört (S. 92f.). Auch ist der Ursprung eines bestimmten Besitzzaubers meist dunkel. Höchstens weist die Bevorzugung gewisser Pflanzen, wie der Banane, der Palme, in germanischen Ländern der Strohgarbe, auf die dauernde Fristung des Lebens hin, die sie gewahren. Ganz anders bei den Zaubersymbolen der Besitzübertragung. Sie sind im allgemeinen aus den diese Symbolik beherrschenden Regeln leicht verständlich, und sie kehren zudem überall in verwandten Formen wieder. So hat schon Jacob Grimm bemerkt, daß bei Verträgen über die Ab-

tretung von fahrender Habe, von Knechten, Pferden, die Zuwerfung eines Halms (*stipulatio*) bei Indern, Römern, Germanen in Gebrauch war, worauf dann später der gleiche Ausdruck auf Eigentumsverträge überhaupt überging und die Handlung selbst neben schriftlichen Verträgen jeder Art als allgemeines Symbol irgend einer ehrenwörtlichen Vereinbarung übrig blieb¹⁾. Dabei ist jedoch immerhin zweifelhaft, ob jene ursprüngliche Form der *Stipulatio*, wie man wegen ihrer Übereinstimmung bei vielen Völkern angenommen hat, in die arische Urzeit zurückreicht, da nahe verwandte Symbole, die zweifellos in ihren Anfängen ebenfalls Zaubersymbole gewesen sind, allverbreitet vorkommen. So wird bei weit voneinander entfernten Ackerbauvölkern von dem verkaufenden Besitzer eine Scholle Erde dem Käufer zugeworfen. Bei den Ewengern wird der Verkauf dadurch gefestigt, daß, nachdem das Kaufgeld bezahlt ist, beide Parteien eine Schnur aus Kaurimuscheln verfertigen und diese in der Mitte teilen, eine Zeremonie, bei der die Teilung dieses nur einen geringen Wert betragenden Kaurigeldes eine analoge symbolisch-zauberhafte Bedeutung hat wie das Zuwerfen des Halms oder der Scholle. Neben dieser möglicherweise verblaßten Bedeutung, die beim Landbesitz bereits ein ausgebildetes Eigentumsrecht begleitet, bleibt aber hinsichtlich des Besitzes an Sklaven der Schutz der Eigentumsrechte noch ganz dem Zauber überlassen. Darum gewährt der Verkäufer keinerlei Burgschaft für das Weglaufen des Sklaven; aber der neue Herr gibt diesem einen Zaubertank em, der in dem Augenblick, wo er flieht, seinen Tod bewirken soll²⁾. Bei aller Verwandtschaft dieser zum Teil noch weit in die spätere Kultur sich erstreckenden Formen läßt sich jedoch ein allmählicher Übergang des Zaubers in das reine Symbol nicht verkennen. Je primitiver der Zauber ist, um so mehr fordert er neben der Zauberhandlung zugleich äußere Objekte, an die sie gebunden ist. Solche Objekte sind der Halm, die Scholle, der Zaubertank usw. Diese Objekte schwinden aber allmählich, um der Handlung allein Platz zu machen, neben der höchstens in christlichen Ländern etwa noch das Kruzifix als

¹⁾ Jacob Grimm, *Deutsche Rechtsaltertümer*, 1881, S. 604ff.

²⁾ Spieth, *Die Ewestämme*, S. 110, 113.

das allgemeine die Gewissen bindende Symbol zuruckbleibt, das dann freilich sich selbst wieder in ein Zaubermittel verwandeln kann. Geht in der Regel auf diesem Wege die eigentliche Zauberkraft nicht nur der äußeren Objekte, sondern schließlich auch der Handlung verloren, so bewahrt gleichwohl die letztere am dauerndsten ihre bindende Wirkung. Indem die Zaubersymbolik hierbei mehr und mehr in eine religiöse Symbolik übergeht, bleibt ihr jedoch in dieser in verinnerlichter Form immer noch etwas von der Kraft erhalten, die jener innewohnt.

e. Die Volkerwanderungen und die Begründung der Ackerkultur.

Zauberschutz und Rechtsschutz sind nicht plötzlich ineinander übergegangen, sondern in Gestalt von Eigentums- und Grenzmarken, von symbolischen Bekräftigungen des Kaufverkehrs wandeln sich jene in rechtsgültige Formen um oder bleiben neben diesen als Überlebnisse der Sitte bestehen. Dennoch ist es ein Vorgang besonderer Art, ein Rechtswille, wie ihn die Jurisprudenz seinem Wesen nach zutreffend nennt, der zu dem tatsächlichen Besitz hinzukommen muß, um diesen der rechtsgültigen Verfügung des Besitzers anheimzugeben. Denn, wie immer im späteren Guterverkehr die Verhältnisse von Besitz und Eigentum sich gestalten mögen, so daß unter bestimmten Bedingungen der Nichteigentümer einer Sache deren Besitzer sein und der Eigentümer sie nicht besitzen kann, als der Ausgangspunkt dieser Entwicklung darf ohne Frage der Zustand gelten, den wir heute noch als den normalen ansehen: der der Einheit von Besitz und Eigentum oder, weil in diesem Fall das Eigentum den Besitz voraussetzt, der unmittelbaren Umwandlung von Besitz in Eigentum durch eine hinzutretende Willenshandlung. Diese kann möglicherweise gleichzeitig ein Gewaltakt sein, jedenfalls ist sie aber ein Rechtsakt, insofern sie eine Rechtsordnung begründet hat, die gewisse Formen des Besitzes unter den Schutz der Gesamtheit stellt. Die legendenhafte Geschichtserzählung früherer Zeiten hat gerade im Hinblick auf den Charakter der Willenshandlung, der diesem wie jedem andern Rechtsakt zukommt, ihn entweder direkt auf ein gottliches Gesetz oder auf die Tat eines Gesetzgebers zurückgeführt. Wir stehen heute dem

Problem anders gegenüber. Denn wir wissen, daß weder die Religion primitiver Völker, bei denen bereits ein äußerst wirksamer Schutz des Besitzes besteht, Rechtsgebote enthält, noch das Leben des Jagers und Sammlers, selbst wenn er schon einen dürftigen Gartenbau um seine Hütte sein eigen nennt, einen Gesetzgeber hervorbringen kann, der eine Eigentumsordnung schafft. Aber wir erkennen, daß es gewaltige politische und wirtschaftliche Katastrophen gewesen sein müssen, die dazu führten, dem, was bisher der Zauberschutz dem einzelnen geleistet, den Willen der Gemeinschaft und, wenn nötig, die Gewalt zur Verfügung zu stellen. Auch ist es klar genug, daß es nicht das Interesse eines Einzelnen und nicht einer Mehrheit von einzelnen gewesen sein kann, die diese Tat vollbracht haben, sondern die Not aller, die jene Sicherung des Besitzes zur Pflicht und zum Recht einer Gemeinschaft machte. Welcher Art war nun diese große Katastrophe, vielleicht die größte soziale Umwälzung, die jemals die Menschheit erlebt hat?

Von zwei Vorgängen dringt hier zu uns Kunde aus den Anfängen der politischen Geschichte, wo immer auch der Schauplatz dieser gewesen sein mag. Der eine dieser Vorgänge besteht in weit ausgedehnten Völkerwanderungen, in denen Völker und Volkerteile die Welt durchzogen, um in der Ferne sich anzusiedeln. ältere Bewohner verdrängend oder sich mit ihnen mischend, Der andere ist die in die gesamte wirtschaftliche und politische Entwicklung tief eingreifende Begründung der Ackerkultur. Die Völkerwanderung im Anfang unserer neueren Geschichte, aus der die Nationen Europas in ihrer jetzigen Verteilung entstanden, ist vorläufig das letzte größere dieser Ereignisse, die in kleineren Kolonisationen niemals stille stehen. Nicht minder waren es aber gewaltige Wanderungen, die jedesmal der Begründung der großen orientalischen Reiche vom Stillen bis zum Indischen Ozean und von diesem bis nach den Mittelmeerländern vorausgingen. Im Beginn der griechischen, der italienischen und der germanischen Staatenbildungen stehen diese Wanderzüge, in denen die später hier herrschenden Völker die Länder besetzt haben. Ebenso sind die Kulturreiche Mittel- und Sudamerikas von eingewanderten Stämmen gegründet, die zu jeder Zeit eine Oberschicht gegenüber

der älteren, unterworfenen Bevölkerung bildeten. Nun sahen wir freilich, daß solche zum Teil weithin sich erstreckende Wanderungen schon im Zeitalter der Stammesverfassungen und vor diesem nicht gefehlt haben. Vor allem seit die noch lebenden Sprachen uns einen Maßstab für einstige Zusammenhänge jetzt weit getrennter Stämme abgeben, kehrt überall das gleiche Bild von Volkerverschiebungen wieder, denen sich höchstens einige wenige der primitivsten in Wälder oder steinige Gebiete verdrängten Horden entzogen haben. Dennoch scheint es ein Merkmal zu sein, das die im gewöhnlichen Sinne »vorhistorischen« oder genauer gesprochen vor Beginn der politischen Entwicklungen liegenden Wanderungen von jenen unterscheidet, die wir als erste Marksteine oder als epochemachende Wendepunkte der Geschichte kennen. Innerhalb der früheren Kulturen scheinen es durchweg vereinzelte Stämme oder Stammesabteilungen zu sein, die in die Ferne wandern, und diese Wanderungen selbst bewegen sich zumeist innerhalb einer annähernd gleichartigen Kulturschicht, so daß dadurch wohl Veränderungen der Sprache, der Sitte und damit auch der Stammesverfassung entstehen können, ohne aber einen Umschwung des Lebens hervorzubringen, wie er dem ersten Auftreten der geschichtlichen Völker gefolgt ist. So war in Amerika der Bund der Irokesen ein Stammesbund, der eigentlich nur im Kriege den Charakter einer politischen Verfassung annahm, und die afrikanischen Staatengebilde der Sudan- und Bantustämme, die, namentlich soweit sie Ackerbau treiben, trotz der reichen Formen des magischen Besitzschutzes in der Regel bereits eine festere Eigentumsordnung befolgen, sind, soweit nicht europäische Einflüsse einwirkten, seit langer Zeit stabil geblieben. Die vorausgehenden Wanderungen erfolgten aber entweder überhaupt nur latent oder entziehen sich wenigstens der geschichtlichen Nachweisung, so daß nur noch die Sprache neben vereinzelten Kulturbeziehungen und physischen Rassenmerkmalen auf sie hinweist.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend pflegt man nun die im Anfang der Geschichte stehenden und die in die spätere geschichtliche Entwicklung eingreifenden Wanderungen als zwei wesentlich verschiedene Vorgänge einander gegenüberzustellen. Von

jenen latenten, nur aus ihren Wirkungen zu erschließenden Völkerbewegungen, die wir der Kurze wegen die Stammeswanderungen nennen wollen, scheidet man die Völkerwanderungen als solche, bei denen fester geschlossene oder bereits politisch geeinte Volksverbände ihre bisherigen Wohnsitze verließen, um in entfernten Gebieten sich anzusiedeln. Das sprechendste Beispiel der letzteren Art ist die große Völkerwanderung des 4. und 5. Jahrhunderts. Ein Volk soll hier auf ein anderes gestoßen, dieses den Stoß weitergegeben und so eine Reihe von Wanderungen erzeugt haben, als deren Folge schließlich eine neue Verteilung der europäischen Erde entstanden sei. Diese an sich höchst unwahrscheinliche Vorstellung wird aber schon dadurch fragwürdig, daß es sich bei allen diesen Vorgängen nicht sowohl um die Wanderung von Völkern als vielmehr um die Grundung von Staaten handelt, die zwar von einzelnen eindringenden Stämmen oder, wie das besonders die über weite Gebiete sich erstreckenden normannischen Eroberungen zeigen, von kriegs- und raublustigen Abteilungen derselben ausgingen, bei denen jedoch die Masse der Bevölkerung oft verhältnismäßig wenig verändert wurde. Dazu kommt, daß diese bis zu den Anfängen der geschichtlichen Überlieferung zurückreichenden Völkerverschiebungen fast überall mit Erscheinungen verbunden sind, die teils auf die Unterwerfung eingesessener Bevölkerungen teils auf Mischung mit solchen hinweisen. So hängt sich hier überall die Annahme auf, daß die sogenannten Völkerwanderungen von den vorgeschichtlichen Stammeswanderungen überhaupt nicht wesentlich verschieden sind, sondern daß sie von ihnen nur in begleitenden Motiven abweichen, die aber, obgleich an sich bloße Begleiterscheinungen, Folgen hervorbringen, die den primitiveren Stammeswanderungen fehlen. Diese Folgen bestehen eben in den Eigenschaften, in denen sich die aus den Völkerwanderungen hervorgehenden Staaten von den ihnen vorangehenden Stammesverfassungen scheiden. Die Stammeswanderung als solche kann zwar ebenfalls, mag sie auch in noch so latenter Weise vor sich gegangen sein, Abweichungen in der Organisation der Stämme herbeiführen, wie dies z. B. die australischen Verhältnisse deutlich zeigen; der allgemeine Charakter der Stammesverfassung wird aber

davon nicht berührt, daher denn auch hier auf die Wanderungen und Mischungen der Stämme immer nur aus sekundären Merkmalen teils der Sprachmischung, teils der Verhältnisse der Stammesgliederung, der exogamischen Regeln u. dgl. geschlossen werden kann. Die Folge der Volkerwanderung dagegen ist die Entstehung einer Staatsordnung, die in dem ganzen Aufbau der Gesellschaft von der Stammesordnung abweicht oder doch nur Rudimente dieser bewahrt. Dieser Begründung des Staates geht dann noch eine Erscheinung parallel, die besonders in den Anfängen der Staatenbildung wohl als die primäre Bedingung angesehen werden kann: für den ersten Ursprung des Staates aus einer Stammesverfassung bildet nicht die kompakte Wanderung eines ganzen Volkes, die vielleicht niemals stattgefunden hat, wohl aber die übereinstimmende Richtung einer Reihe aufeinanderfolgender Wanderungen von Stämmen oder Stammesabteilungen aller Wahrscheinlichkeit nach eine wichtige Vorbedingung. Ist die Volkerwanderung in ihrer Entstehung und ihrem Verlauf nichts anderes als eine Folge von Stammeswanderungen, die nur deshalb in gleicher Richtung erfolgen, weil die Naturbedingungen den einzelnen durch Mangel oder äußere Bedrängung zur Auswanderung genötigten Gruppen die gleiche Richtung anweisen, so ist eben ein solcher Vorgang eigentlich erst nach seinem Abschluß eine Volks- oder gar, wenn er sich auf mehrere nebeneinander hergehende Vorgänge verteilt, eine Volkerwanderung; im einzelnen ist er aber durchaus nur eine Folge von Stammeswanderungen. Nicht minder ist dann die Ordnung der Gesellschaft, die durch die gemeinsame Besitzergreifung des neu gewonnenen Bodens entsteht, eine Folge der Bedingungen, die diese Neubesiedlung dem Zusammenwirken der bisherigen Gruppenverbände entgegenbringt, und diese Bedingungen sind es nun zugleich, aus denen ein der Vielheit der Häuptlinge übergeordneter Herrscherwille und damit der Übergang der Stammes- in die staatliche Verfassung hervorgeht.

Als die entscheidende unter diesen Bedingungen erscheint nun vor allem die Herrschaft, die in den der Staatenbildung vorausgehenden Volkerwanderungen der Wille eines obersten Häuptlings und der überragende Einfluß der ihn umgebenden Gruppe gewonnen

hat. Dieser Vorgang hat dann aber hauptsächlich wohl, je nachdem er einen verhältnismäßig friedlichen Verlauf nahm, oder im Kampf mit fremden Stämmen und älteren Ansiedlern erfolgte, wesentlich verschiedene Erfolge mit sich geführt. Neben jenen Staatenbildungen, die aus einer Vereinigung verwandter Stämme hervorgingen, treten uns nämlich andere entgegen, die sichtlich aus der durch Kampf und Gewalt errungenen Oberherrschaft einer der ursprünglichen Bevölkerung fremden Stammesgruppe entsprungen sind, wobei zumeist diese Gruppe numerisch allzu beschränkt war, um aus sich selbst ein Staatsgebilde zu schaffen. Dann entsteht eine politische Gesellschaft, die sich aus einer eingesessenen oder früher eingewanderten Bevölkerung und dieser fremden regierenden Gruppe zusammensetzt, und deren Nachkommen mit jener allmählich verschmelzen können, die aber doch nicht bloß darin, daß sie fortan eine herrschende Klasse bilden, sondern auch in manchen vererbten Merkmalen ihren fremden Ursprung erkennen lassen. So verrät noch heute der hohe englische Adel in seinen physischen Eigenschaften und sogar in gewissen dialektischen Eigentümlichkeiten seine Abstammung von den normannischen Eroberern. Ähnliche Scheidungen der Bevölkerung, die in vorgeschichtliche Zeiten zurückreichen, bieten vielfach die afrikanischen und polynesischen Staatenbildungen, besonders wo mehrfache Einwanderungen stattfanden, aus denen die despotische Herrschaft einer dieser eingewanderten Gruppen hervorging. Freilich scheinen gerade bei diesen primitiven Staatenbildungen die Zustände mannigfach gewechselt zu haben: darauf weist in den polynesischen Gebieten sowohl die oft zum bloßen Schein gewordene Macht der Häuptlinge wie die herabgekommene Stellung der einstigen Adelsklasse namentlich auf den in der politischen Verfassung fortgeschrittensten dieser Inseln, wie Tahiti, Hawaii u. a., hin¹⁾. Seinen bleibendsten Ausdruck pflegt endlich dieser Ursprung des Staats aus der Eroberung durch eine überlegene Minderheit fremder Rasse in der weitverbreiteten Abneigung der herrschenden Klasse gegen eine Mischung ihres Blutes mit dem der unterworfenen Bevölkerung zu finden. Dieses Widerstreben fehlt allerdings nirgends, wo sich über-

¹⁾ Vgl. Waitz-Gerland, a. a. O., Bd. 6, S 165 ff.

haupt eine Ständescheidung ausbildet, auch da nicht, wo der Staat aus einer einheitlichen Stammesgemeinschaft hervorgewachsen ist; aber das Bewußtsein der Stammesfremdheit unterstützt doch wesentlich dieses Widerstreben, das in seiner Übertragung auf die Klassen der Gesellschaft den vollen Gegensatz zu dem Akt der Blutsbruderschaft bildet. Die mit diesem Widerstreben verbundene Tendenz zur strengen Endogamie tritt dann ebenso in Gegensatz zur Exogamie der ursprünglichen Stammesverbände, und diese Idee der absoluten Überordnung des herrschenden Geschlechts steigert sich bei dem Herrscher, vollends da, wo dieser sich zum Gott erhebt, zu der Forderung der denkbar engsten Endogamie, der Geschwister-ehe. Sie hat, von dem Gedanken der dauernden Erhaltung der Herrscherwürde in gleichen Geschlecht getragen, an weit auseinanderliegenden Stellen der Erde, bei den Ptolemaern Ägyptens wie bei den Sonnenkönigen der peruanischen Inkas bestanden.

Mag aber auch eine solche an Zahl hinter der Gesamtbevölkerung weit zurückstehende Klasse fremder Abstammung in vielen Fällen neue Staatenbildungen hervorbringen oder in bereits bestehende verändernd eingreifen, ungleich bedeutsamer bleiben doch für die Gesamtentwicklung der Kultur jene großen zusammenhängenden Stammeswanderungen, die als Schlußergebnisse zahlreicher Einzelwanderungen einen auf die übereinstimmende Abstammung der Genossen gegründeten stetigen Übergang der Stammesverfassung in eine politische Ordnung herbeiführen. Schon bei dieser primären Entstehung des Staates steht jedoch nicht die Stammeswanderung als solche, sondern ihre Wirkung auf das gemeinsame Leben insbesondere auf die von nun an den Inhalt des Lebens bestimmende gemeinsame Ackerkultur im Vordergrund der die Neuordnung bestimmenden Motive. Sie ist es, die vor allem jenen Rechtsschutz des Besitzes entstehen läßt, der die Grundlage der politischen Gesellschaft bildet. Nun weist alles, was sich über die der Wanderung der Stämme vorangehenden Zustände, namentlich der indogermanischen Völker, erschließen läßt, darauf hin, daß diese Völker, wo immer ihre Heimat gelegen sein mag, unter Stammesverfassungen lebten, welche denen der nordamerikanischen Jägerstämme nicht ganz unähnlich gewesen sein mögen. Sie lebten noch im wesentlichen von der Jagd und

vom Sammeln wild wachsender Früchte, daneben hatte bereits ein beschränkter, die einzelnen Hütten umgebender Hackbau begonnen, der zugleich zur Ansammlung von Vorräten führte, und selbst die Zucht der Tiere, besonders von Pferden und Rindern, die sie vielleicht von Nachbarstämmen turanischer Rasse übernahmen, kann ihnen nicht unbekannt gewesen sein. Daß es in den indogermanischen Sprachen kein gemeinsames Wort für den Pflug gibt, beweist natürlich nicht, daß diese Völker vor ihrer Trennung reine Nomaden waren, wohl aber weist die ihnen bekannte Zucht der Haustiere auf einen beschränkten Ackerbau, also Hackbau hin, ohne den nirgends eine Nomadenwirtschaft besteht. (Vgl. hierzu oben S. 82, Anm. 2.) Auch die Grundlagen der politischen Entwicklung, die nach den Wanderungen der Stämme in ihren neuen Wohnsitzen begann, blieben im wesentlichen übereinstimmender Art, wie vor allem die ähnliche Gliederung in Mark- oder Gauverbände, Sippen und Familien beweist. Indem besonders bei den westlichen Abteilungen der arischen Rasse im Kampf um den neuen Besitz fortan der Stand der Krieger mit ihrer allmählich zu einem Stammeskonigtum erwachsenden Hauptlingschaft die Oberhand behalt, treten nun aber die politischen Motive, die diese der Einwanderung der Stämme folgende Staatenbildung bestimmen mußten, und die die historische Legende verschweigt, deutlich in der neu entstehenden Eigentumsordnung hervor. Mochte in der alten Heimat ein spärlicher, von den Frauen betriebener Gartenbau zugereicht haben, um der Einzelfamilie neben der Jagd den nötigen Lebensunterhalt zu gewahren, an den neuen Wohnplätzen sah sich mit einem Male der eingewanderte Stammesverband einem weit ausgedehnten Ländergebiet gegenüber, aus dem er die bisherigen Besitzer vertrieben oder zu Knechten gemacht hatte, und das mindestens zum Teil unangebaut zu seiner Verfügung stand. So ergab es sich denn von selbst, daß jeder einzelne Stamm ein für ihn zureichendes Stück Land in gemeinsamen Besitz und jeder seiner Klans einen der Gaue, in die das besetzte Land zerfiel, in Arbeit nahm. War es die natürliche Folge der Eroberung, daß das neue Gebiet Gemeinbesitz wurde, so brachte es die kriegerische Organisation, zusammen mit der ausgedehnteren Arbeit, die der neu gewonnene

Boden forderte, mit sich, daß diese Arbeit eine gemeinsame war und in dem Maße, als die primitivere Tätigkeit des Jägers nicht mehr zur Erhaltung des Lebens zureichte, in den Vordergrund der friedlichen Beschäftigungen ruckte, die teils von dem freien Manne selbst übernommen, teils einer unterworfenen Bevölkerung oder eingefangenen Sklaven aufgebürdet wurde. Was dabei vor allem der Sippe und dann weiterhin der Männerversammlung des Gaues anheimgegeben wurde, das war aber der Schutz des gemeinsamen Besitzes, durch den zugleich jeder einzelne in seinem Anteil an dem Ertrag des Bodens geschützt war. Durch diesen Schutz, der von den alten Symbolen des Besitzzaubers begleitet ist, geht dann auch der ursprünglich an diese magischen Handlungen gebundene Zauberschutz in den Rechtsschutz und damit der ursprüngliche Gemeinbesitz in das Gemeineigentum des Stammes, in weiterer Abfolge des Gaues und der Sippe über. Hier ist freilich »Gemeineigentum« ein durchaus modernes Wort. Das Germanische kennt nicht einmal das Wort »Eigentum«, das erst in später Zeit als Übersetzung der römischen »proprietas« im Sinne von Sonder-eigen entstanden ist. Aber dem Germanischen fehlte es nicht deshalb, weil ihm die Sache fremd, sondern weil sie ihm selbstverständlich war. Denn wie derjenige, der den einzelnen Genossen angreift, von der Sippe verfolgt wird und ihr in Blutrache und Wergeld Suhne zu leisten hat, so genießt nicht minder der gemeinsame Besitz den Schutz der Sippe und weiterhin des Stammes, der den Boden sein eigen nennt. Der Wille des Einzelnen ist damit zu einem Gesamtwillen geworden, der nicht mehr von Fall zu Fall seinen Besitz mit Hilfe der ihn schützenden dämonischen Mächte oder, wo es möglich ist, mit Gewalt festzuhalten sucht, sondern die Gemeinschaft tritt zunächst für den gemeinsamen Boden ein und von dort aus überträgt sich dieser Schutz auf den Besitz des einzelnen an bebautem Land, an Haus und Hof und an fahrender Habe. Der alte Zauberschutz hort damit nicht auf; wohl aber geht er zu einem wesentlichen Teile und vor allem für den Ackerboden von den niederen Dämonen auf die diesen Boden schützenden Stammesgotter über. So steht denn auch der Übergang von Besitz in Eigentum in engstem Zusammenhang ebenso mit dem der Stam-

mesordnung in die politische Gesellschaft, wie mit der Entstehung der Gotterkulte, als deren Hauptträger wir die Ackerkulte bereits kennen lernten (Bd. 6², S. 87ff.). Zugleich reiht sich hier der Schutz des Eigentums unmittelbar jenen frühesten Formen des persönlichen Rechtsschutzes an, die, zum Teil in die Klanverfassung zurückreichend, ihre volle Ausbildung gleichfalls erst in dieser Periode gewinnen, wie dies die Normen der Blutrache und der Suhne durch das Wergeld mit ihrer strengen Abstufung der Rachepflicht, die Sorge der Sippe für Arme und Waise, die Eideshilfe der Sippen-genossen und andere gemeinsame Rechte und Pflichten beweisen. Auch ist offenbar zunächst das Gemeineigentum an Grund und Boden allen andern den Stamm und seine Sippen verpflichtenden Normen gegenüber das hauptsächlichste Bindemittel zur Rechtsgemeinschaft. Diese Rechtsgemeinschaft steht unter andern Gesetzen als die unsere, aber der vornehmste Zweck des Rechts, der Schutz der Gemeinschaft und ihrer Mitglieder, ist auch ihr Zweck. Sie bedarf dazu nur, dem Zustand der Kultur entsprechend, wesentlich abweichender Mittel. Dabei sind jedoch innerhalb einer jeden Kulturperiode die geltenden Rechtsnormen vom gleichen Geiste getragen. Wie die streng geregelte Blutrache die Blutsverwandten mit Leib und Leben aneinander bindet, so bindet das Gemeineigentum den Besitz eines jeden an den der Sippe, und nur in dieser Gebundenheit findet der einzelne einen Rechtsschutz für seinen Besitz wie für sich selber. Doch wie das Gemeineigentum an Grund und Boden die stärkste Macht ist, die an die Gemeinschaft bindet, so trägt es auch mehr als jedes andere Rechtsgut das Streben in sich, innerhalb der Gemeinschaft das Recht der einzelnen Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Denn so notwendig das Eigentum bei seiner Entstehung Gemeineigentum eines auf neuer Erde sich ansiedelnden Stammes ist, ebenso notwendig führt die Pflege des Bodens zu einer Arbeitsteilung, bei der jeweils ein großer Teil des in gemeinsamem Besitz stehenden Bodens den einzelnen Familien zur Bebauung und Nutzung zugewiesen wird. Während Wald und Weideland, da sie keines jährlichen Anbaus bedürfen, gemeinsam bleiben, wird daher das dem Ackerbau dienende Land zunächst alljährlich an die einzelnen Familien oder Sippen verteilt, ohne da-

mit aus dem Gemeineigentum auszuscheiden, da schon die bei der noch unvollkommenen Ackerkultur unausbleibliche Erschöpfung des Bodens fortwährend neue Verteilungen verlangt. So ist hier immer noch der gesamte Besitz an Grund und Boden Gemeineigentum; aber in diesem ist doch auch schon der Übergang eines Teils des bebauten Landes in Sondereigen vorbereitet. Er beginnt, sobald nur erst die brach liegende Bodenfläche abnimmt und die Bewirtschaftung infolge der Einführung des Pflugs und der Zugtiere eine intensivere wird. Daß dies bei sonst verwandten Stämmen je nach äußeren Bedingungen zu sehr verschiedener Zeit geschehen kann, dafür liefern wiederum die indogermanischen Völker trotz der ursprünglichen Ähnlichkeit ihrer Stammesorganisation bezeichnende Beispiele. Repräsentieren doch die Inder des Rigveda, wie sie die Germanen des Caesar und Tacitus an geistiger Kultur schon viele Jahrhunderte früher weit überragen, so auch in ihrer Ackerkultur und dem entsprechend in der Vorherrschaft des Privateigentums eine verhältnismaßig fortgeschrittene Stufe. Ungleich länger als die periodische Auslosung des Gemeindelandes legt aber der in der deutschen »Allmende« gebliebene Rest des Gemeineigentums für den einst den gesamten Landbesitz einschließenden Umfang desselben Zeugnis ab. Denn so begreiflich die Entstehung von Privateigentum aus jenem Vorgang der Aufteilung zunächst zur vorübergehenden Nutzung und dann zu dauerndem Eigentum ist, so schwierig wurde die Annahme sein, von den einzelnen Stammesgenossen als Privateigentumern seien Teile ihres Besitzes für Gemeinschaftszwecke hergegeben worden. In der Tat scheint es, daß gerade bei dem Volk, bei dem der Begriff des Privateigentums seine strengste Ausbildung erfahren hat, bei den Römern, das auch hier erhalten gebliebene Gemeindeland, der »Ager publicus«, Veränderungen erfuhr, die partielle Wiederholungen jenes Vorgangs der Umwandlung von Gemeineigentum in Privateigentum waren. Denn zur Zeit, als Rom noch über latnische Gebiete seine Herrschaft ausbreitete, wurde das eroberte Land dem Ager publicus einverleibt und aus diesem zunächst einzelnen zur Bebauung und dann später zu dauerndem Besitz überlassen. Auch hier gilt eben, daß sich unter ähnlichen Bedingungen ähnliche Erscheinungen wiederholen.

f. Das Priesterkonigtum und der Staat als Eigentum des Herrschers.

Durfen wir aus den allgemeinen Bedingungen der Wanderung und Siedelung, die dem auf der Grundlage der Ackerkultur entstandenen politischen Gemeinwesen vorausgingen, mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß der Weg der Eigentumsentwicklung überall vom Gemein- zum Sondereigen geführt hat, nicht umgekehrt, so sind nun aber die Wege dieses Übergangs offenbar verschiedene gewesen. Soweit jedoch hier die einzelnen geschichtlichen Entwicklungen voneinander abweichen mögen, so sind es doch zwei Gestaltungen des politischen Lebens, die von fröhe an eingreifen. Beide hängen mit der Scheidung der Ackerkulte in Dämonen- und Gotterkulte zusammen, wie sie uns schon bei den Vegetationsfesten der ackerbauenden Halbkulturvolker und dann in den verwandten Ackerkulten der alten Kulturvolker mit dem charakteristischen Übergang der Dämonen in die Diener und Boten der Gotter begegnet sind. Die überraschenden Anklänge, die sich in den Saat- und Erntebräuchen europäischer Volker an diese Vegetationskulte aller Zeiten und Zonen finden, bilden daher auch, je weniger bei ihnen an eine direkte Übertragung zu denken ist, ein indirektes Zeugnis für die Übereinstimmung der Motive, aus denen diese Feste, die überall die gemeinsame Pflege und damit den Gemeinbesitz des Bodens voraussetzen, geflossen sind¹⁾. Unter den mannigfachen politischen Bedingungen, die auf diese Entwicklung der Eigentumsnormen Einfluß gewinnen, soll hier nur einer einzigen gedacht werden, die, aus diesen begleitenden Kultmotiven hervorgehend, ihrem allgemeinen Charakter nach zu den Motiven der Ständescheidung gehört, gerade aber durch die Verflechtung mit dem Kultus tief in alle staatlichen Verhältnisse eingreift. Es ist das Verhältnis des Kriegers und des Priesters, das sich schon innerhalb der Stammesverfassung in dem Wettstreit des Hauptlings und des Medizinmannes vorbereitet, um im Beginn der politischen Entwicklung in den Kampf zwischen Herrscher und Priester sich fortzusetzen. Wie dieser Kampf die Schicksale der Volker des alten Orients

¹⁾ Vgl. als typische Beispiele die Vegetationsfeste der Pueblovolker, Bd. 4², S. 526 ff. Dazu über Ackerkulte der Kulturvolker, Bd. 6², S. 87 ff.

bleibend bestimmte, so hat er auch in die Geschichte des Eigentums bedeutsam eingegriffen. In Indien hat der Sieg des Priesterstandes über das Kriegertum, der uns aus den Liedern des Atharvaveda entgegenklingt, unterstützt durch die Kastenscheidung, fruhe schon das individuelle Besitzrecht innerhalb der herrschenden Kasten durch die Macht gesichert, die er dem Mitglied der eingewanderten Rasse über Land und Leute gab; und er hat gleichzeitig das Aufkommen einer Alleinherrschaft gehindert, wie sie in Ägypten aus dem Wettstreit kriegerischer Gaufürsten miteinander und dann aus der Unterwerfung des Priesterstandes hervorgegangen war. Die so entstandene Vereinigung von Großkonigtum und Oberpriestertum in der Person des Herrschers ist es, die, wie sie nach außen die Idee des Weltreichs entstehen ließ, so nach innen dem Begriff des Gemeineigentums seine wirksamste Form gab: alles Land gilt als Eigentum des Herrschers, der es kraft der in ihm vereinigten weltlichen und gottlichen Gewalt den einzelnen Familien zuteilt. Diese Idee der Stellvertretung der Gottheit durch den Herrscher hat sich von den zu Gottern erhobenen ägyptischen Königen und den Herrschern der vorderasiatischen Weltreiche aus über das römische Weltreich erstreckt, bis sie schließlich in den Staatstheorien der Monarchomachen späterer Zeiten zu einem Hilfsmittel geworden ist, mit dem man die bestehen gebliebenen Reste des Gemeineigentums den Begriffen des Privatrechts unterordnete. Immerhin ist diese Bindung der Idee des Gemeineigentums an den absoluten Willen des den Staat repräsentierenden Herrschers ebensowenig eine rein willkürliche Fiktion, wie sie zu irgendeiner Zeit Wahrheit gewesen ist; wohl aber bietet sie zwei Seiten, die sie fortan dem naiven Bewußtsein als der unmittelbare Ausdruck der Beziehung zwischen der staatlichen Gemeinschaft und dem einzelnen und seinem Eigentum erscheinen läßt. Erstens verkörpert sich der Rechtswille, der das Eigentum des einzelnen schützt, am anschaulichsten wiederum in dem persönlichen Willen des Herrschers, als dessen Eigentum das Staatsgebiet gilt, und von dem jeder seinen Besitz, vor allem an Grund und Boden, nicht sowohl zur unbedingten Verfügung, als zur Pflege und Nutzung hat. Der Gedanke, daß es die Gemeinschaft ist, von der er seinen Privatbesitz in einem

erweiterten Sinne zu Lehen trägt, ist es, der in dieser Vorstellung eines persönlichen Oberbesitzes des Herrschers seinen nächsten Ausdruck findet. Zweitens aber ist es diese Form zugleich, bei der sich in den Anfängen ihrer Geltung der einstige Zauberschutz des Besitzes in der wirksamsten Weise in den Rechtsschutz umwandelt. Mag auch die Vergottlichung des als Vollbringer des Rechtswillens geltenden Herrschers nur von vorübergehender Bedeutung sein, die Vorstellung, daß er der Vertreter einer göttlichen Ordnung sei, dauert in ihren letzten Gefühlsnachwirkungen an, und wo sie schwindet, da geht noch ein Schimmer von ihr auf den Richter über, der im Namen der Gottheit und der Herrschergewalt des Staates zugleich den Rechtsstreit entscheidet. So wäre es denn auch verfehlt, in dieser Anschauung und in den Eigentumsordnungen mancher despotisch regierter Halbkulturvölker, wie der oben erwähnten Negerstämme, Überlieferungen zu vermuten, die bis zu alt orientalischen Herrschaftsformen zurückgehen. Vielmehr gilt auch hier, daß die seelischen Motive der hinter allem Eigentum stehenden Idee der Bedingtheit durch die Gemeinschaft für ein gegenständlich und persönlich gerichtetes Denken noch heute die gleiche Form annehmen, die sie vor Jahrtausenden besaßen. Unter den in die Gegenwart hereinreichenden Eigentumsordnungen sind es besonders die mancher islamitischer Staaten, in denen die der Religion Mohammeds eigene Verschmelzung von Herrschertum und Prophetentum diese Bindung alles Eigentums an die Person des Herrschers bewahrt hat. Treffend hat diesen den privaten und den öffentlichen Besitz zur Einheit verbindenden Eigentumsbegriff ein holländischer Politiker in den Worten geschildert: »Der Boden gehört Gott und infolgedessen seinem Stellvertreter auf Erden. Der Nießbrauch des Bodens wird aber der Gemeinde und insbesondere demjenigen gestattet, der ihn angebaut hat, so lange er oder seine Nachkommen dem überlieferten Recht genügen«¹⁾. Schwerlich ist sich das Volk selbst dieser Begründung irgendwie klar bewußt; aber als verborgenes Motiv schlummert sie in der Seele jedes einzelnen Muslim.

¹⁾ Laveleye, Das Ureigentum, S. 54.

Wundt, Völkerpsychologie VIII.

g. Das Eigentum und die bürgerliche Verfassung.

Wesentlich abweichend hat sich die Entwicklung des Eigentums da gestaltet, wo die religiösen Motive zwar, wie auch hier vor allem die Ackerkulte bezeugen, nicht fehlten, aber sich ganz und gar den Bedingungen der politischen Entwicklung unterordneten, mochte diese nun von einem kriegerischen Königtum oder von einem die staatliche Gemeinschaft vertretenden Beamten- und Bürgertum geleitet sein. Die typischen Vorbilder einer solchen Entwicklung bieten die westlichen Abzweigungen der arischen Völker, vornehmlich die Griechen, Römer, Germanen, bei denen sich, trotz mannigfacher Unterschiede, infolge der wechselnden geschichtlichen Bedingungen, dieser Verlauf im allgemeinen am einheitlichsten gestaltet hat. Dabei muß freilich beachtet werden, daß die großen Wanderungen dieser Völker, nach deren Ablauf sie in die Geschichte eintreten, sehr verschiedenen Zeiten angehören, daher insbesondere die Germanen den römischen Schriftstellern, denen wir die Schilderung ihrer ältesten Zustände verdanken, als ein weit hinter ihrer eigenen Kultur zurückliegendes Jugendalter der Menschheit erschienen.

Gegenüber der erhaltenden Macht, die die absolute Herrschergewalt, besonders wenn sie noch durch das religiöse Motiv eines Priesterkönigtums getragen wird, auf die Idee des Gemeineigentums ausübt, machen sich unter den in diesen Gebieten in erster Linie durch das Zusammenleben selbst gestellten Bedingungen die auf den Übergang des Gemein- in das Einzeleigentum gerichteten Kräfte ungleich energischer geltend. Während dort die Einheit des Herrscherwillens als Ersatz für die schwindende Macht der die Individuen vereinenden Kräfte eintritt, überwuchert hier das Streben nach Freiheit der individuellen Persönlichkeit und nach dem Hauptmittel dieser Freiheit, nach unbeschränkter Verfügung über das Eigentum. Dieser Prozeß steigert sich, bis im Laufe der Zeit politische Kräfte in entgegengesetzter Richtung wirksam werden, die einem neuen Kollektivismus zustreben und es schließlich selbst dem Individuum zum Bewußtsein bringen, daß alles Eigentum durch die Gemeinschaftszwecke mitbedingt und daher im letzten Grund ein dem Einzelnen oder einer beschränkten Genossenschaft zur Wah-

rung und Nutzung übergebener Anteil an einem latent fortan bestehen bleibenden Gesamteigentum ist.

Zwei Momente sind es, die diesen Prozeß des Übergangs des Eigentums von der Gemeinschaft auf den Einzelnen und von diesem wieder zurück zur Gemeinschaft in seinem Ablauf bestimmen: das eine besteht in der zunehmend intensiver werdenden Bewirtschaftung des Bodens und der ihr folgenden Ausdehnung der Eigentumswerte über alle andern Kulturgüter; das andere in den sich steigernden Besitzunterschieden, die ebenfalls mit dem Bodenbesitz beginnen, um von da aus sich über das andere Eigentum auszubreiten. Diese in den natürlichen menschlichen Anlagen vorgebildeten, durch ihre sich forterbende Wirkung steigenden Unterschiede finden vor allem dem Gesamteigentum gegenüber von Anfang an ein reiches Feld der Betätigung. Gerade die ersten Schritte sind hier allbekannt oder mindestens nach Analogie späterer Erscheinungen zu erschließen. Die alljährlich eintretende Verlosung der zu bebauenden Ländereien wird hinfallig, wenn allmählich Jahr um Jahr dasselbe Feld bebaut werden kann, mag auch die Art der Nutzung infolge der Rücksicht auf die verschiedene Erschöpfung des Bodens eine wechselnde bleiben. Der Einzelne wird fest auf seiner Hufe. Er bleibt zwar längere Zeit immer noch nicht im vollen Eigentum, da namentlich beim Eigentumswechsel die Genossenschaft ihre ursprünglichen Rechte geltend macht. Aber im ganzen gewinnt doch notwendig die Tendenz die Oberhand, den zur Bebauung zugewiesenen Grund und Boden ganz in das Eigentum des Besitzers zu bringen. Daneben bleiben dann noch namentlich Wiese und Wald ein Gesamteigentum, das der gemeinen Nutzung überlassen ist, ebenso bei vielen Völkern ein besonderes Stück Feld, das Kultuszwecken dient. In diesen durch die festere Domizilierung entstehenden Aneignungsprozeß der Individuen treten nun kriegerische Unternehmungen mächtig fordernd ein. Muß sich doch die Tendenz, das Erworbene ganz und gar als Sondereigen zu betrachten, vor allem da geltend machen, wo es im Kriege erworben wird. Schneller als das ursprünglich von der ungeteilten Gemeinschaft besetzte Land geht daher das im Krieg erbeutete in Sonderbesitz über, sobald nur einmal an jenem ersteren der Erwerbstrieb erweckt worden ist. Zugleich tritt aber mit dieser

Aufteilung des eroberten Landes eine neue Erscheinung ein, die die ursprüngliche Markgenossenschaft nicht oder wenigstens nicht im gleichen Maße gekannt hat: die Ungleichheit des Besitzes. Der erobernde Hauptling nimmt zunächst für sich die besten Landereien in Beschlag, andere verschenkt er an die, die ihm an Ansehen am nächsten stehen, oder die sich durch Tapferkeit besonders hervorgetan haben. Ähnlich wird es mit anderem eroberten Besitz gehalten. Nur eines unter den Objekten der Aneignung im Kriege nimmt eine Ausnahmestellung ein: das ist der unterworfenen Feind selber. Mit ihm vollzieht sich durch die eingetretene Ausdehnung des Eigentumbegriffs die größte und folgenreichste Umwandlung, die die Geschichte der Kultur in der Stellung des Menschen zum Menschen aufzuweisen hat. Der Wilde, der noch kein Sondereigentum kennt, erschlagt den besiegten Feind, oder — in seltenen Fällen, namentlich, wenn der eigene Stamm Not gelitten hat — nimmt er ihn durch Adoption in sein Geschlecht auf. Der Eroberer aber, der sich einen Teil des unterworfenen Landes zu eigen macht, läßt den bisherigen Besitzer leben, um seine Arbeitskraft auszunutzen: dieser geht, ebenso wie sein Land, in das Eigentum des Siegers über. So ist die Sklaverei die notwendige Wirkung, die der Kampf der Stämme unter dem Einfluß des Sondereigentums mit sich bringt. Diese Übertragung des Eigentumsbegriffs auf den Menschen hat dann aber weittragende Folgen auch für die persönlichen Verhältnisse der Stammesgenossen zu einander. Bald entstehen hier, wie bei den Germanen, Abhängigkeitsbeziehungen, durch die einem freien Großgrundbesitzer eine größere Anzahl von Halbfreien, von Hörigen und Vasallen sich unterordnet. Bald entstehen, wie in den orientalischen Gesellschaftsordnungen, infolge der teilweisen Vermischung mit einer unterworfenen Bevölkerung Gesellschaftsklassen, deren Rechte streng nach ihrer Abstammung geregelt sind. Bald endlich findet die Ungleichheit der Macht, die der Sonderbesitz verleiht, wie in Griechenland und Rom, ihren Ausdruck in Einrichtungen, die, entsprechend den Gesetzgebungen des Servius Tullius, des Solon und Kleisthenes, den Grad des politischen Einflusses nach dem Vermögen zu regulieren suchen, daneben aber, abgesehen von den einer unterworfenen Bevölkerung entstammenden Sklaven, alle Stammes-

genossen fortan als gleichberechtigt anerkennen. Nach den Kämpfen, die namentlich dem dem Servius Tullius zugeschriebenen Gesetzgebungswerk vorangegangen sind, darf man annehmen, daß auch hier die Gleichberechtigung der Volksgenossen sich erst gegen eine auf die Beseitigung der Ungleichheit des Besitzes hinstrebende Bewegung durchgesetzt hat, die, wie wahrscheinlich überall, mit der ersten Ausbildung des Sondereigentums und seiner Unterschiede verbunden gewesen war und die bei der Rivalität der Patrizier oder des ursprünglichen *Populus romanus* und der Landbewohner, der Plebs, noch lange Zeit nachwirkte. Die formale Rechtsgleichheit, die durch die Zurückdrängung der ursprünglichen Geburtsvorrechte herbeigeführt wurde, war daher zugleich aufs engste an jene starke Ausbildung der Eigentumsrechte geknüpft, wie sie im Gefolge der Entwicklung des Sondereigens entstanden war. So tragen denn auch die auf Grund der ausschließlichen Herrschaft des Privateigentums in Griechenland sowohl wie in Rom entstandenen gesellschaftlichen Organisationen einen durchaus übereinstimmenden Charakter an sich. Unter ihnen sind dann die römischen Festsetzungen für die ganze weitere Entwicklung des Eigentums von entscheidender Bedeutung geworden. Indem in der Gesetzgebung des Servius Tullius und analog schon vorher in der des Solon, die später von Kleisthenes vervollkommenet wurde, der politische Einfluß und die militärische Stellung eines Burgers streng nach der Größe seines Eigentums berechnet waren, verband sich aber damit die Voraussetzung einer, abgesehen von diesem durch das Vermögen bedingten Machteinflusse, vollständigen Gleichberechtigung der Bürger, eine Voraussetzung, die sich unter der Wirkung der natürlichen Schwankungen, denen der Vermögensbesitz und damit auch die Macht unterworfen war, in der Folgezeit mehr und mehr befestigte. Es ist beachtenswert, daß diese durch die strenge Ausbildung des Sondereigentums entstandene Rechtsgleichheit der Volksgenossen eine Errungenschaft ist, die auf einer höheren Stufe und darum auch in wesentlich veränderter Form die im Anfang der Geschichte des Eigentums stehende Gleichheit aller Stammesgenossen wiederherstellt. Nur war diese Gleichheit die unmittelbare Folge davon gewesen, daß Sondereigentum überhaupt noch nicht existierte;

.

jetzt entsprang sie im Gegenteil daraus, daß die ungeheure Ungleichheit an Macht, die die volle Entwicklung des Sondereigentums im Gefolge hatte, zur Begründung einer Rechtsordnung fuhrte, die geflissentlich die Person und ihren Besitz voneinander schied und die, indem sie den politischen Einfluß nur an den Besitz knüpfte, zugleich dem Wechsel des Besitzes keine Schranken in den Weg stellte, sondern ihn nur von dem Willen des Einzelnen abhängig machte. Aber diesem Sieg der reinen Eigentumsmacht ist, wie die überall vorhandenen Spuren beweisen, ein langer Kampf vorausgegangen, in welchem zum Teil infolge der Verbindung der alten Stammesbegriffe mit den neuen Verhältnissen an die Vermögensrechte neue persönliche Vorrechte, damit dann aber freilich zumeist auch Pflichten geknüpft waren, die das Sondereigen mit gewissen Schranken umgaben und die freie Verfung des Besitzers einengten. Diese Übergangsverhältnisse sind es, die besonders in der Geschichte der deutschen Eigentumsentwicklung noch lange nachgewirkt haben.

Mit der Ausbildung des Eigentumsbegriffs, die sich von Griechenland und Rom ausgehend, unter fortschreitender Abstreifung der von früheren Zuständen her erhaltenen Schranken, der Rechtsanschauungen der modernen Welt bemächtigt hat, ist endlich eine doppelte Verallgemeinerung desselben verbunden gewesen. Einerseits schwand der Unterschied zwischen beweglicher Habe und unbeweglichem Eigentum in gleichem Maße, als der unbeschränkte Wille des Besitzers beiden Formen unabhängig gegenüberstand. Mochten auch an die für die Entwicklung des Sondereigens aus dem Gesamteigentum wichtigste Form, an das Grundeigentum, vielfach lange noch Vorrechte und Pflichten gebunden sein, die ihm eine Ausnahmestellung gegenüber dem übrigen Eigentum gaben, dem in dem römischen Recht zur Geltung gelangten Prinzip, daß das Eigentum die volle Herrschaft und das unbedingte Verfügungsrecht über die Sache in sich schließe, konnte eine solche Ausnahmestellung nicht standhalten. Dieser unbeschränkte Begriff des Eigentums war aber doch nichts anderes als die unvermeidliche Konsequenz der Ausbildung eines Sondereigentums, das genau in demselben Verhältnis zu dem individuellen Besitzer stand

wie dereinst das Gesamteigen zu der Gesamtheit, die es innehatte. Die zweite Verallgemeinerung bestand sodann darin, daß alle die Gestaltungen des Eigentums, die nicht in Sondereigen übergegangen waren, gleichwohl wie dieses ganz so betrachtet wurden, als wenn sie Sondereigen wären. So wurde der Ager publicus und dann der Fiskus des römischen Kaisertums für ein Sondereigen erklärt, bei dem das römische Volk bzw. der Kaiser selbst als besitzende Personen zu betrachten seien. Ihre große praktische Bedeutung hatte diese Begriffsverschiebung darin, daß nun auch dieses ursprüngliche Gesamteigentum keinerlei Vorrechte mehr vor dem Sondereigen der wirklichen Privatpersonen genoß. So führte diese allseitige und uneingeschränkte Anwendung des Begriffs des »Dominium« auf jede Art von Eigentum zu einer Verallgemeinerung des Privateigentums, die neben diesem überhaupt keine andere Art mehr bestehen ließ. Auf diese Weise bewegt sich schließlich die Entwicklung des Eigentums zwischen zwei völlig entgegengesetzten Punkten: im Anfang ist alles Eigentum Gesamteigentum, spärliche Ansätze zur Entstehung künftigen Privateigentums sind höchstens in der unmittelbaren körperlichen Ausrüstung des Menschen, seiner Habe, zu finden; am Ende dieser Entwicklung dagegen ist alles Eigentum Privateigentum geworden, auch dasjenige, welches seiner Funktion nach dem Charakter des alten Gesamteigentums entspricht, insofern es gemeinsamen Zwecken dient. Seiner rechtlichen Stellung nach ist es ebenfalls Privateigentum.

Ein getreues Spiegelbild der Entwicklung des Eigentums in allen diesen Stadien bilden vor allem die Wandlungen, die das Erbrecht erfahren hat. Auf der einen Seite sind diese Wandlungen, in denen die Beziehungen des Menschen zu seinen Stammes- und Volksgenossen zum Ausdruck kommen, auf das engste an die Entwicklung der Familie und der Gesellschaft überhaupt gebunden. Auf der andern spricht sich in ihnen die Art und der Grad der Herrschaft der einzelnen Persönlichkeit über den Besitz aus. Das Mutterrecht, das im Beginn und in der Blütezeit der Stammesverfassung diese in weitem Umfang beherrscht, ist zu einem wesentlichen Teil mütterliches Erbrecht. In der Periode des Gesamteigentums konnte sich aber die mütterliche Erbfolge nur darin äußern, daß der Sohn

in den Gesamtbesitz des mütterlichen, nicht des väterlichen Klans als Anerbe eintrat: das Anerbenrecht fiel also hier ohne weiteres mit der Stammesgemeinschaft zusammen. Aber auch als eine Aufteilung des Eigentums an die Einzelfamilien bereits eingetreten war, erhielt sich, wie uns eine Menge voneinander unabhängiger Überlieferungen zeigt, vielfach die mütterliche Erbfolge noch längere Zeit. Namentlich ist sie, wie es scheint, für solche Gegenstände, die zur persönlichen Ausrüstung gehören, noch bis weit in die Periode des Vaterrechts hinein bestehen geblieben, während der Übergang des Grundbesitzes in Privateigentum allerdings so unmittelbar mit der Entstehung der Familiengewalt des Vaters zusammenhängt, daß der Grundbesitz wohl vom ersten Augenblicke an Objekt agnatischer Erbfolge gewesen ist. So nehmen die drei germanischen Rechtsbücher, das salische, ripuarische und thuringische Recht, die sämtlich dieser Periode des bereits ausgebildeten Privateigentums angehören, ausschließlich den Standpunkt der agnatischen Erbfolge für den Grundbesitz ein, und auch für das Eigentum an Mobilien ist bei ihnen der Standpunkt des die Selbständigkeit der Einzelfamilie repräsentierenden Vaterrechts insoweit durchgedrungen, daß die Kinder als die nächsten Erbberechtigten erscheinen. Für die weitere Erbfolge bevorzugen sie aber auffallend und in übereinstimmender Weise die Verwandten der Mutter. Namentlich wird die Mutter selbst vor dem Vater, die Mutterschwester vor der Vaterschwester genannt. Nun haben freilich manche Germanisten darauf hingewiesen, daß diese deutschen Rechtsbücher überhaupt der Vollständigkeit ermangeln, und daß an einzelnen Stellen und in einzelnen Codices auch die väterlichen Verwandten genannt sind. Aber mag es immerhin sein, daß in der Zeit, der die Lex Salica und die übrigen deutschen Rechtsbücher angehören, das Prinzip der mütterlichen Erbfolge auch für Mobilien bereits ins Wanken geraten war, und daß die Anführung bestimmter Anerben mehr die Bedeutung einer Exemplifikation als die einer vollständigen Aufzählung haben sollte, so kann doch die fast durchgängige Übereinstimmung in der bevorzugten Nennung der mütterlichen Verwandten kaum ein Zufall sein: selbst als Beispiel gedacht, würde sie auf eine ältere Rechtsanschauung hinweisen, nach der die mütterlichen Verwandten das

Vorrecht tatsächlich besaßen, das sie später nur noch formell durch die Reihenfolge der Namensnennung bewahrten. Auch kommt hierbei in Betracht, daß die Entwicklung des Privateigentums die Herrschaft des Vaterrechts wesentlich begünstigen mußte, daß sich aber in allen solchen Fällen neben den neu eingetretenen Zuständen Nachwirkungen früherer noch lange Zeit zu erhalten pflegen. Dieses Gesetz langsamer Geltendmachung neuer sozialer Bedingungen äußert sich speziell im Gebiet des Familienrechts auch darin, daß in die unter dem Einfluß des Privateigentums entstandene Einzelfamilie noch lange gewisse Normen hinüberreichen, die den Umfang der eng an die Einzelfamilie gebundenen *patria potestas* im Sinne der älteren Mutterrechtsanschauungen beschränken. So stehen die germanischen Rechte zwar durchgängig unter der Voraussetzung, daß der Mann die Mundschaft über die Frau und ihre Kinder führe. Aber daneben steht doch auch den Angehörigen der letzteren ein gewisses Schutzrecht zu.

In analogen Bestimmungen reichen Spuren einer Mutterrechtsordnung auch noch in das römische und durch dieses in das moderne Recht hinein. Ursprünglich war eine rechtsgültige Ehe zwischen Patriziern und Plebejern nicht möglich, und ein rechtsgültiges *connubium* setzte bei den Römern zugleich die Eingehung desselben unter bestimmten symbolischen Formen, die *coemptio* oder *confarreatio*, voraus. Wo sie fehlte, da bestand ein »*matrimonium sine legibus*«, bei dem die Kinder dem Stande und der Familie der Mutter folgten. Daraus sind alle neueren Rechtsbestimmungen über die Familienzugehörigkeit der unehelichen Kinder hervorgegangen. Wenn diese Bestimmungen nicht selten damit begründet werden, daß in diesen Fällen der Vater unbekannt sei, so trifft dies wenigstens beim römischen Konkubinat nicht zu, da bei diesem ein ebenso regelmäßiges Zusammenleben stattzufinden pflegte wie bei einer legitimen Ehe, und der Vater daher ebensogut bekannt war wie dort. Darum ist die Deutung viel wahrscheinlicher, daß, sobald die Bestimmungen der neuen Ordnung des Vaterrechts hinfällig wurden, weil die Bedingungen zur Begründung einer wahren *patria potestas* fehlten, damit von selbst das ursprünglichere Recht der Mutter an deren Stelle getreten sei. Auf dieser Grundlage einerseits der Mono-

gamie, anderseits des gleichen Geburtsstandes der Ehegatten hat nun das römische Erbrecht in die weitere Entwicklung des Privateigentums eingegriffen. Da das Gesamteigentum sehr frühe schon bis auf geringe Reste verschwand, so verwischten sich die Beziehungen zu einer vorangegangenen Stufe gerade im Erbrecht fast ganz. Schon das Zwölftafelgesetz enthält diejenige agnatische Erbordnung, die sich von nun an bis in die Gesetzgebungen der Kaiserzeit erhielt. Nach dem Zwölftafelgesetz fiel nämlich das Erbe zunächst den Kindern zu, denen die legitime Frau des Verstorbenen als Miterbin gleichstand. In Ermangelung von Kindern und deren Nachkommen ging es auf die agnatischen Verwandten nach dem Maße der Nähe ihrer Verwandtschaft über. Fehlten auch diese, so fiel es endlich der Sippe des Verstorbenen zu. In diesem Erbrecht der Sippe ist hier ein letzter Rest der bei allen Völkern ursprünglichsten Institution, nach der der Besitz eines Verstorbenen seinem Geschlechtsverbande gehört, erhalten geblieben. Die gesetzmäßige Folge der Erbberechtigten wiederholt also in umgekehrter Ordnung ihr geschichtliches Auftreten. Zuerst übernahm der Klan den ungeteilten Besitz, dann traten ihm, als die Familie mit der Vorherrschaft des Vaterrechts entstanden war, die väterlichen Verwandten gegenüber und drängten das ursprüngliche Gentilrecht in die zweite Linie zurück; endlich wurde auch dieser Kreis, der an die Gesamtfamilie sich anlehnt, nach der Aussonderung der Einzelfamilie wieder zurückgedrängt, wobei zugleich in dem Miterbenrecht der Frau bereits die erste Andeutung einer Aufhebung der einseitigen Bevorzugung der väterlichen Verwandtschaftslinie erscheint. Doch hat sich die Gleichberechtigung der Kognaten väterlicher und mütterlicher Seite nur sehr langsam im römischen Recht durchgesetzt: erst von Justinian ist sie definitiv zur Geltung gebracht worden. Hierin spricht sich deutlich aus, wie diese ganze Entwicklungsfolge in einem Kampf zweier entgegengesetzter Prinzipien besteht, von denen das des Vaterrechts, nachdem es den Sieg errungen, das ihm vorausgehende des Mutterrechts lange Zeit ganz in den Hintergrund drängt. Früher als diese Gleichberechtigung der beiden Verwandtschaftslinien ist aber das im Zwölftafelgesetz noch erhaltene Erbrecht der Sippe hinfällig geworden: hier ist mit

der Vollendung der politischen Verfassung der Staat an die Stelle der Sippe getreten, eine Stellung, die er sich bis heute bewahrt hat.

Ein letzter wichtiger Schritt, der den vollständigen Übergang des Privateigentums in die Herrschaft des Besitzers auf dem Gebiet der Erbfolge zum Ausdruck bringt, ist endlich die bei den Griechen in der Solonischen Gesetzgebung zunächst ergänzungsweise, dann ebenso bei den Römern sehr fruhe schon eingetretene Ausbildung des testamentarischen Verfügungsrechts, welches sich nach vollendeter Entwicklung des Eigentumsbegriffs im römischen Recht umgekehrt zur normalen Erbfolgeordnung erhob, gegenüber der nun das Intestaterbrecht nur als Aushilfe oder, wie man es später ausdrückte, als die Interpretation des nicht ausgesprochenen Willens des Erblassers trat. Damit ist die dem Begriff des Eigentums beigelegte Bedeutung der absoluten Herrschaft über die Sache zur Vollendung gebracht: das unbeschränkte testamentarische Erbrecht setzt diese Verfügung noch über die Zeit des Lebens des Eigentumers fort. Sein Wille soll, auch wenn er selbst nicht mehr ist, indirekt, durch den von ihm eingesetzten Erben, über sein Eigentum verfügen.

Mit diesem letzten Schritt ist der Begriff des Privateigentums auf einer Stufe angelangt, über die hinaus eine weitere Entwicklung in gleicher Richtung nicht mehr möglich erscheint. In zwei Momenten findet dieser abschließende Charakter des Begriffs vor allem seinen Ausdruck: in der strengen Anwendung des privaten Eigentumsbegriffs auf alle Arten von Eigentum, auch auf dasjenige, welches öffentlichen Zwecken dient, und sodann in der weitgehenden Geltendmachung des Herrschaftsbegriffs. Dennoch enthält das römische wie das heutige Erbrecht immer noch Bestandteile, die eigentlich in eine frühere Entwicklungsperiode zurückreichen. Ragt in der Stellung der außer der Ehe geborenen Kinder wahrscheinlich noch ein Stück mutterrechtlicher Überlebnisse in das moderne Recht, so erinnert der weite Kreis der erbberechtigten Verwandten in dem Umfang, in dem er eine Verbindung des Erblassers mit weit entfernten Seitenverwandten annimmt, mehr an die altdeutsche Sippe oder die römische Gesamtfamilie oder selbst an den Klan ältester Zeit als an ein Verhältnis, das in der modernen Gesellschaft noch

eine reale Bedeutung beanspruchen kann. Sind solche Bestandteile der Rechtsordnung eigentlich nur verständlich, wenn wir sie als die Trümmer einer untergegangenen Gesellschaft betrachten, die in unsere heutige hineinreichen, so ist aber diese nicht minder jener Anschauung innerlich entfremdet, welche im Sinne des römischen Testierrechts den Willen des Verstorbenen gewissermaßen zu einem fortdauernden Bestandteil der Vermögensordnung unter den Lebenden macht. Das Recht gehört für den heutigen Menschen so gut wie die Moral zur Sinnenwelt. Wie der Mensch nur in dieser Sinnenwelt sittlich handeln kann, so kann er auch nur, solange er ihr angehört, Rechte ausüben.

Ergeben sich in allen diesen Beziehungen Änderungen der Eigentumsordnung, so ist dagegen aus eben diesem Grunde eine andere Prognose, die man heute zuweilen der künftigen Entwicklung des Eigentums zu stellen pflegt, kaum wahrscheinlich: das ist die Voraussage, daß sich das Privateigentum irgend einmal wieder ganz in Gesamteigentum zurückverwandeln werde. Daß dies geschehe, ist angesichts der Tatsachen der Gesellschaftsgeschichte im ganzen ebensowenig anzunehmen, wie das andere, daß die Menschheit je wieder zur Stammesverfassung oder zum Mutterrecht zurückkehren werde. Wo ein neues Leben auf den Trümmern der Vergangenheit emporsproßt, da ist es ein neues, nicht eine bloße Wiederholung des alten. Wenn alle Entwicklung des Besitzes darin bestanden hat, das ursprüngliche Gesamteigentum in Privateigentum überzuführen, derart, daß selbst dasjenige, das seiner Zweckbedeutung nach Gesamteigentum geblieben ist, doch den nämlichen Gesetzen wie die private Eigentumsordnung unterworfen wurde, so wird irgendeiner dieser Schritte schwerlich jemals wieder rückwärts getan werden. Der Mensch, der sich einmal aus dem ursprünglichen Stammesverband heraus zu einer selbstbewußten Persönlichkeit mit eigenem Wollen, eigenen Anlagen und eigenen Zwecken entwickelt hat, wird zu jenem nie wieder zurückkehren. Zu ihm gehört aber das Gesamteigentum mit allen mit ihm verwachsenen sonstigen Bestandteilen der Stammesorganisation wie das Äußere zum Inneren.

Indessen, damit, daß die Eigentumsordnung niemals rückwärts

geht, ist keineswegs gesagt, daß sie stille stehen werde. Das würde nicht minder gegen den Geist der Geschichte sein. In der Tat sind die Spuren dieser fortschreitenden Metamorphose deutlich genug in der heutigen Rechtsordnung zu erkennen. Die alte Definition der römischen Juristen, das Eigentum sei die unumschränkte Herrschaft über eine Sache, ist längst hinfällig geworden. Ein unumschränktes Eigentumsrecht gibt es nicht mehr und hat es eigentlich niemals gegeben. Nicht nur gibt es keine unbedingte Ausübung dieses Rechts, sondern das Gesetz kann auch dieselbe in besonderen Fällen untersagen, wo dies im Interesse der Gesamtheit zweckmäßig scheint, abgesehen davon, daß nirgends durch die Ausübung von Eigentumsrechten die Rechte Dritter beeinträchtigt werden dürfen. Ja selbst da, wo schon die Existenz eines Eigentumsrechtes dem Interesse der Gesamtheit zuwiderläuft, hat widerspruchslos das private Recht dem öffentlichen der Enteignung zu weichen. Damit wird das Eigentumsrecht augenscheinlich in wachsendem Maße Einschränkungen unterworfen, die dem ursprünglich durch das römische Recht zu seiner schärfsten Ausbildung gebrachten Eigentumsbegriff fremd ist. Die neue Ordnung, die die staatlich geeinte Gesellschaft zu beherrschen beginnt, besteht darin, daß jedes Eigentum ein bedingtes, nicht, wie der starre römische Eigentumsbegriff lautet, ein unbedingtes Recht über die Sache ist. Wie eng oder wie weit aber das Maß der Bedingungen hier anzunehmen sei, das ist eine Sache der Rechtsentwicklung. Wenn in den heutigen Rechtsordnungen diese soziale Bedingtheit alles Sondereigentums vorzugsweise erst nach ihrer negativen Seite zum Ausdruck gelangt ist, indem das Gesetz sich bemüht, Nutzungen des Eigentums abzuwehren, die dem öffentlichen Interesse zuwiderlaufen, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß dereinst vor allem die positive Seite der durch das Eigentum auferlegten Pflicht in das Rechtsbewußtsein Aufnahme finden werde. Damit wird aber das Eigentum selbst nicht bloß mehr dem Gesichtspunkt der individuellen, sondern zugleich dem der Gemeinschaftszwecke in wachsendem Maße dienstbar gemacht.

Hiermit ist die dritte der Stufen erreicht, die das Eigentum bis dahin in seiner Entwicklung durchlaufen hat. Auf der ersten,

die den Ausgangspunkt für die beiden folgenden bildet, steht der gemeinsame Stammesbesitz gleichzeitig noch im Zauberschutz der Ackerdämonen und Kultgotter und der Stammesgenossen selbst, die für diesen Besitz eintreten. Auf der zweiten, der des Priesterkönigtums, wird der Herrscher als der Vertreter der Gottheit zum persönlichen Eigentümer des gesamten Besitzes, von dem die einzelnen ihren Anteil als erbliches Lehen oder auch nur für ihre Lebenszeit empfangen. Endlich auf der dritten Stufe, der der bürgerlichen Verfassung, wird der Gesamtbesitz zum virtuellen Gemeineigentum, dessen Teile unter dem Rechtsschutz des Staates den einzelnen oder ihren Wirtschaftsverbänden so lange zu Nutzung und freiem Verkehr überlassen bleiben, als nicht das übergeordnete Interesse der Gemeinschaft den Staat veranlaßt, sein älteres Recht der Verfügung geltend zu machen. Die Beschränkung, die in dieser Bedingtheit der individuellen Eigentumsrechte liegt, wird durch den Schutz aufgewogen, welchen die Rechtsordnung als solche diesen Rechten gewährt, und unter dem auch die Bedingungen stehen, die jene durch höhere Rücksichten gebotene Aufhebung bestimmen. Auch auf dieser Stufe sind die religiösen Motive, die diese ganze Entwicklung begleiten, nicht geschwunden. Aber es ist nicht mehr der Zauber schützender Dämonen, nicht mehr ein in dem Herrscher verkörperter göttlicher Wille, sondern die Heiligkeit der Rechtsordnung selbst, die nun der äußeren Gewalt des Staates an die Seite tritt. So hat sich hier eine fortschreitende Verinnerlichung der religiösen Motive vollzogen: von den dienstbaren Schutzgeistern, den Objektivierungen der eigenen Triebe, sind diese Motive zuerst auf die der Gemeinschaft hilfreiche, ihren Willen durch die Persönlichkeit des Herrschers kundgebende Gottheit und zuletzt auf das religiöse Bewußtsein übergegangen, dessen Träger schließlich auch hier die einzelne Persönlichkeit ist, nur daß diese nunmehr in sich selber die Antriebe vorfindet, die ihren Willen an den der Gemeinschaft binden. Desgleichen werden die magischen Handlungen zu Symbolen, die fortan als die Ausdrucksformen der inneren Regungen, besonders in ihren bei wichtigeren Gelegenheiten festgehaltenen feierlichen Gestaltungen, diese verstärken und so den Zwang der äußeren Rechtsordnung wirksamer machen.

4. Eigentumswechsel und Wirtschaftsverkehr.

a Der Tausch und die Theorie der drei Wirtschaftsformen.

Zu dem Begriff des Eigentums gehört der des wirtschaftlichen Gutes als ein den Wert des Eigentums kennzeichnendes Attribut. Der Besitz als solcher, vor seiner Umwandlung in Eigentum, kann auf dieses Attribut nur insofern Anspruch erheben, als er die Möglichkeit mit sich führt, Eigentum zu erwerben oder selbst Eigentum zu werden. Wirtschaftliche Güter entstehen daher überhaupt erst mit dem Gemeineigentum an Grund und Boden, da mit diesem jener Rechtsschutz beginnt, der sich von hier aus auch auf alle sonstigen Formen des Besitzes ausdehnt. Das äußere Merkmal eines solchen Gutes besteht aber darin, daß es unter dem gleichen Rechtsschutz, den das Eigentum selbst genießt, seinen Eigentümer wechseln und dadurch zum Objekt eines Güterverkehrs werden kann. Indem in diesem Verkehr verschiedene Eigentumsobjekte in Austausch miteinander treten, bildet sich dann innerhalb beschränkterer oder weiterer Verkehrsgebiete eine Wertskala der Güter aus, nach der sich namentlich die in allgemeinerem Verkehr stehenden Güter ordnen. Solcher Wertskalen gibt es anfänglich mehrere, deren jede sich auf einen bestimmten im Verkehr vorkommenden Gegenstand bezieht. Je mehr sich diese Ordnung allmählich der Reduktion auf eine einzige Klasse von Wertobjekten nähert, um so mehr werden dann diese zu konventionellen Hilfsmitteln, deren eigener Wert nur ein mittelbarer, als solcher aber ein um so höherer ist, weil ihnen die Eigenschaft zukommt, alle wirklichen Verkehrsgüter gegen diese allgemein anerkannten Tauschmittel einwechseln zu können. Die Sprache hat diese Umwandlung eines oder einiger der verbreiteten Tauschobjekte in Tauschmittel als den entscheidenden Punkt dieser Entwicklung in dem Namen des Geldes für die bevorzugten Tauschmittel festgehalten. Auf den verwickelteren Stufen des Güterverkehrs wird aber dieser Punkt überschritten, indem an die Stelle des Geldes für kleinere Werte die an sich minderwertige Scheidemünze, für höhere der Kreditschein getreten ist, die beide ihren Tauschwert erst dadurch gewinnen, daß ihnen ein durch die Verkehrsgemeinschaft

anerkanntes Verhältnis zu dem gleichzeitig einen realen Eigenwert repräsentierenden Tauschmittel, dem eigentlichen Gelde, zugesichert wird.

Hiernach pflegt man drei Stadien des wirtschaftlichen Güterverkehrs zu unterscheiden: den Tauschverkehr, den Geldverkehr und den Kreditverkehr. Dabei wird dann der Tausch als die natürliche und daher ursprüngliche Form des Verkehrs angesehen: A gibt dem B, B dem A ab, was er im Überflusse, der andere aber nicht besitzt, damit auf diese Weise beide wechselseitig ihre Bedürfnisse befriedigen. Diesem Tauschverkehr sollen sich aber allmählich Hindernisse entgegenstellen: A besitzt vielleicht, was B nötig hat, dieser aber nicht, was A bedarf, während einem C dies im Überfluß zur Verfügung steht. Indem derartige Fälle sich haufen, einigt man sich daher, eines der verbreiteteren Tauschobjekte als allgemeines Tauschmittel zu gebrauchen, und endlich schiebt ein bestimmter Beruf, der des Kaufmanns, sich ein, der diesen allmählich durch ungezählte Hande laufenden Verkehr besorgt.

Doch so anschaulich und logisch bindend diese Schilderung scheinen mag, so trifft sie schon in ihrem Ausgangspunkt höchstens in Ausnahmefällen zu, aber in der Regel liegt gerade der Tausch außerhalb dieser Entwicklung. Eine Art primitiven Handelsverkehrs durch Tausch kommt bei jenem »stillen Tauschhandel« wilder Stämme mit hoher zivilisierten vor, bei dem z. B. der Waldindianer an einem bestimmten Platze für den amerikanischen Pelzhändler, mit dem er in Verkehr steht, Tierfelle niederlegt und an der gleichen Stelle am nächsten Tage die dafür gewünschten Flinten in Empfang nimmt¹⁾, oder bei dem der Wedda auf Ceylon seine Jagdbeute am Rand seines Jagdgebiets deponiert und daneben die aus dem Blatt eines Baumes geschnittene Nachbildung einer Pfeilspitze, um am nächsten Morgen die von dem benachbarten Singhalesischen Schmied gefertigte als Gegengabe vorzufinden. Daß der Schmied jener Aufforderung zum Tausch nachkommt, dafür sorgt in diesem Fall der aus dem Busch gezielte Pfeil, dessen der

¹⁾ Vgl. ein solches Handelsangebot in Bilderschrift nach der Mitteilung des Prinzen Wied (Reise in das innere Nordamerika, II, Beilage B) oben Bd. I, S. 251.

Singhalese sicher sein kann, wenn er der stillen Aufforderung nicht folgt¹⁾. Ein solcher Tausch nach gegenseitiger freiwilliger oder erzwungener Übereinkunft kann nun auch weit über diese frühen Kulturstufen hinaus in voller Offenheit stattfinden. Er bildet aber vielmehr eine Nebenerscheinung der andern Formen des Güterverkehrs als eine ursprüngliche Form des Kaufs und Verkaufs überhaupt; und mag er auch gelegentlich einem wirklichen Handel Platz machen, so gibt es doch neben ihm andere Erscheinungen des Güterverkehrs, für die dies nicht minder zutrifft: so der Raub und namentlich die Schenkung, wobei der erstere durch die Wiedererstattung des geraubten Gutes, die letztere durch das Gegengeschenk in ein Handelsgeschäft übergehen kann, sobald sich die Sitte irgendwie dieser Vergeltungsformen bemächtigt.

Hiernach steht jenes dreiteilige Schema des Tausch-, Geld- und Kreditverkehrs in doppelter Beziehung im Widerspruch mit der Wirklichkeit: erstens erhebt es einen einzigen Ausgangspunkt des Güterverkehrs und noch dazu denjenigen, der, wie wir unten sehen werden, tatsächlich von relativ geringer Bedeutung und Verbreitung ist, zum ausschließlichen; und zweitens bilden die in der obigen Einteilung unterschiedenen drei Formen der Wirtschaft nicht nur dann eine Sukzession, wenn unter gewissen hinzutretenden Bedingungen ein Tausch- in Geld- und weiterhin dieser teilweise in Kreditverkehr übergehen kann. Vielmehr bleiben diese drei Stufen, sobald die letzte erreicht ist, fortan nebeneinander bestehen: neben dem Geld gibt es und wird voraussichtlich allezeit einen direkten Tausch der Wertobjekte geben, und anderseits besteht neben dem Kredit stets ein Geldverkehr. Wurde doch jener ohne diesen nur unter Bedingungen denkbar sein, die ihn gerade da unmöglich machen, wo er seine größten Dienste leistet, nämlich im Weltverkehr. Denn man mußte dann die ganze Welt zu einer Handelsgemeinschaft vereinigt denken, was eine totale Umwälzung nicht nur des wirtschaftlichen Lebens, sondern der menschlichen Kultur, der nationalen und kulturellen Unterschiede voraussetzt. Wie eine solche letzte Konsequenz der Dreistadientheorie, so beruht aber diese selbst auf einer logischen Konstruktion, die statt der den

¹⁾ P. und F. Sarasin, Die Weddas, S. 556.

Menschen wirklich beherrschenden Mannigfaltigkeit der Motive ein einziges annimmt, das in der unter den jeweiligen Bedingungen der Kultur nützlichsten Methode bestehen soll, nach der jeder Einzelne seine wirtschaftlichen Bedürfnisse befriedigen kann. Wie dieses Grundmotiv ausschließlich aus dem Begriff der Bedürfnisbefriedigung abgeleitet ist, so sollen dann weiterhin die Hilfsmittel, die auf diesen Zweck gerichtet sind, zunächst das Geld und dann der Kredit, Erfindungen sein, die nacheinander aus der Reflexion über die zweckmäßigsten Mittel dieser Befriedigung hervorgegangen seien. Daß man auf diese Weise eine logische Theorie der Begriffe Geld und Kredit gewinnen kann, soll nicht bestritten werden. In der Tat bedient man sich aber dabei derselben Abstraktion eines nur von wirtschaftlich-egoistischen Interessen geleiteten freien Menschen, auf der sich die Theorien der abstrakten Nationalökonomie aufbauen. Kann nun auch diesen ein theoretischer Nutzen nicht abgesprochen werden, so steht es doch anders, wenn, wie es in der Regel geschieht, jene Ableitung des Güterverkehrs aus dem Tausch die wirkliche Entwicklung erklären soll. Denn dabei handelt es sich nicht um eine logische, sondern um eine tatsächliche, wesentlich psychologische Frage, zunächst nämlich um die Frage: welches sind überhaupt die Bedingungen, unter denen, je nach der Sitte der Zeit und Kultur, wirtschaftliche Güter ihren Besitzer oder Eigentümer wechseln können?

b. Der Raub als Verkehrssitte.

Hier zeigt sich nun, daß es unter allen tatsächlich vorkommenden Formen des Besitzwechsels nur eine gibt, die allezeit durch die Sitte verpönt und gegen die, wo eine Rechtsordnung besteht, die Gesellschaft geschützt ist: das ist die heimliche Aneignung fremden Eigentums. Von der offenen, gewaltsamen Aneignung gilt das keineswegs unbeschränkt. Vielmehr stehen in der Auffassung der verschiedenen Kulturzeitalter Raub und Diebstahl in einem bemerkenswerten Wechselverhältnis. Der Raubritter des germanischen Mittelalters würde den Diebstahl als eine entehrende Handlung zurückgewiesen haben. Sich fremden Besitz gewaltsam anzueignen, wenn er es im offenen Kampf tat, galt ihm nicht als entehrend,

weil es immerhin in die durch die Sitte und zum Teil sogar das Recht geheiligte Entscheidung durch den Zweikampf und das Gottesgericht hinüberreichte. Abgesehen von der durch solche Assoziationen bewirkten gemilderten Auffassung des Raubes hat dieser in zwei andern, ausdrücklich durch die Sitte oder selbst durch das Recht sanktionierten Formen sein Dasein gefristet, um dann allmählich in eine der auf Wechselseitigkeit beruhenden Verkehrsformen überzugehen. Der eine dieser Fälle ist der Frauenraub. Er ist um so mehr unter die normalen, vielleicht sogar allgemeingültigen Verkehrsformen zu rechnen, als seine Ablosung zu den verschiedensten andern Arten des Guterverkehrs geführt hat, während zugleich durchweg Scheinkämpfe um die Braut als Verlobungs- oder Ehebräuche erhalten geblieben sind. So erscheinen als Formen, die der Raubehe wohl noch am nächsten stehen, bei zahlreichen primitiveren Völkern eine Tausch- und eine Geschenkehe. Zur ersteren gehört als ihr einfachster Fall der gewöhnlich zur »Gruppenehe« gezählte, wo mehrere Brüder ihre Schwestern tauschen. Eine eigenartige Form der Geschenkehe ist ferner die australische »Pirrauruehe«, bei der eine Frau mit Einwilligung ihres Hauptgatten unter dem Einfluß des Frauenmangels zur Nebenfrau eines zweiten Mannes wird. Wahrscheinlich bildete aber noch in einer weiteren Form die Schenkung der Frau eine verbreitete Vorstufe der Kaufehe. So schenkte bei den Germanen der Vormund die Braut dem Bräutigam; doch hatte dies weder die Zustimmung der Braut noch auch unbedingt ein Gegengeschenk zur Voraussetzung, sondern das letztere scheint vielmehr einen Schutz gegen die spätere Lösung der Ehe bedeutet zu haben — beides Eigenschaften, die diese Ehe als Geschenkehe kennzeichnen, aber allerdings auch den Übergang zur Kaufehe nahelegen¹⁾. Eine zweite Form, in welcher der Raub sich lange Zeit seine Stellung als berechtigte Aneignung bewahrt hat, ist die Kriegsbeute. Nach altem Kriegerrecht ist das eroberte Land Eigentum des Eroberers, und folgeweise gehört ihm alles, was dieses Land an Gütern birgt: er kann seine Bewohner als Sklaven mit sich führen oder als Gefangene in sein eigenes Land

¹⁾ K. von Amira, *Recht in Pauls Grundriß der germanischen Philologie*, Bd. 3², S. 161.

verpflanzen. Nach Aufhebung der Sklaverei ist die gewaltsame Hinwegschleppung der Bewohner eines Landes zwar als Barbarei verpönt, und die zur Erhaltung eines Heeres in feindlichem Lande notwendigen Lebensbedürfnisse pflegen von diesem, sofern es einer gesitteten Nation angehört, bezahlt zu werden; aber wo die einheimische Bevölkerung geflohen ist, gestattet selbst das moderne Völkerrecht dem erobernden Heere, was es zu seinem Lebensunterhalt dringend bedarf, Obdach und Nahrung, sich anzueignen.

c. Die Schenkung.

Ungleich tiefer in den wirtschaftlichen Güterverkehr als der größtenteils verschwundene Raub greift die Schenkung sowohl als selbständige Form wie als Ausgangspunkt für Tausch und Kauf ein. Für die ursprünglichen Motive der Schenkung wie für die in ihr bereits vorgebildeten Antriebe des Übergangs zu diesen andern Erscheinungen bietet besonders ihr Vorkommen in solchen Fällen, wo Tausch und Kauf infolge der eigentümlichen Bedingungen der wirtschaftlichen Kultur verhältnismäßig zurücktreten, ein hohes psychologisches Interesse. Neben den beiden Motiven, die innerhalb der uns näher liegenden Kulturen das Geschenk besitzen kann, der Unterstützung des Bedürftigen und der Äußerung einer wohlwollenden Gesinnung gegenüber dem Beschenkten, kommen hier noch eigenartige Motive zur Geltung, die offenbar für die weitere Entwicklung des Güterverkehrs bedeutsam sind. Namentlich gewisse Zustände einer Halbkultur, bei denen infolge eigenartiger geographischer und sozialer Bedingungen die gewöhnlichen Motive des wirtschaftlichen Verkehrs fast gar keine Rolle spielen, können solche Verhältnisse erzeugen. Interessante Beispiele bieten hier die Indianer der Nordwestküste Amerikas, bei denen das Meer durch seinen Reichtum an Fischen zusammen mit dem durch die Frauen besorgten Sammeln von Früchten im Sommer jeder Familie einen für das Jahr ausreichenden Lebensunterhalt liefert, während hohe Gebirge diese Gebiete von dem übrigen Festland trennen. So hat sich hier ein Zustand entwickelt, der wirtschaftlich der Stufe des Fischers, Jägers und Sammlers entspricht, da ihn die Natur mit allem Notwendigen versorgt, der aber gleichwohl daneben

durch vereinzelte, wahrscheinlich von außen eingewanderte technische Hilfsmittel und soziale Einrichtungen eine Halbkultur hervorbrachte. Sie ist zwar im ganzen noch auf der Stufe der Stammesverfassung mit Resten totemistischer Sitten stehen geblieben, reicht zugleich aber in dem Bau von Langhäusern und stadtähnlichen Niederlassungen für Sippengemeinschaften, sowie in der Bildung großer Kultverbände und endlich in einer ausgebildeten Ahnenverehrung bereits an politische Verfassungen heran. Ein ausgeprägtes Bild eines solchen wirtschaftlich nahezu am tiefsten und gleichzeitig doch, den nationalökonomischen Vorurteilen zum trotz, sozial relativ hochstehenden Zustandes bieten besonders die ungefähr in der Mitte dieser weit hingestreckten Zone wohnenden, von F. Boas näher erforschten Kwakiutl¹⁾. Einen wirtschaftlichen Handelsverkehr gibt es bei ihnen, wenn man von geringen Spuren eines Außenhandels absieht, überhaupt nicht; selbst der Kauf der Frauen, der übrigens meist nicht zu einer lebenslangen Ehe führt, enthüllt sich bei näherem Zusehen nicht als eine eigentliche Kaufehe. Denn er besteht in dem Geschenk einer bestimmten Anzahl von Tüchern beim Eingehen der Ehe an den Schwiegervater, das dann von diesem bei der Geburt eines jeden Kindes wieder durch ein Gegengeschenk von Tüchern, an deren Stelle auch gewisse soziale Privilegien treten können, erwidert wird. Das ist offenbar kein eigentlicher Kauf, sondern eine Zwischenform zwischen Geschenk und nachträglicher Ausstattung der Frau mit einem Heiratsgut zugunsten des Kindes. Von der Geschenkehe der Germanen unterscheidet sich diese dadurch, daß dieses Gegengeschenk zugleich den Charakter einer Ablosung der Eheverpflichtung hat, daher diese Ehe außerdem Motive der Vertrags- und der Kaufehe in sich vereinigt. Übrigens machen es diese Beziehungen wahrscheinlich, daß auch diese eigenartige Zwischenform aus der Ablosung einer primitiveren in dem früher erörterten Sinn »friedlichen« Raubehe hervorgegangen ist (Bd. 7, S. 349). Unter den Bedingungen dieser wirtschaftlich relativ bedürfnislosen Kultur, in der aber die Sitte des Schenkens alle Verhältnisse beherrscht, bieten eben der Er-

¹) F. Boas, The Social Organisation of the Kwakiutl Indians, Rep. of the Smithsonian Institution, 1897, p. 315ff.

werb der Frau und die Geburt der Kinder, die bei diesen wie bei allen der Ahnenverehrung ergebenden Volkern hoch geschätzt werden, wichtige Anlässe zur Betätigung der Geschenksitte. Dies zeigt sich denn auch daran, daß außerdem bei allen Feierlichkeiten, die der Kultus an das Heranwachsen des Kindes knüpft, Geschenke an die Sippengenossen oder an die Mitglieder der geheimen Gesellschaften bei ihrer Aufnahme sowie bei Erlangung eines ihrer höheren Grade gespendet werden. Nicht minder wird der Eintritt in gewisse Lebensalter, besonders aber die »Männerweihe«, durch Geschenke gefeiert, die der Jungling an die Sippe zu entrichten hat. Die mit einer solchen Feier verbundene Annahme eines neuen Namens hat dann dem Namen selbst eine Art Kaufwert verliehen, so daß jemand gegen eine Anzahl von Tüchern an einen andern seinen Namen für eine bestimmte Zeit, während deren er selbst ihn nicht gebrauchen darf, verpfänden kann. Wie diese Sitte sichtlich mit der auch sonst weit verbreiteten Vorstellung einer festen Verbindung des Namens mit seinem Trager in enger Beziehung steht, so macht sie nun auch eine weitere Übertragung verständlich, die auf die ursprüngliche Entstehung dieser Kaufsitten Licht wirft, deren Objekte rein imaginäre oder, vom Standpunkt der in Kaufverkehr Tretenden gesprochen, magische, nicht materielle Güter sind. Wie jemand seinen Namen um seines magischen Wertes willen verpfänden kann, so muß das Recht auf einen bestimmten Kulttanz und den zu diesem gehörigen Gesang von dem Novizen der geheimen Gesellschaft, der dieser Tanz gehört, durch Prüfungen erworben werden, die wieder mit der Schenkung von Tüchern verbunden sind. Daneben muß aber dieses Recht von den Ahnen, zunächst von dem Großvater des Novizen vererbt sein. Von dem heiligsten dieser Tänze endlich berichtet die Tradition, er sei dereinst von den Ahnen der Kwakiutl im Kriege durch die Vernichtung seiner ursprünglichen Besitzer erworben worden, und anthropophagische Zeremonien, von denen früher die Einweihung der Novizen begleitet war, machen es wahrscheinlich, daß die magischen Zeremonien dieser Aneignung die ursprünglichen waren, und daß das begleitende Geschenk, durch das die Zeremonie zum Teil den Charakter des Kaufes annahm, erst unter dem Einfluß

der bei diesen Stämmen über alle Formen des Lebens sich ausbreitenden Schenksitten hinzugekommen ist. Dies findet denn auch darin seine Bestätigung, daß diese nicht bloß alle wichtigeren Erlebnisse begleiten, sondern daß sie vornehmlich auch für sich allein, also nur um ihrer selbst willen, rein aus den ihnen eigenen Motiven geübt werden. Diese Motive offenbaren sich aber gerade bei diesen ungemischt wuchernden Schenksitten besonders deutlich. Als das ursprüngliche mag man immerhin das Wohlwollen gegenüber dem Beschenkten gelten lassen. Doch ein zweites, das sichtlich das Übergewicht erlangt hat, ist die Erwartung des Gegengeschenks, das ebenfalls durch die Sitte derart streng geregelt ist, daß es stets das Geschenk selbst, und zwar meistens beträchtlich übertreffen muß. Ein Geschenk abzulehnen ist durch die Sitte verpönt; ebenso darf aber der Schenker erwarten, daß ihm der Beschenkte nach einiger Zeit einen Überschuß über die von ihm gespendeten Tücher zurückgibt. Wie in den vorigen Beispielen der Erwerbung magischer Werte die Schenkung in den Kauf, so artet sie hier in einen Zinswucher aus, der zunächst aus wirklichen Fällen des Mangels entstanden sein mag, dann aber unter dem Schutz der Schenksitte zu einer Plage der ehrlichen Leute geworden ist. Daneben fehlt noch ein drittes Motiv nicht: das der Prahlerei mit dem reichen Besitz, das um so mehr ins Gewicht fällt, je größeren Einfluß der Reichtum auf die soziale Stellung ausübt. Dieses dritte Motiv tritt hier in einer merkwürdig unverhüllten Form in dem Wettstreit zutage, in den Begüterte dadurch miteinander geraten, daß sie einen Teil ihres Besitzes vernichten oder entwerten. Dabei spielt namentlich eine Art von Metallgeld eine Rolle, die in Gestalt von Kupferplatten in Umlauf ist und gegenüber den Tüchern, welche als die eigentlichen und mindestens zum Teil zur Kleidung verwertbaren Güter zirkulieren, bloß als Tauschmittel für größere Werte dienen, da eine Kupferplatte einer größeren Zahl von Tüchern äquivalent ist. Wie beim Wettstreit des Schenkens die Tücher, so steht nun bei dem der Güterzerstörung das Zerschlagen der Kupferplatten im Vordergrund bei diesem seltsamen Kampfspiel.

Es mag sein, daß die Motive des Wettbewerbs um soziale Geltung, wie sie uns hier infolge der geringen Bedeutung wirtschaft-

licher Bedürfnisse fast, wie man sagen könnte, in »Reinkultur« begegnen, anderwärts nirgends wieder in gleicher Ausprägung vorkommen; aber daß sie unter den mannigfachen Antrieben des Guterverkehrs mitwirken, ist besonders da überall erkennbar, wo die entwickelteren Verkehrsformen die Spuren ihres Ursprungs aus dem Geschenk noch an sich tragen. Dabei zeigt sich zugleich, daß fast durchweg nicht der einfache Tausch, sondern die Geschenk- sitte den Ausgangspunkt aller irgendwie verwickelteren, teils direkt zum Kauf und Verkauf, teils zu deren mannigfachen Nebenformen, dem Lohn, dem Gehalt, dem Zoll, der Steuer usw. bildet. So tragen die Gaben, die der Negerhäuptling dem sein Gebiet besuchenden Reisenden bietet, oder gegen die er den Durchzug durch dasselbe gestattet, offiziell noch heute den Namen von Gastgeschenken an sich, aber wehe dem, der diese Geschenke nicht durch reichere Gegengeschenke erwidert! Auch geht nicht selten diesem Geschenkwechsel eine längere Unterhandlung voraus, die tatsächlich diese Sitte zu einem reinen Handelsgeschäft stempelt, bei dem jeder den andern zu unterbieten sucht. Wird die Sitte der Gastlichkeit, wie bei Griechen und Germanen, zu einer religiösen Pflicht, so bewahrt die Bewirtung des einkehrenden Fremdlings noch lange Zeit den Charakter eines freien Geschenks, das von jenem, wo er vermag, beim Verlassen des gastlichen Hauses mit einem Gegengeschenk erwidert wird, ein Verhältnis, das bei der Entstehung des Gasthauses ebenfalls einem Kaufgeschäft zwischen Wirt und Gast den Platz räumt. Wo sich bei Halbkulturvölkern die Häuptlingschaft zu einem fürstlichen Hofhalt erhoben hat, da pflegen die Untertanen eine Steuer zunächst in der Form eines Geschenkes zu entrichten, das sich allmählich aus einem freiwilligen zu einem mehr oder weniger erzwungenen steigert. Selbst in solchen Fällen, in denen das Verhältnis äußerlich von dem heutigen kaum verschieden zu sein scheint, empfand eine ältere Zeit doch die Verwandtschaft mit dem Geschenk noch lebhaft genug, um diesen Ausdruck darauf anzuwenden. So empfing der Vasall von dem Feudalherrn sein Lehen als Geschenk, obgleich der Abschließung des Lehensvertrags Abmachungen über die wechselseitigen Leistungen und Gegenleistungen vorangingen. Die Beamten der alten orientalischen Reiche empfingen Gehalte so

gut wie die unsern, aber sie galten als Geschenke der Könige. Der wandernde Sanger, der in alten Zeiten die Helden beim Mahle mit seinen Liedern erfreute, erhielt beim Abschied ein Gastgeschenk. Wenn Wörter wie Gehalt, Honorar statt des niedriger gewerteten Lohnes, der dem Sinn des Kaufs einer Leistung näher steht, gebraucht zu werden pflegen, so ist das kein sachlicher Unterschied. Dagegen sind das wirkliche Gastgeschenk sowie das Geschenk des Untertanen an den Fürsten oder dieses an seine Beamten, sie mögen durch die Sitte noch so sehr beeinflußt werden, an sich ursprünglich freie Gaben. Dieses Motiv der Freiheit ist es, was in den Augen der Griechen den älteren Rhapsoden über den Sophisten erhob, der seinen Unterricht gegen vorausbedungenen Lohn erteilte, und was noch spätere Zeiten für geistige Leistungen wohl Ehrengeschenke, nicht aber ihren Betrieb als Handelsgeschäft als zulässig anerkennen ließ. Erst die Ausdehnung des Begriffs des wirtschaftlichen Gutes auf alle, auch die geistigen Güter, insofern diese zugleich zu den Lebensbedürfnissen gehören und daher für den wirtschaftlichen Verkehr mitbestimmend werden, hat diese Schranken beseitigt, von denen in den erwähnten Ausnahmebezeichnungen nur noch Spuren in die Gegenwart hereinreichen. In Wirklichkeit gibt es aber für das moderne Bewußtsein kein Gut mehr, das nicht unter geeigneten Bedingungen zugleich ein wirtschaftliches Gut sein könnte, aber auch kein spezifisch wirtschaftliches Gut, das nicht durch sein Eingreifen in den großen Zweckzusammenhang der menschlichen Kultur außerdem einen geistigen und sittlichen Wert besäße. Im selben Maße, als sich dieser Wandel der Werte vollzogen hat, ist dann aber durch den dieser Entwicklung immanenten Motivwandel das Geschenk aus seiner ursprünglich alle Lebensverhältnisse durchdringenden Stellung auf jenen Verkehr von Person zu Person zurückgedrängt worden, der nunmehr selbst im wesentlichen außerhalb des wirtschaftlichen Verkehrs steht, dessen mächtigster Faktor er dereinst gewesen ist. Immerhin reichen Erinnerungen an diese Vergangenheit in geselligen Ausdrucksformen und zuweilen selbst in tatsächlich geübten Sitten bis in die Gegenwart der Kulturvölker. So erheischt es in Spanien die Höflichkeit, daß der Gastfreund einen Gegenstand seines Besitzes, den sein Gast

bewundert, diesem zum Geschenk anbietet, worauf dann freilich die Sitte nicht minder fordert, dieses Angebot abzulehnen. Bei den ostasiatischen Nationen, vornehmlich in Japan, bewegt sich noch heute der gesellschaftliche Verkehr zu einem wichtigen Teil in dem Austausch von Geschenken und Gegengeschenken, und zuverlässige Kenner des japanischen Lebens versichern, daß der Japaner, der einem Freund oder Vorgesetzten ein Geschenk übersendet, dabei auf ein reicheres Gegengeschenk rechne, so daß hier sogar jenes Motiv des Gewinns, das den Geschenkverkehr der Kwakiutl beseelt, nicht ganz erloschen zu sein scheint.

d. Der Handelsverkehr.

Tausch und Schenkung bilden die beiden wahrscheinlich bis in die frühesten Zeiten menschlicher Gesittung zurückreichenden Verkehrsformen, aus denen der gesamte weitere Güterverkehr hervorgeht, und als deren letztes Erzeugnis die Form entspringt, die wir mit dem Namen »Handelsverkehr« bezeichnen. Von jenen beiden Urformen ist aber nicht der Tausch, sondern die Schenkung die weitaus wichtigere. Denn auf sie führen nicht bloß die meisten Erscheinungen des Güterverkehrs in zahlreichen noch in späten Zeiten erhalten gebliebenen Überlebnissen zurück, sondern sie beherrscht auch noch in der Gesellschaft der Kulturvölker ein ungleich weiteres Lebensgebiet als der Tausch, der im wesentlichen zu einer seltenen Ausnahmeerscheinung geworden ist. Auch ist dieser nicht, wie man wohl geglaubt hat, die allgemeinere Verkehrsform, der die Schenkung als ein besonderer Fall unterzuordnen wäre, sondern offenbar verhält es sich umgekehrt. Die Schenkung kann ein einseitiger Akt sein: der Schenkende braucht ein Gegengeschenk weder zu erhalten noch zu erwarten. Auch kann sie durch die mannigfaltigsten Motive bestimmt sein. Hinter ihr stehen Wohlwollen, Dankbarkeit, Streben nach sozialem Einfluß, nach Gewinn usw., und diese können bald einzeln, bald in Verbindungen wirksam werden. Dagegen kennt der Tausch, falls sich hinter ihm nicht indirekt ebenfalls eine Gewinnabsicht verbirgt, wesentlich nur ein einziges Motiv: den Wunsch eines jeden der beiden Tauschenden, etwas zu besitzen, was dem andern angehört. In diesem Sinne bildet daher das Tauschen

den Spezialfall des Gebens, bei dem nicht nur, wie bei den Akten des Schenkens, Gabe und Gegengabe emander gegenüberstehen, sondern bei dem sich der Austausch direkt auf wirtschaftliche Sachgüter bezieht. Darum lassen sich schon diejenigen wirtschaftlichen Güter, die in irgendwelchen persönlichen Leistungen bestehen, und die man unter dem Gesamtbegriff des Lohnes zusammenfassen kann, höchstens durch eine gezwungene Begriffsverschiebung auf ein Tauschverhältnis zurückführen, während doch die Entwicklung dieses Verhältnisses, die ihre Spuren vor allem in den Bezeichnungen der höheren Lohnformen zurückgelassen hat, zugleich auf das Geschenk zurückgeht. Dieses Übergewicht tritt auch noch darin zutage, daß zwar der Tausch und die Schenkung neben den aus ihnen abzuleitenden Verkehrsformen erhalten bleiben, daß sich aber die spätere Sitte des Schenkens in weitem Umfang bewahrt hat, während der Tausch aus ihr gänzlich verschwunden und nur noch als sporadisches, aus einem zufälligen Bedürfnis entstandenes Vorkommnis stehen geblieben ist. Nur ist darin allerdings ein Unterschied zugunsten des Tausches vorhanden, daß in jenen sporadischen Erscheinungen eines noch in spätere Zeiten herüberreichenden Tauschverkehrs das Motiv eines wirtschaftlichen Verkehrs in seiner einfachsten, von allen Nebemotiven im wesentlichen freien Form wirksam ist. Abstrahiert man daher von der geschichtlichen Entwicklung und den mannigfachen Vorgängen des Bedeutungswandels, die diese einschließt, um eine rein logische Konstruktion an die Stelle zu setzen, ist der Tausch die einfachste Form des wirtschaftlichen Verkehrs, aber es liegt darin nicht der geringste Beweis, daß er die Urform ist, aus der sich alle andern entwickelt haben.

Schenken und Tauschen erzeugen vielmehr in ihrer Verbindung ein resultierendes Verkehrsgebiet, das der Geschenksitte den weiten Umfang seiner Betätigung, dem Tausch den wirtschaftlichen Charakter dieser Betätigung aufnimmt: den Handelsverkehr. Es ist ein uberaus bezeichnender, man darf wohl sagen feinfühlgere Zug der Sprache, daß sie diese besondere, durchgehends aus der Einwirkung des Tauschmotivs auf die Geschenksitten hervorgegangene Art des wirtschaftlichen Güterverkehrs mit einem Namen bezeichnet,

der unmittelbar an den allgemeinen Begriff des Handelns sich anlehnt, aber in dem Händler, den es dem »Handelnden« gegenüberstellt, zu dieser bloß begrifflichen Differenzierung des Verbums auch eine solche des handelnden Subjekts treten läßt. Dabei ist wohl entscheidend, daß das Sprachgefühl Worten wie Handel und Händler eine iterative Bedeutung, etwa analog dem Verhältnis des Beters zu dem aus ihm gebildeten Bettler, beilegt. Die Handlung kann ein einzelner, mit der Hand ausgeführter Akt sein, der Handel besteht in einer Reihe solcher Akte, mag diese nun in einem Streithandel oder — was in der neueren Sprache der häufigere Gebrauch geworden ist — in einer Vielzahl einzelner Kaufgeschäfte bestehen. Hier ist dann vor allem in dem »Händler« das den Handelsverkehr von dem allgemeineren Guterverkehr scheidende Merkmal in seiner ursprünglichen Form angedeutet: in dem Händler tritt zwischen den Käufer und den Verkäufer eine Mittelsperson, die Käufer und Verkäufer zugleich ist, und die diese Vermittlung für zahlreiche, eventuell für beliebig viele Personen, die ihrer bedürfen, übernimmt. Die nächste Vorstufe des Handels ist daher der Tausch, dessen weitere Vorstufe dann aber jener Geschenkverkehr zu sein pflegt, aus dem der Tausch selbst erst dadurch entstanden ist, daß der Wille des Schenkenden und des Beschenkten ihre Rollen wechseln: beim eigentlichen Geschenk bestimmt der Wille des Schenkenden die Gabe, die er spendet; beim Tausch bestimmt der des Tauschenden was er begehrt, und was er als Gegengabe anbietet. Darum ist dort das Geschenk wie das Gegengeschenk eine einmalige Willenshandlung, beim Tausch wird sie zu einem »Handeln« in jener iterativen Bedeutung, die später dem Mittelsmann dieses Geschäfts, dem Händler, den Namen gegeben hat, weil, sobald er sich in das Tauschgeschäft einschreibt, nun auch dieses Bieten und Gegenbieten auf ihn übergeht. Daß gleichwohl diese beiden ursprünglichsten Formen, der direkte Tausch und der Tausch durch den vermittelnden Händler, zumeist aus dem freien Schenkverkehr sich entwickelt haben, bezeugen zahlreiche Fälle, in denen alle diese Stadien teils neben, teils nacheinander nachzuweisen sind. Eine solche Mischung der Formen bieten vor allem die unter dem Einfluß höher zivilisierter Handelsvölker stehenden Halbkulturvölker, und sie sind dadurch

kennzeichnend, daß man hier zuweilen innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit den Übergang der verschiedenen Stadien ineinander verfolgen kann. Am belehrendsten ist in dieser Beziehung die Geschichte des afrikanischen Kontinents. Jene Urform eines »stillen Tauschverkehrs«, der oben von den Weddas und manchen Waldindianern erwähnt wurde (S. 128), hat nach den Schilderungen alterer Reisenden auch hier nicht gefehlt, und er ist sichtlich an vielen Orten in einen offenen Tauschverkehr zwischen verschiedenen Stämmen übergegangen, wo, nicht die häufig wiederkehrenden kriegerischen Zustände dem im Wege standen. Daneben hat sich aber innerhalb der Einzelländer neben den singulären Tauschhandlungen, die sich durch alle Zeiten hindurchziehen, wahrscheinlich frühe schon ein Binnenhandel entwickelt, der an unsern Hausierhandel erinnert, nur daß die Klasse dieser Händler nicht unter den ärmeren, sondern unter den reicheren Mitgliedern der Gesellschaft ihre Vertreter hat. Nicht selten sollen Hauptlinge diesen Beruf ausüben: so bei den stark am Besitz hängenden und nach Gewinn strebenden Sudannegern, Bantu und Hottentotten. Vielleicht hat zu dieser Erziehung zum Handel der Mangel des Landes an notwendigen Nahrungsmitteln, der seit alter Zeit aus Kleinasien herüberkommende Händler und Handelskarawanen herbeizog, wesentlich beigetragen. Soweit der Handel zwischen den Eingeborenen selbst sich vollzieht, mag er sich in früherer Zeit nicht selten noch dem primitiven Tausch darin genähert haben, daß der Händler die Ware des einen Kunden gegen die eines andern tauschte und dabei diesen Tausch in der Richtung leitete, daß ein Handelsgewinn für ihn abfiel. Für diesen nächsten Übergang des direkten Tausches in einen primitiven Tauschhandel, bei dem zwar ein Händler als Mittelsmann, aber noch kein Geld als vermittelndes Objekt existiert, spricht namentlich die Tatsache, daß das früheste den Handel unterstützende Hilfsmittel durchweg kein Naturerzeugnis des Landes ist, in welchem es als Geld gebraucht wird, und daß es gegenüber andern Waren keinerlei spezifische Merkmale besitzt, sondern höchstens dadurch sich auszeichnet, daß es, was eben mit seiner äußeren Einfuhr zusammenhängt, eine relativ seltene Ware ist. Das ändert sich nun bei

der ursprünglichen Form des Handels, dem direkten Warenaustausch, der von dem einfachen Tausch nur dadurch sich unterscheidet, daß er durch das Dazwischentreten eines Handlers vermittelt wird. Auch bei diesem Hereinragen des Tauschverkehrs in die Anfänge des Handels ist es aber bezeichnend, daß selbst dieser Verkehr zunächst immer noch in der Form der Schenksitten sich abzuspielen pflegt, wie denn die afrikanischen Häuptlinge diese Form den europäischen Forschungsreisenden gegenüber ihrem Verkehr mit den durchziehenden arabischen Händlern entnommen haben, während die Araber selbst darin die gelehrigen Schüler der Neger waren, deren Geschäftsgewohnheiten sie sich anpaßten. Im Binnenhandel hat sich übrigens diese Anlehnung an die Schenksitten, wie ältere Reisende berichten, auch noch darin treuer erhalten, daß jenes Handeln und Feilschen, in das später dieser Verkehr ausartete, in früherer Zeit noch fehlte¹⁾.

Diese Tatsachen zeigen zugleich, daß Außen- und Innenhandel keine streng zu sondernden Gebiete sind. Wie sich der Araber den äußeren Formen anpaßt, in denen der Afrikaner seine Tausch- und Handelsgeschäfte betreibt, so sieht dieser wieder dem durchwandernden semitischen Händler seine Geschäftsgewohnheiten ab. Bedeutsamer noch für die Entwicklung des Handels und in seinem Gefolge der allgemeinen Kultur wird aber diese Wechselwirkung, indem aus ihr der Marktverkehr hervorgeht, in welchem der ursprünglich als Nebengeschäft betriebene Handel zuerst zum seßhaften Beruf wird. Hier ist es vor allem der im Länderverkehr geübte Außenhandel, der die einzelnen Kaufleute zur Sicherung ihrer Wanderung notigt, sich als Karawane zusammenzuschließen, während die größeren Siedelungen, an denen sie als den dazu geeignetsten Stellen ihre Waren feilbieten, ihrerseits durch diese Anlockung eines dauernden oder zeitweisen Marktverkehrs zu bedeutenderen Gemeinwesen heranwachsen. Was sich so, durch die besonderen Verhältnisse der Wustenwanderung begünstigt, noch heute in seiner Entstehungsweise beobachten läßt, das hat aber in der gesamten Kulturwelt ebensowohl die Städte zu Anziehungspunkten des Handels wie den Handel zum Begründer der Städte gemacht. In den meisten

¹⁾ Wartz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 2, S. 101 ff.

Fallen ist dabei wohl die größere Siedelung das Vorangehende. Doch wie für diese nicht selten schon die günstige geographische Lage bestimmend war, so kann auch, wie manche mittelalterliche Städte Europas und moderne amerikanischen Beispiele lehren, die Gründung einer Stadt aus der Rücksicht auf eine günstige Handelslage hervorgegangen sein. Daneben bildet bei den Städtegründungen, die in eine kriegerische oder sonst der Rechtssicherheit ermangelnde Zeit fallen, die Sicherheit ein wichtiges Nebenmotiv. Wo sich die Niederlassung durch eine Burg schützt, da sucht der Handel durch Errichtung eines Marktes in der Umgebung der Burg an diesem Schutz teilzunehmen. Wo umgekehrt eine Siedelung durch die Gunst der Handelslage zur Stadt auswächst, da sucht nun diese sich und ihren Markt durch Befestigungen gegen äußere Angriffe zu schützen, ein Unterschied, der, obgleich in beiden Fällen der Zweck der gleiche ist, doch, wie wir unten sehen werden, typische Abweichungen in der Anlage der Städte mit sich führen kann.

Wo nun der Außenhandel unmittelbar aus dem Verkehr zwischen zwei voneinander entfernten Völkern entsteht, da geht er entweder aus dem Innenhandel beider oder wohl noch häufiger des einen derselben und aus dessen Erweiterung über die Grenzen des eigenen Landes hervor. So sind die Träger des afrikanischen Außenhandels, abgesehen von der neuesten Zeit, die kleinasiatischen Araber gewesen, die, wie sie ihre Waren nach Ägypten und den weiteren Gebieten des dunkeln Erdteils führten, so auch von dort die in den Handelsgebieten Vorderasiens begehrten Güter zurückbrachten. Auf der gleichen Basis bewegt sich noch der moderne Weltverkehr der Kulturvölker. Wahrscheinlich hat sich aber ursprünglich ein Außenhandel, wie die meisten großen Kulturschöpfungen, nach dem Prinzip der Heteronomie aus andern, nach ihren Motiven und nächsten Wirkungen völlig abweichenden Verkehrsformen entwickelt. Die beiden Vorgänge, die hier hauptsächlich bald unabhängig voneinander bald in Verbindung miteinander einen Handelsverkehr einleiten, sind der Krieg und die religiöse Mission, wobei die letztere wieder zwischen der kriegerischen Bekämpfung der Ungläubigen und der friedlichen Bekehrung zum eigenen Glauben wechselt. Beide stehen natürlich in nahem psychologischem Zu-

sammenhang, aber sie sind doch wesentlich auch von dem Inhalt der Religionen selbst abhängig. So trägt die christliche Mission, gemäß der von Jesus gepredigten Nächstenliebe, das Gepräge einer bekehrenden Mission, wenn ihr auch daneben in der Paulinischen Verkündigung, daß sie die allein zum Heil verhelfende sei, der streitbare Zug nicht ganz fehlt, ebensowenig wie dem Islam, dem Hauptträger des Kriegs gegen Andersgläubige, das Motiv einer nachfolgenden friedlichen Bekehrung. Hier aber ist es gerade der an die Unterwerfung zunächst der arabischen, dann türkischer Stämme sich anschließende Handel gewesen, der diese friedliche Seite der Mission des Islam eingeleitet und weit über die asiatischen und afrikanischen Länder verbreitet hat. Nicht minder hat im Christentum die kriegerische Mission, die in den Kämpfen um die Eroberung des Heiligen Landes Hunderttausende abendländischer Christen aller Nationen nach dem Morgenland fuhrte, die friedliche Mission Jahrhunderte lang in den Hintergrund gedrängt. Erst in einer kommenden Zeit breitete sich auch hier ein dem Kampf folgender friedlicher Handelsverkehr über die zuvor im wesentlichen auf die Mittelmeerländer beschränkten Gebiete aus, indem er zunächst den Spuren der durch die Kreuzzüge eröffneten Handelswege folgte, um sich schließlich über alle Weltgebiete auszudehnen, zugleich aber fast ganz auf die Völker niederer Kultur zu konzentrieren, die nicht bereits durch die beiden andern großen Kulturreligionen, den Islam und den Buddhismus, gewonnen waren. So ist in beiden Fällen der Verlauf im ganzen der gleiche gewesen: der Krieg hat einen friedlichen Handelsverkehr und dieser endlich einen Verkehr der Sprachen und Kulturen eingeleitet, der auf die weiteren Kulturgebiete und durch sie wieder in steigendem Maße auf den Handel zurückwirkte. Von den beiden die europäische Welt beruhenden großen Ereignissen, in deren Mittelpunkt der Handelsverkehr teils als Wirkung, teils als treibende Ursache steht, den Kämpfen der islamitischen Araber und den Kreuzzügen, sind es besonders die letzteren, die nicht bloß für die Mischung und den Wandel der Motive großer geschichtlicher Ereignisse überhaupt augenfällige Zeugnisse ablegen, sondern in denen dabei vor allem die Wirkungen des Handels und seine Rückwirkungen auf alle

Lebensgebiete hervortreten. Mochten von Anfang an die Kreuzfahrer aus gläubenseifrigen Bekennern und abenteuerlustigen Rittern und Reisigen bunt gemischt sein und im Hintergrund das Streben der Kirche stehen, in diesen alle Nationen umfassenden Unternehmungen ihre Macht über die Welt zu betätigen, so war es der Handel, der, den Wegen der Kreuzfahrer folgend, die Erzeugnisse entfernter Länder dem Abendland zufuhrte und, die bescheidenen Märkte der Städte in Faktoreien des Weltverkehrs umwandelnd, auf das gesamte Leben der Völker und auf die Kirche selbst verweltlichend zuruckwirkte. Waren die ersten Kreuzfahrer zum Teil Abenteurer auf eigene Hand, so reihten sich diesen andere an, die, wie noch im Zeitalter der Palästinafahrten der Venetianer Marko Polo, selbständig ihre Reisen weit über deren Grenzen ausdehnten. Der Entdeckungsreisende trat an die Stelle des ehemaligen Kreuzfahrers, und jener selbst trat wieder in die Dienste des Kaufmanns, der seinerseits neue Bedürfnisse schuf und befriedigte.

Fast unabsehbar ist auf diese Weise die Fülle der Motive, die, sich wechselseitig steigernd, in dem Zeitalter der Entdeckungen zusammenwirken. Sie bestimmen von nun an die Entwicklung des Handels auf vorgezeichneten Linien. Gleichzeitig gehen aber von ihm weit reichende Ruckwirkungen auf die Gesellschaft aus, die neue Motive erzeugen. Die Bodenschicht dieser vielseitig verzweigten Motivreihe bildet der Wunsch, einen in fremdem Besitz befindlichen Gegenstand zu erwerben. Je nachdem dieser Wunsch bei dem Besitzenden einem ähnlichen Wunsch oder der Neigung, seinen Besitz zu behalten, oder endlich einer Mischung dieser Motive begegnet, entspringen daraus die drei Grundformen des Besitzwechsels: der Raub, der Tausch, der Austausch von Geschenken, wobei der letzteren Form die unter der Wirkung oder Mitwirkung eines selbstlosen Wohlwollens entstandene Geschenkssitte zu Hilfe kommt. Aus dem Geschenk wird aber durch die hier dazwischentretende Assimilation des Tauschmotivs die Verbindung mit dem Gegengeschenk und daraus entsteht als letztes, für die weitere Entwicklung entscheidendes Motiv das des Gewinns. Dieses Gewinnmotiv, das wir gerade da, wo der Austausch der Geschenke auf der Vorstufe des künftigen Han-

delsverkehrs stehengeblieben ist, wie bei den Indianern der kolumbischen Kuste, in so brutaler Weise sich unter dem Einfluß der sich verstärkenden Triebe der Eitelkeit und Ehrsucht äußern sahen, wird nun aber dadurch wieder ermäßigt, daß der Wunsch des Tausches auf den Schenkverkehr heruberwirkt, so daß günstigenfalls die einander entgegenstehenden Willensantriebe einander kompensieren können. Hier erweckt aber der Wunsch nach einer solchen Kompensation, sobald er auf beiden Seiten besteht, leicht das Begehren nach einer Mittelsperson, und als solche bietet sich jetzt der von den Parteien unabhängige Händler dar. Dem entspricht, daß, wie besonders das hauptsächlichste Beobachtungsgebiet für einen solchen primitiven Handel, Afrika, zeigt, als die ursprünglichen Hauptträger desselben Häuptlinge oder andere angesehene Personen auftreten. Danach scheint es, daß sich hier die Rolle des Händlers mit der des Burgen berührt, den wir bei manchen Völkern, namentlich bei den alten Germanen, in dem Sippenossen antreffen, der die Zuverlässigkeit des einen Tauschvertrag abschließenden Freundes bezeugt. Diese Stellung einer Mittelsperson zwischen den beiden ein Kaufgeschäft abschließenden Parteien ist dann allmählich in dem Händler aus einer gelegentlichen in eine berufsmäßige übergegangen. Der Gewinn, den in der Periode des Tausch- und Geschenkverkehrs jede der Parteien zu machen strebte, ist aber nun mindestens zum Teil zum Geschäftsgewinn des Händlers selbst geworden.

Bei diesem Punkte setzt nun der Krieg ein, indem er die Berufsgenossen des Handels zu gegenseitigem Schutz zusammenführt, wenn sie Handelsbeziehungen mit fernen Ländern anknüpfen. Er ist es, der auf diese Weise den ursprünglichen Binnenhandel zu einem immer weitere Kreise ziehenden Außen- und schließlich Welthandel erhebt. Dieser Erweiterung kommt schon von früher Zeit an die Schifffahrt als ein mächtiges Mittel des Verkehrs zu Hilfe. Ist sie auch lange noch auf verhältnismäßig engere Grenzen eingeschränkt, wie sie frühe schon besonders das Mittelmeer infolge der Mannigfaltigkeit und der relativen Nähe seiner Küstenländer bot, so bleibt sie doch vor allem durch die Leichtigkeit, mit der sie große Massen von Gütern in Verkehr bringt, dem Landverkehr weit

überlegen, und so ist sie es bekanntlich, die in den Unternehmungen der Phöniker, der kleinasiatischen Griechen, dann der italischen Handelsstädte und der deutschen Hansa das Zeitalter des eigentlichen Weltverkehrs eröffnet hat. Auch der Seehandel hat sich aber zu dieser die Kulturgemeinschaft namentlich der Mittelmeerländer vorbereitenden Mission erst im Kampf mit feindlichen Unternehmungen durchgerungen, die dem friedlichen Handel vorausgingen. Denn der Handel zur See ist es, der den zu Land bald auf einzelne Fälle sich einschränkenden Raub noch lange Zeit als eine auf die verschiedensten Güter ausgedehnte Verkehrssitte bewahrt hat. Der Pirat ist dem seefahrenden Kaufmann vorangegangen und hat diesen erst zur Ausrüstung von Handelsflotten gezwungen, die nach langen Kämpfen das Meer zu einer nach allen Richtungen gesicherten Handelsstraße machten. Während der Handelsverkehr zu Land den Wegen folgte, die der Krieg erschlossen hatte, war daher der Seehandel selbst eine vielfach durch Kämpfe gegen den Raubhandel des Piratentums unterbrochene Form des friedlichen Handelsverkehrs, die dann vielfach wieder auch den Unternehmungen zu Lande ruckwirkend dieses kriegerische Gepräge mitteilte.

Die ganze Reihe der in dieser Entwicklung sich häufenden und komplizierenden Motive samt den in ihnen nach den allgemeinen Gesetzen des Bedeutungswandels sich vollziehenden Veränderungen und Erweiterungen ihrer Inhalte bietet ein hervorragendes Beispiel eines psychischen Verlaufs, bei dem die ursprünglichen Antriebe durchaus den allgemeinen Gefühls- und Triebmotiven des menschlichen Tuns angehören und sich daher im allgemeinen mit der Macht der Instinkte unabhängig voneinander und von ihrem späteren Zusammenwirken geltend machen, worauf dann auf den weiteren Stufen dieser Entwicklung aus ihnen zusammengesetzte intellektuelle Motive hervorgehen, die sich schließlich zu planmäßigen Erfindungen verdichten. Ein besonders charakteristisches Beispiel dieses Übergangs bietet hier dasjenige Hilfsmittel, ohne das ein die gesonderten Formen des Tauschs und des Geschenks überschreitender eigentlicher Handelsverkehr überhaupt unmöglich sein würde, das Geld.

e. Das Geld.

Daß die Entstehung des Geldes auf einer Erfindung beruhe, die zwar möglicherweise mehrmals unabhängig, jedenfalls aber mit der vorbedachten Absicht gemacht wurde, den Mängeln des ursprünglichen Tauschverkehrs durch dessen Überführung in einen Handelsverkehr zu begegnen, kann wohl als eine noch gegenwärtig verbreitete Ansicht gelten. Kaum gibt es jedoch eine andere sogenannte Erfindung, bei welcher der gewöhnliche Fehler solcher Theorien, den zuletzt entstandenen Zweck eines Erzeugnisses der Kultur mit ihren ursprünglichen Bedingungen zu verwechseln, so augenfällig ist wie hier. Denn schwerlich gibt es ein anderes Ergebnis geschichtlicher Entwicklung, bei dem sich das spätere Eingreifen einer wirklichen erfinderischen Tätigkeit von den diese vorbereitenden Vorgängen so deutlich scheiden ließe. Mögen sich auch die persönlichen Urheber dieser abschließenden Erfindungen, wie in so vielen andern Fällen, nicht nachweisen lassen, so wissen wir doch auf Grund historischer Zeugnisse, von welchen Völkern des Altertums die beiden Erfindungen ausgegangen sind, die das Geld in dem Sinne, den wir heute damit verbinden, geschaffen haben: dies sind die Babylonier einerseits, von denen es in früher Zeit schon die Ägypter und die Phöniker übernommen haben, und die kleinasiatischen Griechen anderseits. Die Babylonier führten zuerst die Wertmessung der edeln Metalle nach Gewichtseinheiten ein, von den griechischen Handelsstädten der kleinasiatischen Küste ist dem zuerst die Prägung der Metallstücke beigelegt worden, zu der sie die Wappen ihrer Städte verwendeten. Beide Formen des Geldes bestehen noch heute: die babylonische in der Form des Barrengoldes, die griechische in der des gemünzten Geldes. Prinzipiell hat damit die Entwicklung ihren Abschluß gefunden. Daß sie selbst aber nicht den Anfang bilden kann, ist einleuchtend. Mußte doch die Benutzung der Metalle als Geld schon vorhanden sein, ehe sie durch die Wägung vervollkommen wurde, und zu diesem konnte dann erst der weitere Schritt hinzukommen, durch die Prägung den Ursprungsort der Münze zu kennzeichnen¹⁾. Über alles

¹⁾ J. Brandis, Das Münz-, Maß- und Gewichtssystem in Vorderasien bis auf Alexander den Großen, 1866, S. 161 ff.

das, was diesen beiden Schritten voranging, sagt uns die Geschichte nichts. Wohl aber lehrt uns der Handelsverkehr primitiverer Völker, wie er zum Teil noch heute besteht, Wertmaße kennen, die ihrem Zweck nach durchaus den Charakter des Geldes besitzen, dabei aber weder gewogen noch geprägt werden, und die ußerdem in sehr mannigfaltigen nebeneinander bestehenden qualitativen Arten vorkommen. Sie sind, im Gegensatz zu dem im Verkehr der Kulturvölker zur Herrschaft gelangten Metallgeld, nur in seltenen Fällen Metalle, die zufällig vorgefunden oder von außen eingeführt wurden, sondern durchgehends Gegenstände, die so, wie sie in der Natur vorkommen oder höchstens nach geringfügiger Zurichtung, wie z. B. Aufreihen von Perlen und Muscheln zu Ketten, Abschleifen von Steinen u. dgl., als Verkehrsmittel verwendet werden. Hiernach können wir, wenn wir diese beiden Klassen von Verkehrsmitteln, das gewogene und das gemunzte Metallgeld und die ähnlich als Wertmasse verwendeten Objekte eines solchen primitiveren Handelsverkehrs, unter dem allgemeinen Begriff Geld zusammenfassen, diese beiden Grundformen der Kurze wegen als die des »Kulturgeldes« und des »Naturgeldes« unterscheiden. Dabei sollen übrigens diese Ausdrücke, besonders der letztere, nicht sowohl auf die Entstehung der betreffenden Geldformen als auf ihr Vorkommen, des einen bei den Kulturvölkern, des andern bei den sogenannten Naturvölkern, bezogen werden. Zu dem »Naturgeld« in diesem Sinne gehören daher nicht bloß zahlreiche Objekte, die unmittelbar so, wie sie sich in der Natur vorfinden, als Geld umlaufen, sondern auch solche, die einer primitiven Technik, wie sie schon von den Naturvölkern geübt wird, angehören, dabei aber ganz in gleicher Weise wie jene und meist gemischt mit ihnen verwendet werden. Während aber das Kulturgeld als ausschließliches Wertmaß nur bei den Kulturvölkern existiert, ist es auch in allen seinen einzelnen Unterformen ein Erzeugnis der Kultur. Demnach zerfällt es wieder nach seiner äußeren Form in das Barrengold und das gemunzte Geld, von denen das zweite eine höhere Stufe der Entwicklung gegenüber dem ersteren ist, das neben ihm fortbesteht. Nach dem Metallgehalt zerfällt es in Gold-, Silber-, Kupfergeld, wozu die aus Kupfer und Zinn gemischte Bronze und das Eisen nur seltener und vornehmlich in älteren Kulturen hinzutreten.

Zwischen jenen drei den Weltverkehr beherrschenden Metallen hat sich aber, der Größe der zirkulierenden Guterwerte folgend, allmählich ein Übergang vom Kupfer zum Silber und dann von diesem zum Golde vollzogen, der, außer mit dem Umfang der Fundstätten der einzelnen Metalle und der Reinheit ihres Vorkommens, mit dem Streben nach Vereinheitlichung der Mittel des Weltverkehrs zusammenhing. Demgegenüber sind die Formen des Naturgeldes von unabsehbarer Mannigfaltigkeit: Muscheln, Perlen, Steine, Federn, Salz, Baumfruchte, bei nomadisierenden Stämmen die gezuchteten Tiere, daneben Produkte einer primitiven Technik, wie Decken aus Baumwolle, Lederstreifen, Eisenstücke, Kupferplatten u. dgl.¹⁾.

Versucht man nun zunächst das entscheidende Merkmal festzustellen, das die Begriffe Kultur- und Naturgeld im obigen Sinne voneinander trennt, so ist es offenbar nicht das Vorkommen des einen bei kultivierten, des andern bei primitiveren Völkern, noch auch die immerhin für die meisten Formen des Naturgeldes zutreffende Verwendung von Naturobjekten, noch endlich der Mangel einer Maßskala. Findet doch gelegentlich auch ein Objekt der Kulturindustrie, ja unter ihnen eine gemünzte Geldsorte Aufnahme unter das an einem Ort geltende Naturgeld. Das berühmteste Beispiel dieser Art ist der in ganz Afrika hochgeschätzte Maria-Theresien-Taler, mit dem es keine andere aus Europa eingeführte Münze aufnehmen kann²⁾. Ebenso fehlt es nicht an der gewohnheitsmäßigen Feststellung quantitativer Maßbeziehungen zwischen verschiedenen Arten des Naturgeldes, und vor allem werden schon bei ihm zählbare Objekte bevorzugt, wie Muscheln, Perlen, Stücke Vieh, Baumwolldecken, Kupferplatten u. dgl.; ja diese in Stücken von annähernd gleicher Größe und Beschaffenheit vorkommenden Arten werden schon in den Regionen des reinen Naturgeldes so häufig angewandt, daß man wohl annehmen darf, das Kulturgeld habe das Prinzip

¹⁾ Eine Zusammenstellung verschiedener Geldformen, namentlich bei Naturvölkern, hat R. Andree gegeben, *Ethnographische Parallelen und Vergleiche*, 1879, S. 221 ff. Vervollständigt und nach allgemeineren Gesichtspunkten geordnet hat dies Material H. Schurtz in seinem *Grundriß der Entwicklungsgeschichte des Geldes*, 1898.

²⁾ Zur Geschichte dieses Talers vgl. Andree a. a. O., S. 225 ff.

der quantitativen Abstufung von dem Naturgeld entlehnt, wobei nur die mutmaßlich ersten Erfinder der Wage, die Babylonier, die Zahlung beliebiger gleichartiger Objekte auf die Zählung gleicher Gewichtseinheiten Silber übertrugen, worauf dann wieder das durch die Wage bestimmte Metall durch Ausmünzung der Metallstabe zu einer zählbaren Größe gemacht wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in der Tat der Weg von dem Barrengold zur Geldmünze über die im Naturgeld eine Hauptrolle spielenden Perlen und Muschelketten geführt hat, da solche gleichzeitig als Schmuck und als Geld verwendeten Ketten bei den alten Ägyptern zu goldenen Ringketten geworden sind, die als Schmuck, aber auch, wie die Bilder ägyptischer Grabkammern zeigen, als Münzen verwendet wurden. Freilich ist dieses ägyptische Ringgeld eben wegen seiner doppelten Verwendung so wenig wie ein heutiger Goldschmuck, der ja ebenfalls im Handelsverkehr als Wertmaß dienen kann, Kulturgeld im vollen Sinne des Wortes, sondern es ist immer noch eine Mischform, wie zu einer solchen in umgekehrter Richtung auch das gemünzte Geld werden kann, wenn Gold- oder Silberstücke gemünzten Geldes als Schmuck getragen werden. Nur waltet hier der große Unterschied, daß bei der Verwendung des Schmucks als Geld der Schmuck das Ursprünglichere ist.

Der nächste und eigentliche Zweck allen Kulturgeldes ist nun der eines innerhalb der betreffenden Verkehrsgemeinschaft allgemein anerkannten Wertmaßes im wirtschaftlichen Güterverkehr, und es ist als solches schlechthin nur Verkehrsmittel; ein Verkehrsgut dagegen ist es nicht um seiner selbst, sondern nur um der Güter willen, deren Erwerbung, Veräußerung und sonstige irgendwie unter die Begriffe von Tausch und Geschenk fallende Güterbewegung es vermitteln kann. Insofern man jedes wirtschaftliche Gut im Hinblick auf die durch das Geld vermittelte Güterbewegung als Ware bezeichnet, ist demnach das Kulturgeld an sich keine Ware. Und im Gegensatz hierzu ist das Naturgeld ursprünglich selbst irgend eine der im Tausch- und Schenkverkehr sich bewegenden Waren, und es unterscheidet sich nur dadurch von andern, daß es neben seinem sonstigen Wert den eines Verkehrsmittels gewonnen hat. Diese hinzutretende Eigenschaft kann

die ursprüngliche gelegentlich verdrängen, ebenso wie namentlich die Verwendung eines Gegenstandes als Schmuck umgekehrt den Gebrauch als Geld zuweilen beeinträchtigt. Darin ist eben das korrele Verhältniß zwischen der Ware und ihrem Wertmaß, das im Kulturgeld zur vollen Ausbildung gelangt, im Naturgeld gewissermaßen schon vorbereitet. Dennoch bleibt hier die ursprüngliche Einheit beider noch hinreichend deutlich, um sicher erkennen zu lassen, daß jeder der mannigfaltigen Gegenstände des Naturgeldes diese spezifische Bedeutung als Geld erst sekundär angenommen hat, nachdem er kürzere oder längere Zeit zuvor bloßes Objekt des Güterverkehrs gewesen war. Da nun das Kulturgeld seinerseits auseinander in Formen des Naturgeldes entstanden ist, die, obgleich sie unter diesen eine verhältnismäßig zurücktretende Rolle spielen, ihrer besonderen Eigenschaften wegen jene erfinderischen Akte, die dem Kulturgeld zugrunde liegen, herausforderten, so schließt aber die Frage nach den Ursachen, die aus der Fülle der Gegenstände des Güterverkehrs einzelnen zu ihrem Wert als Verkehrsgut den als Verkehrsmittel hinzufügen ließen, bereits die weitere nach der Entstehung des Geldes überhaupt in sich. Denn, sobald der erste Schritt, der zum Naturgeld, getan war, blieb der zum Kulturgeld im Grunde nur noch eine Sache der Übertragung des schon in jenem in der Abzahlbarkeit der Objekte zu hervorragender Geltung gelangten metrischen Prinzips außer auf Zahlen auch noch auf Gewichtsgrößen, während, im Vergleich mit der unabsehbaren Mannigfaltigkeit der in ihrem Verhältniß außerordentlich schwankenden Wertverhältnisse der Naturgeldformen, durch das relativ stabilere Wertverhältnis der Metalle die qualitativen Faktoren der Wertbestimmung wesentlich beschränkt wurden.

Nun hat H. Schurtz mit Recht betont, daß man, um dieser Frage näher zu treten, vor allem die Formen des Naturgeldes gerade um ihrer großen Mannigfaltigkeit willen in gewisse Klassen ordnen müsse, wo dann die Merkmale dieser Klassen voraussichtlich schon auf die Motive hinweisen können, die die Wahl eines Gegenstandes zum Wertmaß bestimmten. Schurtz hat aber dabei neben dem psychologischen auch den ethnologisch-geographischen Gesichtspunkt oder, wie wir ihn kurz nennen wollen, den politischen als

Einteilungsprinzip herangezogen und ist so zu zwei Einteilungen gelangt: nach der politischen unterscheidet er Außengeld und Binnengeld; nach der psychologischen stellt er Schmuckgeld und Nutzgeld einander gegenüber¹⁾. Beide Klassen durchkreuzen sich natürlich. Außerdem läßt sich aber die politische Einteilung, für die offenbar die Begriffe des Binnen- und des Außenhandels bestimmend gewesen sind, nicht durchführen, weil die politischen oder geographischen Grenzen für den Umlauf eines bestimmten Geldes außerordentlich schwankender Art und weil gerade die primitivsten Formen des Naturgeldes wie gewisse des Kulturgeldes in weit entlegenen Gebieten vorkommen. So ist die Kaurimuschel außer in Afrika, wo sie am meisten verbreitet ist, in Indien, Siam, auf Ceylon, auf den Philippinen als Kleingeld in Gebrauch. Andererseits ist der Maria-Theresia-Taler in Afrika den Karawanenstraßen entlang von Ägypten und Abessinien an bis tief nach Sudan verbreitet. Binnen- und Außenhandel sind eben weit auseinandergehende Begriffe. In jedem geographisch oder politisch einigermaßen abgeschlossenen Landergebiet, das überhaupt einen Handelsverkehr besitzt, gibt es gleichzeitig einen Binnen- und einen Außenhandel. Aber wie schon hier beide überall, wo sich ein Marktverkehr entwickelt hat, nebeneinander bestehen und durch die gleichen Händler vermittelt werden können, so gibt es kein irgend verbreiteteres Geld, das nicht Binnen- und Außengeld zugleich wäre. Insbesondere der Begriff des sogenannten Binnengeldes beschränkt sich daher auf gewisse singuläre Fälle, in denen im Kleinverkehr innerhalb eines nach außen abgeschlossenen Gebiets, z. B. auf einzelnen ozeanischen Inseln, eine Art natürlicher Scheidemünze aus Steinen, Eisenstücken u. dgl. existiert, die schon im Handel mit benachbarten Inseln keine Verwendung finden, aber auch der Maßbeziehungen zu den für einen weiteren Verkehr dienenden Geldsorten entbehren. Dieser letztere Punkt unterscheidet zugleich diese Formen als die eines wirklichen Binnengeldes von den gelegentlich ebenfalls schon innerhalb niederer Kulturen vorkommenden Geldzeichen, wie Spielmarken, Speisemarken usw., die konventionelle Geldäquivalente von beschränktem Gebrauch, aber kein wirkliches Geld sind. Abstrahiert man von

¹⁾ H. Schurtz, a. a. O., S. 6ff., 86ff.

jenen insularen Beispielen, bei denen spezifische geographische Bedingungen ein wirkliches Binnengeld entstehen ließen, so kehrt ein solches in analoger Weise unter dem Einfluß politischer Motive auf höheren Kulturstufen wieder, wenn, wie noch in dem bundestaglichen Deutschen Reich, Städte und Kleinstaaten ein Munzregal ausübten, dessen Erzeugnisse nur innerhalb ihrer eigenen Grenzen Geltung besaßen. Unter allen Umständen ist also ein Binnengeld im strengen Sinne des Wortes eine Ausnahmeerscheinung: in primitiven Zuständen wird es durch die unbeschränkte Verbreitungsfähigkeit der Wertvorstellungen, die an gewisse Handelsobjekte geknüpft sind, auf seltene Fälle eingeschränkt; auf höheren Kulturstufen scheitert es umgekehrt an der mehr und mehr sich durchsetzenden Forderung einer der Ausdehnung der Verkehrsgebiete folgenden Einheitlichkeit der Wertmaße.

Von ungleich größerer Bedeutung ist die psychologische Unterscheidung des Naturgeldes in Schmuckgeld und Nutzgeld. Denn sie schließt das für alles Naturgeld entscheidende Merkmal in sich, daß jede Form dieses Geldes selbst eine Ware gewesen ist, ehe es zum Wertmaß anderer Waren wurde, und daß es in vielen Fällen diesen Charakter der Ware beibehalten hat, auch nachdem es den des Geldes dazu gewonnen hatte. Dies ist hier von vornherein darin ausgesprochen, daß jene Bezeichnungen den Eigenschaften entnommen sind, die sie als Waren, nicht denen, die sie als Geld besitzen, daher denn auch bei ihnen auf die psychologischen Motive, die dieser Wahl zugrunde liegen, keine Rücksicht genommen ist. In der Tat kann ja in dem Handel mit Naturgeld derselbe Gegenstand das eine Mal mit einer Perlenschnur, das andere Mal mit einem Stück Vieh oder einem Kleidungsstück bezahlt werden; ja in jenem Außenhandel, der sich zwischen Naturvölkern und auswärtigen Händlern abspielt, verteilen sich die Rollen in der Regel derart, daß diese ein von dem Eingeborenen gebotenes sogenanntes Nutzgeld, bestehend in Elfenbein, Kautschuk, Kakaobohnen u. dgl., gegen anderes Nutz- oder Schmuckgeld, z. B. gegen Flinten oder Perlenschnüre eintauschen. Zumeist ist aber in diesem Fall der bei den primitivsten Völkern vorkommende Außenhandel ein reiner Tauschverkehr, wobei dieser, wie oben bemerkt, ursprünglich die

Form der Schenkung hat. Da nun der Primitive die Objekte, die der Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse dienen, entweder unmittelbar in der Natur vorfindet oder durch seine eigene Arbeit herstellt, so hat unbedingt in der Entwicklung des Naturgeldes das Schmuckgeld die Priorität gegenüber dem Nutzgeld, das hauptsächlich im Binnenverkehr vorkommt und hier wiederum nicht sowohl den Charakter von Geld als den einer Ware besitzt, die im Geschenk- oder Tauschverkehr gegen eine andere ausgetauscht wird. Darum entwickelt sich ein solcher sogenannter Binnenhandel hauptsächlich bei den Hirtenvölkern, bei denen die gezüchteten Tiere leicht austauschbare Objekte bilden, während die Produkte des Ackerbaus fester an die Scholle gebunden bleiben, die sie erzeugt hat, und das nutzbare bewegliche Eigentum zum größten Teil der Eigenproduktion überlassen bleibt. Dagegen bietet die Viehherde reichliche Gelegenheit, Mangel und Überfluß durch den Tausch einzelner Teile des Viehbestandes gegeneinander auszugleichen. So ist das in den Anfängen der Kultur oft als Hauptbestandteil des Binnengeldes angeführte Zuchtvieh im Grunde nicht Geld, sondern vielmehr eine verbreitete Tauschware, die, durch die Bedürfnisse des Nomadenlebens begünstigt, in diesem bis in späte Zeiten im Gebrauch bleibt. Daß bei den italischen Völkerschaften das Wort »pecunia« aus seiner ursprünglichen Bedeutung »Viehherde« in die allgemeinere Geld übergegangen ist, kann daher wohl als ein Beleg dafür dienen, daß der Kauf aus dem Tauschverkehr eines ursprünglich nomadisierenden Volkes sich entwickelt hat, nicht aber dafür, daß das ursprüngliche Naturgeld überhaupt in Vieh bestand. Dagegen, daß die Zuchttiere im ursprünglichen Guterverkehr kaum anders als zu solchen für die Zucht nützlichen Tauschgeschäften dienten, sprechen namentlich die Verhältnisse der afrikanischen Nomadenstämme, bei denen es gegen die Regel, daß Vieh nur gegen Vieh ausgetauscht wird, eine einzige Ausnahme gibt, von der man wohl sagen darf, sie bestätigt die Regel: sie besteht darin, daß eine Anzahl Kuhe der übliche Preis für den Erwerb einer Frau ist. Diese Gabe, durch welche die Frau aus der Mundschaft ihrer Familie gelöst wird, hat aber nicht sowohl den Charakter eines Kaufpreises als den eines Geschenks an die Schwiegereltern, das sich meist nach dem Vermögen des Bräutigams richtet

und durch ein Gegengeschenk erwidert wird. Bei den Hottentotten ist hierbei sogar diejenige Form der Geschenksitte erhalten geblieben, die wohl im allgemeinen als die ursprüngliche gelten kann, nämlich die der Gleichheit von Geschenk und Gegengeschenk: am Morgen des Hochzeitstages schenkt jedes der beiden jungen Eheleute seiner Schwiegermutter eine Kuh. Wenn die hottentottische Bezeichnung dieser Geschenke darauf anspielt, daß jede Mutter ihrem Kinde dereinst die Brust gereicht habe, so weist das zugleich deutlich auf das Motiv hin, aus dem gerade dieses Geschenk durch die Sitte vorgeschrieben wird, während sonst dem Hottentotten sein Vieh eine unveräußerliche Habe ist. Die Kuh als Spenderin der Milch ist die einzige äquivalente Gegengabe für die Überlassung der Frau, die den künftigen Kindern die Milch spenden wird. Gleichzeitig wird aber diese Gabe doch auch selbst als Geschenk empfunden, das ein Gegengeschenk fordert: daraus erklärt sich wohl ein zweiter Ausdruck, der sich noch für diese Sitte findet, und der einen »Anspruch auf etwas« bedeutet¹⁾. Nun ist es leicht verständlich, wie bei andern Völkern der zweite Akt hinwegfallen und so das Ganze einem Kauf ähnlich werden kann. Aber ein eigentlicher Kauf ist es auch dann nicht: das zeigt die Tatsache, daß es für diesen Handel um die Frau keinen andern Kaufpreis als eben die ihr durch ihre qualitativen Eigenschaften an Wert gleichende Kuh gibt. Erst wenn für diese dann auch noch der Kaufpreis in Geld eintritt, wozu vor allem die Zuchttiere selbst zu Gegenständen des Geldhandels geworden sein müssen — erst dann ist dieser Übergang vollendet, damit ist aber auch an die Stelle des sogenannten »Nutzgeldes« das gemünzte Geld getreten, oder, wenn um der Aufrechterhaltung der Sitte willen der Preis in Stücken der Viehherde bezahlt wird, so ist es der Geldwert dieser Tiere, der dabei in Rechnung kommt.

Nicht anders als in diesem Fall, bei dem der Verlauf des Prozesses besonders deutlich erscheint, weil die verschiedenen Stadien bei einzelnen Völkern nebeneinander erhalten geblieben sind, durfte es sich nun bei allen andern Formen des sogenannten »Nutzgeldes« verhalten. Kleider, Decken, Früchte, sie sind gelegentlich Tausch- oder Geschenksobjekte, und sie können, wo es an zirkulierendem

¹⁾ Leonh. Schultze, Namaland und Kalahari, S. 298 f.

Gelde mangelt, als Ersatz für dieses eintreten. Niemals werden dann aber solche Objekte selbst zu Geld. Der Charakter der Ware ist ihnen so fest aufgeprägt, daß sie immer nur als vorübergehende, zum Tausch zurückkehrende Zwischenglieder eines bereits ausgebildeten Handelsverkehrs, also auf Grund anderweitiger Wertmaße vorkommen. Sie liegen daher überhaupt außerhalb der Sphäre des »Naturgeldes«, wenn man mit diesem den Begriff primitiver Wertmesser bezeichnet. Wo sie als intermediäre Tauschobjekte in den Handel eingreifen, da wird vielmehr ihr Tauschwert durch die Wertmasse des Kunstgeldes bestimmt. Das gleiche trifft im allgemeinen in den Fällen zu, wo ein solcher Tauschverkehr noch innerhalb der Kulturvölker gesetzlich geregelt in den Geld- und Kreditverkehr sich einschiebt.

Daß Rinder, Pferde oder auch Getreide und andere ähnliche Gegenstände jemals zu irgendwie verbreiteteren Wertmaßen geworden wären, ist nicht bekannt; und dafür, daß die Eigenschaft, selbst ein nutzbarer Gegenstand zu sein, dieser direkten Verwendung zum Wertmaß im Wege steht, spricht auch die Tatsache, daß die Objekte, die besonders im Lokalverkehr der Naturvölker als Naturgeld vorkommen, wie Muscheln, Vogelfedern, Kokosnußschalen u. dgl., an sich durchaus keinen Nutzwert besitzen. Sobald dagegen das letztere zutrifft, so wird das Objekt zu einer Ware, die offenbar allzusehr an die wechselnden Bedingungen des Bedarfs geknüpft ist, als daß sie eine irgend längere Zeit als annähernd konstanter Wertmesser dienen konnte. So ist es denn leicht verständlich, daß die Muschelschale, das Gefieder des Vogels als Binnengeld vorkommen können, nicht aber die lebende Muschel, der lebende Vogel. Zur Verwendung als Geld trägt also die Nutzlosigkeit anscheinend mehr bei als der Nutzwert. Dem Mangel des letzteren kann natürlich auch seine geringe Größe entsprechen. Dahin gehören z. B. Kakao-bohnen, Reiskorner, Nüsse und andere relativ wertlose Objekte, die sich aber dabei durch ihre Abzählbarkeit empfehlen. So vor allem das Muschelgeld und das Steingeld. Die Muscheln verdanken ihre Verwendung augenscheinlich ihrem ästhetischen Eindruck, bei den Steinen und natürlichen Glasflüssen wird diesem durch kunstliches Zuschleifen nachgeholfen; beide können ußerdem an einem Faden

aufgereiht, die Muscheln abgezählt zur Herstellung größerer Wert-einheiten, die Steine zum Teil zur gleichzeitigen Verwendung als Halsschmuck, wozu die Muscheln ursprünglich wohl ebenfalls dienten, getragen werden¹⁾. Andere Formen des sogenannten Nutzgeldes, wie das in den salzarmen afrikanischen Gegenden viel begehrte sogenannte »Salzgeld«, das ebenfalls in Afrika vorkommende »Eisengeld«; endlich der Ziegeltee der Mongolen und andere manchmal als Geld bezeichnete Nahrungs- und Genußmittel, sind Waren, nicht Geld. Sie können im Tausch bisweilen ungenutzt von einer Hand in die andere übergehen; immer aber bleibt ihre eigene Nutzbarkeit die Bedingung ihrer Aufnahme in den Güterverkehr.

Dies verhält sich nun anders mit dem sogenannten »Schmuckgeld«. Freilich schließt sein Ursprung aus dem Schmuck keineswegs aus, daß es nicht neben seiner Bestimmung als Wertmaß zu dienen auch die Bedeutung der Ware besitzen könne. Vielmehr liegt sein wesentlicher Unterschied vom sogenannten Nutzgeld eben darin, daß es Wertmaß und Ware zugleich, das Nutzgeld aber in Wirklichkeit nur Ware ist. Dazu kommt noch eine weitere Erscheinung, die für das Schmuckgeld kennzeichnend ist. Es zeigt sich nämlich, daß in vielen Fällen vermoge der Veränderlichkeit, denen die Affekte des Gefallens an Natur- oder Kunstobjekten unterworfen sind, ein jene beiden Eigenschaften vereinigendes Objekt als Wertmaß ein solches Übergewicht über seinen Eigenwert als Schmuck gewinnen kann, daß dieser schließlich ganz verschwindet. Wir besitzen zwei charakteristische Beispiele für die beiden hier einander gegenüberstehenden Hauptfälle: das auf den Palau-Inseln übliche, geometrisch regelmäßig zugeschliffene Steingeld wird auch an einem Band um den Hals getragen, es ist also Geld und Schmuck zugleich²⁾; die Kaurimuschel, das noch gegenwärtig verbreitetste Naturgeld, wird zwar noch immer an einem Faden zu einer Kette aufgereiht, aber diese Kette wird nicht mehr als Schmuck getragen, sondern die Aufreihung dient jetzt zur Erleichterung der Abzählung der Stücke im Geldverkehr, die Muschel ist also zum reinen Geld

¹⁾ Vgl. die nähere Beschreibung dieser Formen des Naturgeldes und ihrer Verbreitung bei Andree, a. a. O., S 230ff.

²⁾ Andree, a. a. O., S. 131.

geworden. Daß hierbei der Schmuck das Frühere, das Geld das Spätere ist, kann nicht zweifelhaft sein, wenn auch, wie oben erwähnt wurde, nachdem erst das gemünzte Metallgeld erfunden ist, wieder der umgekehrte Prozeß einsetzen kann, indem dieses um seines ästhetischen Prunkwertes willen als Schmuck verwendet wird. Dagegen reicht jener regelmäßige Übergang des Schmucks in Geld noch in die Entstehung des gemünzten Geldes hinüber. Auf den ägyptischen Bildern, deren oben gedacht wurde, und die wahrscheinlich die Grabkammern von »Vorstehern des Silberschatzes« schmückten, sehen wir eine goldene Kette, die sicherlich zunächst dem Schmuck diente, in einzelne Ringe zerlegt, die nun an der danebenstehenden Wage abgewogen werden, offenbar um als gemünztes Geld in Umlauf zu kommen¹⁾. Aus diesem Verhältnis begreift sich zugleich, daß der Schmuck bei derjenigen Form des Güterverkehrs, bei der auf die bleibende Beziehung der Gabe zum Geschenk besonderer Wert gelegt wird, auch in denjenigen Fällen zuweilen an Stelle des Geldes zurückbleibt, wo er etwa eine der höheren Formen des Lohnes darstellt. Diese Substitution wird dann freilich erst bei dem edlen Metall möglich, wo dieses ein Äquivalent zwischen Geld und Schmuck in dem Sinne herstellt, daß jedes von beiden ungefähr den gleichen Wert in verschiedener Form besitzt. Das ist bei dem Naturgeld ausgeschlossen. Dieses bildet vielmehr, wenn es seinen Wert als Schmuck verloren, einen andern Gebrauchswert aber niemals gehabt hat, hierzu den vollen Gegensatz: es kann als Geld einen Wert besitzen, auch wenn es als Schmuck oder Ware niemals einen solchen gehabt, wie z. B. Kakaobohnen, Porzellanscherben u. dgl., oder ihn verloren hat, wie die Kaurimuschel in Afrika. Doch scheint in diesen Fällen zu seiner Erhaltung als Geld der Umstand wesentlich beizutragen, daß seine Menge eine gewisse Grenze nicht überschreitet, und daß es daher einen seiner Seltenheit entsprechenden Affektionswert besitzt²⁾. Dies gilt besonders für die beiden

¹⁾ Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum, I, S 161.

²⁾ Als ein Zeugnis für die Bedeutung des Seltenheitswerts darf es wohl angesehen werden, daß das aus einer Legierung von Gold und Silber hergestellte sogenannte »Elektron« der alten Ägypter, aus dem auch das Ringgeld hergestellt wurde, mit der Höhe der Silberbeimengung nicht ab- sondern zunahm. Das Gold wurde eben, wenn auch in ziemlich muhseliger Weise, in Ägypten selbst

interessantesten Formen dieses Geldes, das Steingeld der Palau-Inseln und das teils in Ozeanien teils in Afrika weitverbreitete Muschelgeld. Das erstere ist den Palau-Insulanern vor unbekannter Zeit von außen zugeführt worden und kann von ihnen selbst nicht hergestellt werden, so daß es in seiner Menge konstant bleibt. Die Kaurimuschel wird an einer beschränkten Stelle der maledivischen Inseln des indischen Ozeans gesammelt und von da als Ware den weiten Gebieten, in denen es als Geld im Gebrauch ist, zugeführt. Die relative Seltenheit ist aber bekanntlich eine Bedingung, die auch bei dem metallischen Kunstgeld eine wichtige Rolle spielt. Wäre das Gold auf Erden so verbreitet wie das Eisen, so würde es sicherlich nicht zum allgemeinen Wertmaß geworden sein.

Nun hat man den Affektionswert, der uns hier als reines Produkt der beschränkten Verbreitung entgegentritt, offenbar als die primäre Ursache für die Entstehung des »Schmuckgeldes« überhaupt angesehen. In der Tat hat ja der Schmuck zunächst einen Eigenwert, der ihn zu einer begehrten Ware macht, und der dann außerdem bestimmten Formen dieser Ware den Charakter als Geld verleihen kann. Demgegenüber sollen nun andere Objekte des Tauschverkehrs, die, wie Früchte und namentlich Vieh, ebenfalls gelegentlich als allgemeinere Wertmaße vorkommen, einen Nutzwert besitzen. Eine solche Scheidung der Motive ist jedoch undurchführbar, da die Objekte des »Nutzgeldes«, in erster Linie das Vieh, ebenfalls einen hohen Affektionswert besitzen können. Der Nomade schätzt seine Rinder als sein teuerstes Eigentum, von dem er nur schwer sich trennt, daher denn auch die Sitte bei Bantus wie Hottentotten, wie wir oben sahen, die Verwendung zum Kauf oder richtiger zum Geschenk auf einzelne Fälle, namentlich zur Gewinnung der Frau, einschränkt¹⁾. Die Heiligkeit gewisser Zuchttiere, namentlich der Kuh und des Ochsen, ist ein sprechendes Zeugnis für diese außerhalb des Nutzwertes liegende Schätzung, bei der die Heiligung der Tiere selbst schon unter der Mitwirkung eines ihr bereits vorangewonnen, Silber aber mußte von außen eingeführt werden. Vgl. A. Erman, Ägypten, II, S 114ff.

¹⁾ Über die sonstigen Erscheinungen, in denen dieser Affektionswert der Tiere sich äußert, vgl. Ed. Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur der Menschheit, 1905, S 135ff.

gehenden Affektionswertes entstanden ist, selbst aber wiederum verstärkend auf diesen zuruckwirkt. Als den Ausgangspunkt dieser Gesamtwirkung wird man wohl die Neigungsaffekte ansehen dürfen, die in dem Zuchter zu dem gezuchteten Tier erweckt werden¹⁾. Wie in diesem Fall, so wird aber immer ein irgendwie gerichteter, auf Affekte der Neigung und des Begehrens begründeter Wert, den wir eben im Gegensatz zu den den Guterkehr beherrschenden intellektuellen oder sogenannten Nutzlichkeitsmotiven als Affektionswert bezeichnen, bei der Umwandlung einer Ware in Geld im Spiele sein. Insbesondere hat das Geld als solches teils neben seinem Eigenwert als Ware teils, wie der oben erwähnte Einfluß der Seltenheit zeigt, ohne diesen die Eigenschaft, rein um seiner Verwendung als Geld willen einen Affektionswert zu gewinnen. Dieser spezifische Affektionswert des Geldes, der dem Metallgeld infolge des ihm durch eine lange Überlieferung beiwohnenden Gefühls mit erhöhter Stärke zukommt, pflegt bekanntlich besonders augenfällig da hervorzutreten, wo er sich in ökonomisch zweckwidrigen Handlungen äußert, wie z. B. in der verbreiteten Neigung, Goldmunzen zu sammeln oder zu verstecken statt sie nutzbringend anzulegen.

Liegt noch in dieser Freude am Metallgeld ein leiser Abglanz des allgemeinen Ursprungs aus dem Schmuck verborgen, dem das Geld überhaupt anheimfällt, nachdem sich das »Nutzgeld« als eine fehlerhafte Übertragung aus dem Gebiet der Ware erwiesen hat, so erhebt sich nun aber schließlich die weitere Frage: ist der Schmuck als solcher oder, allgemeiner ausgedrückt, das Wohlgefallen an Gegenständen, das sich mit der Neigung sie sich anzu-eignen verbindet, als Äußerung des ästhetischen Triebes der letzte Ursprung des Geldes, oder spielt auch er nicht etwa bloß eine Neben- oder Zwischenrolle? In der Tat ist es klar, daß gerade die verbreitetsten Formen des Naturgeldes diese Frage nahelegen. Wo dieses noch Geld und Schmuck zugleich ist, da kommt es nämlich durchweg in einer Form vor, in welcher im Hintergrund des ästhe-

¹⁾ Über den Zusammenhang dieser Erscheinungen mit den allgemeineren Kulturbedingungen vgl. den folgenden Band (Kultur) und Elemente der Völkerpsychologie, S. 287 ff.

tischen Gefallens dereinst ein anderer Trieb stand und zum Teil noch steht: das ist die Abwehr drohender oder der Schutz hilfreicher Dämonen. Insbesondere die Kette um den Hals, an der zu meist das Amulett getragen wird, bildet die geläufigste Form jenes Bandzaubers, der sich in den mannigfaltigsten Gestaltungen in seiner ursprünglichen Bedeutung vielfach im Volksaberglauben und in zu Symbolen verblaßten oder völlig in äußeren Schmuck verwandelten Formen bis zum heutigen Tage erhalten hat¹⁾. Mag aber auch der Schmuck überhaupt ein Abkommling dieser Zaubermittel sein, der dann freilich, nachdem er erst diesen Wandel in ein Objekt ästhetischen Gefallens erfahren, mannigfache selbständige Schößlinge erzeugt, das Naturgeld als solches kann kaum auf dieses mythologische Urphänomen zurückgehen. Dem steht das mit dem Besitz magischer Schutzmittel und besonders mit der als Amulett dienenden Kette verbundene Streben des Besitzers im Wege, dieses Schutzmittel für sich zu behalten, ein Streben, das sich nicht selten in der Vorstellung objektiviert, das magische Mittel verliere seine Macht, wenn es in andere Hände übergehe. Vielmehr bezeichnet offenbar gerade die Umwandlung des Schmucks in Geld einen Schritt, durch den sich dieses mehr und mehr von jenem Ausgangspunkte entfernt. Dies lehren gerade diejenigen Formen des Natur- und des an sie am nächsten sich anschließenden Kunstgeldes, denen der Ursprung aus der schmückenden Kette am deutlichsten aufgeprägt ist. Die zu einer Kette aufgereihten Kaurimuscheln sind wohl, so gut wie das Steingeld der Palau-Inseln, ursprünglich Schmuck und Geld zugleich gewesen, aber ihr weit verbreiteter Gebrauch als Geld hat ihre Verwendung zum Schmuck gänzlich zurückgedrängt. Ähnlich stammt das ägyptische Ringgeld sichtlich aus der Zerlegung der in dem Pharaonenlande als Schmuck verbreiteten Goldkette. Dadurch wurde die Umwandlung der Ringe in eine durch die Wage in ihrem Wert leicht bestimmbare Goldmunze bewirkt, zugleich aber der ästhetische Wert als Schmuck, den die Kette besitzt, zum großen Teil vernichtet. Die Analogie dieser beiden Formen des abzählbaren Geldes ist augenfällig. Beim Goldring wird die Äquivalenz der einzelnen Münzen durch die Wage sichergestellt,

¹⁾ Vgl. Bd. 4², S. 289 ff.

bei der Kaurimuschel erscheint sie durch die Gleichförmigkeit ihres natürlichen Vorkommens von selbst gegeben. Beiden gemeinsam ist dann jene relative Seltenheit, die für jede, auch die primitivste Form des Geldes erforderlich ist, um ihr die Bedeutung eines Wertmaßes zu sichern. Dieses muß natürlich selbst irgendeinen Wert besitzen, und da ist nun der wesentlichste und zugleich gewissermaßen der abstrakteste der reine Seltenheitswert, wie ihn vielleicht am vollkommensten unter allen irgendwo umlaufenden Geldformen im Hinblick auf ihr weites Verbreitungsgebiet das Kaurimuschelgeld darstellt. Hier scheiden sich aber zugleich die beiden im Prinzip einander am nächsten stehenden Formen des Natur- und des Kunstgeldes, das Muschel- und das altägyptische Ringgeld, darin, daß das letztere neben seinem Geldwert hauptsächlich wegen der Verwendung des Goldes zu den begehrtesten Schmuckformen den größten Eigenwert besitzt, den irgendein Wertmaß bis jetzt erreicht hat.

Aus dieser vergleichenden Betrachtung der Gegenstände, die man wegen ihrer allgemeinen Funktion im Güterverkehr unter dem Namen Geld zusammenzufassen pflegt, ergibt sich, daß, abgesehen von dem sogenannten »Nutzgeld«, welches überhaupt kein Geld ist, die beiden oben unter den Namen Naturgeld und Kunstgeld unterschiedenen Klassen eine zusammenhängende Reihe von Formen bilden, bei der jeweils die vollkommeneren aus den niedrigeren durch den Hinzutritt weiterer den Zwecken des allgemeinen Güterverkehrs sich anpassender Eigenschaften hervorgehen. Die nie fehlende unter diesen Eigenschaften ist die relative Seltenheit. Dazu kommt als nächste und verbreitetste die Abzählbarkeit. An ihre Stelle kann die verschiedene Größe der als Geld verwendeten Stücke treten, wie bei dem Palaugeld, bei dem übrigens der Geldwert nur nach dem unmittelbaren Gesichts- und Tasteindruck abgeschätzt wird, daher denn auch eine Mitwirkung des Eigenwertes als Schmuck nicht ausgeschlossen ist. Beide Arten des Naturgeldes sind nun zugleich Vorstufen der beiden Hauptformen des Kunstgeldes: das Muschelgeld ist der Vorfahre des gemünzten Metallgeldes, es teilt mit diesem vollständig die Eigenschaft der Abzählbarkeit und wenigstens annähernd genug bei dem geringen Eigenwert die Äquivalenz der einzelnen Stücke. Es ist daher unbedingt die vollkommenste Form

des Naturgeldes, was denn auch seine weite Verbreitung und lange Erhaltung erklärlich macht. Das Steingeld ist in gewissem Sinne ein Vorfahre des Barrengeldes, aber es bleibt weit hinter diesem zurück, teils wegen der Unsicherheit der Größenbestimmung durch den Gesichtssinn, teils wegen der wahrscheinlichen Beimengung des ästhetischen Eindrucks. Demgegenüber ist das Abzahlen eine intellektuelle Tätigkeit, wenn auch einfachster Art, die sich aber unverändert auf das gemünzte Geld überträgt. Was zu dieser aus den vorangegangenen Schmuckmotiven und ihrem durch den Hinzutritt des Tausch- und Geschenkverkehrs bedingten Bedeutungswandel hinzukommt, das ist nur die Anwendung künstlicher Werkzeuge, die speziell im Interesse der Verwertung als Geld auf die Schmuckobjekte angewandt und wodurch sie ihrem ursprünglichen ästhetischen Zweck entfremdet werden: diese Werkzeuge sind die Wage zur exakten Wertbestimmung und der Pragestock zur Fixierung und Beglaubigung des Wertes der abzuzahlenden und gleichzeitig durch die Wage zu bestimmenden Münzen. Diese hinzutretenden Akte sind, wie die Werkzeuge selbst, die sie voraussetzen, Erfindungen, die möglicherweise irgend einmal von einem Einzelnen gemacht worden sind. Das Naturgeld, das zu diesen Erfindungen herausgefordert hat, ist aber keine Erfindung im eigentlichen Sinne dieses Wortes, sondern es ist aus einem Ineingreifen assoziativer und apperzeptiver Prozesse entstanden, die, sobald der Guterverkehr sich entwickelte, mit diesem selbst durch den notwendigen Übergang bestimmter einzelner Objekte des Verkehrs in Wertmaße entstehen mußte.

5. Der Staat und die Religion.

a. Der Wandel der Kulte.

Daß die Anfänge der politischen Entwicklung an jenen großen Wandel der Kulte gebunden sind, der von den Geister- und Dämonen- zu den Gotterkulten hinüberführt, ist uns schon bei der Betrachtung der religiösen Entwicklung in den mannigfachsten, besonders auch für die Übergangszustände zwischen Stammesverfassung und staatlicher Ordnung kennzeichnenden Zeugnissen entgegengetreten¹⁾.

¹⁾ Vgl. besonders Bd. 6², S. 1ff. und S. 50ff.

Sind diese die Entstehung der staatlichen Ordnungen aus vorangegangenen Stammesverfassungen begleitenden Kultwandlungen aller Wahrscheinlichkeit nach Erscheinungen von allgemeingültiger Bedeutung, so bietet nun auch in dieser Beziehung die Geschichte der amerikanischen Urbevölkerungen, wie für den Wandel der Verfassungen, so für den der Kultformen die sprechendsten Belege, gerade weil uns hier wie dort teils in der Tradition, teils noch in der Wirklichkeit Übergangs- und Mischformen erhalten geblieben sind, die namentlich in den Gebieten der Alten Welt ganz oder nur noch in spärlichen, meist einem tief eingreifenden Bedeutungswandel unterworfenen Resten fortauern. Dabei bietet Amerika den eigentümlichen Vorzug, daß selbst die Gebiete, die zu einer staatlichen Organisation fortgeschritten sind, vor allem Mexiko, die Überlebnisse älterer Mythenschichten in einer durch die Mischung mit den späteren Gottervorstellungen verhältnismäßig wenig veränderten Form zeigen, die aber zugleich besonders nach der religiösen Seite der mexikanischen Kultur eine ungewöhnlich große Einflußsphäre verschafft haben. So großes Interesse daher im Hinblick auf diese allgemeinen Erscheinungen der Ausbreitung vornehmlich die Ackerkulte der in der mexikanischen Einflußsphäre lebenden Völker bieten, so sind sie doch deshalb, weil diese Völker ihre Götterkulte wesentlich von außen aufgenommen haben, für die vorliegende Frage mehr nur als Zeugnisse der Mischung alter und neuer Kultformen denn als solche eines aus dem Übergang zu den Anfängen einer neuen Gesellschaftsordnung entstandenen Wandels der Kulte von Bedeutung. Dies spricht sich auch darin aus, daß bei den hier hauptsächlich maßgebenden Pueblovölkern Neu-Mexikos und Arizonas der Schwerpunkt der Kulte immer noch auf dem alten Totem- und Dämonenglauben ruht, zu denen als ein relativ neues Motiv nur der gegenüber früheren Zuständen deutlicher ausgeprägte Ahnenkult kommt, wogegen die eigentlichen Gotter in den Kulthandlungen selbst eine verhältnismäßig geringe Rolle spielen¹⁾.

¹⁾ Vgl. Bd. 4², S. 530ff., Bd. 6², S. 57ff. Bezeichnend für diese nach der praktischen Seite des Kultus relativ geringere Bedeutung der eingewanderten im Vergleich mit den älteren Kulturen ist es wohl, daß bei den in diesen Pueblo-

Ungleich mehr lassen daher die Bevölkerungen der nordlicheren Gebiete trotz ihrer im ganzen niedrigeren Kultur die Motive erkennen, aus denen mit den frühesten kosmogonischen Vorstellungen auch die frühesten Gotter entstehen. Besonders die zumeist noch auf einer primitiven Kulturstufe gebliebenen Prärieindianer bieten hier kennzeichnende Beispiele. Vor allem gehören dahin die sogenannten »kultlosen Gotter« der Stämme der Caddofamilie. Daß diese Gotter, eben weil sie keinen Kult genießen, in Wahrheit nur Märchengestalten einer primitiven Kosmogonie, also kaum eigentliche Götter in der späteren Bedeutung des Wortes sind, haben wir gesehen (Bd. 6², S. 60ff.). Immerhin sind sie werdende Götter: sie sind Wesen, die jenseits der Wolken ein herrliches zwischen Jagd und Kampf wechselndes Dasein führen. Sie haben — das ist ein Fortschritt gegenüber ähnlichen den Himmel bevölkernden Wesen australischer Mythenmärchen — menschliche Gestalt angenommen, auch sind sie zu Weltschöpfern geworden. Doch stehen sie außerhalb der täglichen Wünsche und Sorgen und eben deshalb zumeist auch außerhalb des Kultus. Aber sie tragen die Anlage in sich, zu wirklichen Gottern zu werden, wenn sie erst, wie das anderwärts geschehen ist, die Herrschaft über die Dämonen, die den Menschen in der Nähe umgeben, gewinnen. Insbesondere zwei Eigenschaften besitzen diese Wesen, die sie als beginnende Gotter kennzeichnen: sie genießen uneingeschränkt die Güter, nach denen der Mensch selbst begehrt, und sie stehen zumeist, gleich den irdischen Jägern und Kriegern, unter der Führung eines obersten Häuptlings¹⁾. Darin spiegelt sich die Kultur des Jägers und Kriegers. Noch hat aber hier der Ackerbau mit der ihn begleitenden Sorge um das Gedeihen der Feldfrucht die Himmelsgötter nicht zu ihrer späteren vorherrschenden Macht über den Kultus erhoben. Sie werden zurückgedrängt von den irdischen, zumeist an die alten Totemtiere gebundenen Dämonen, unter die sich die Naturerscheinungen, besonders der Mond, die Gestirne, die Winde, mischen. So ist denn gebieten spät eingewanderten Navajos die Himmelsgotter und selbst die Ahnengeister weit mehr in den Kulthandlungen zurücktreten als bei den längst angesiedelten Zuñi und Hopi.

¹⁾ Vgl. den Mythos der Pawnees vom Gott Tirawa bei J. G. Dorsey, *The Pawnee*, p. 13ff., *Traditions of the Caddo*, p. 7ff. Dazu oben Bd 6², S. 60ff.

auch diese primitive Kosmogonie fast noch ausschließlich von der Lust am Fabulieren und dem an dieses geknüpften intellektuellen Interesse beherrscht. Dies spricht sich auch darin aus, daß diese Himmelswesen in die Kulthandlungen selbst kaum eingreifen, daß aber die Marchen, die von ihnen handeln, neben andern während der Kultfeier erzählt werden — ein Zug, in dem sich der Übergang dieser Marchenwesen in eigentliche Kultgotter vorbereitet. Denn offenbar hat hier die Märchenerzählung die Bedeutung eines Wortzaubers, und man wird schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt, daß sie eine Übertragung jener Büffellegenden ist, die bei den gleichen Stämmen als Lockzauber verwendet werden (Bd. 5², S. 172). Diese Übertragung mag um so näher liegen, als in den gleichen Erzählungen Himmelswesen und zauberhafte Tiere zusammen auftreten. Auch ist es bezeichnend, daß der oberste Himmelshäuptling doch nur in wenigen Mythen vorkommt.

Stellt man nun diesen noch ein sehr primitives Gewand an sich tragenden kosmogonischen Mythen die reicher ausgestattete Mythologie der Irokesen zur Seite, so bietet auch sie in ihrer unverkennbaren Zusammensetzung aus einer primitiven Kosmogonie und mancherlei zum Teil in diese verwebten Zaubermarchen gleichwohl viele Analogien mit den Mythen Erzählungen jener Präriestämme. Nur ist alles auf eine höhere Stufe gehoben, und die eigentlichen Schöpfungsmythen, die Erzählungen, wie von den von Anfang an existierenden menschenähnlichen Gottern Tag und Nacht, die Naturdinge und besonders die Tiere und Pflanzen geschaffen worden seien, spielen eine weit hervorragendere Rolle, und anthropomorph gewandelte Naturerscheinungen, wie das Erdbeben, der Sturm, die Aurora borealis u. a., treten in den Vordergrund. Auch läßt dieser vorwiegend anthropomorphe Charakter der mythischen Wesen wenigstens nach den Berichten der neueren Beobachter die Zaubertiere fast ganz verschwinden. Das ist vor allem um deswillen bedeutsam, weil damit wohl das gleichzeitige Verschwinden der Totemkulte und die Umwandlung der Totemnamen der Klans in bloße Wappensymbole zusammenhängt. Immerhin scheint eine Spur jener älteren Kulte in der da und dort noch fortlebenden Vorstellung von individuellen Schutzgeistern, die in bestimmten Tieren wohnen, sowie

in den Verkörperungen der Himmelsgötter, namentlich des sogenannten »großen Geistes«, in Tieren, besonders in Vögeln, von denen ältere Schriftsteller berichten, zurückgeblieben zu sein. Doch, wie man in dem »großen Geist« selbst gegenwärtig wohl mit Recht christliche Einwirkungen vermutet, so scheinen eigentliche Tierkulte, so verbreitet die Tiermarchen sind, was in vielen Fällen auf eine einstige kultische Bedeutung hinweisen mag, bei den Irokesen, wenigstens nach der Darstellung von Hewitt, kaum vorzukommen¹⁾. Andererseits sind freilich biblische Traditionen, besonders solche der Schöpfungsgeschichte, unverkennbar in die irokesische Kosmogonie eingedrungen²⁾. Sieht man von diesen fremden Einflüssen ab, so erweckt diese Mythologie durchaus den Eindruck, daß auch in ihr die Götter, soweit sie nicht dämonische Verkörperungen von Naturerscheinungen sind, noch ausschließlich die Züge des gewaltigen Kriegers und Jagers an sich tragen, und daß ihnen noch ganz die Beziehungen zu den Gütern der friedlichen Kultur, vor allem der hier allen andern vorangehenden Ackerkultur fehlen, durch die sie erst ihren das gesamte Leben umfassenden Wert und damit ihre Herrschaft über den Kultus erringen. Während bei den Völkern der mexikanischen Einflusssphäre die Ackerkulte noch allzusehr an den Dämonen des Bodens haften blieben, um den wirklichen Vegetationsgottern zur vollen Macht zu verhelfen, tragen so diese nördlicheren Stämme durch ihr kriegerisches Leben weit mehr die Anlage in sich, die andere Seite der Göttervorstellungen, die des idealen Helden zu entwickeln. Zu der Steigerung ins Übermenschliche hat dann wohl vor allem jene die beschränkten Grenzen der Stammeseinheit überschreitende politische Gemeinschaft beigetragen, wie sie in dem Irokesischen Bund der Stämme entstanden war. Damit verbindet sich der aus dem primitiven Himmelsmarchen erwachsene, reicher ausgebildete kosmogonische

¹⁾ Hewitt, Iroquoian Cosmology, Ethn. Rep XXI, 1903, p. 137.

²⁾ Die in den älteren Darstellungen der Mythologie der roten Rasse eine große Rolle spielenden Vorstellungen vom »großen Geist«, die dieser Mythologie ein gegenüber unsern heutigen Kenntnissen total abweichendes Gepräge geben, findet man bei J. S. Muller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen, 1867, S. 99ff, zum Teil auch bei Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 3, 1862, S. 177ff.

Mythus, der, wie bei vielen andern Völkern, hier einsetzt¹⁾. Doch die Ausbildung des Gotterkultus geschieht erst da, wo sich jene beiden Entwicklungen, der Übergang der Stämme zur Ackerkultur auf der einen und des unregelmäßigen Jäger- und Kriegerlebens zu einer Schutz und Angriff sichernden politischen Verfassung auf der andern Seite verbinden. Diesen letzten Schritt haben unter den Völkern Amerikas nur die Bewohner Mexikos und Perus zurückgelegt.

Bleibt hiernach bei den Irokesen das Verhältnis der Gotter zum Menschen im ganzen ein äußerliches, so sind nun bei ihnen um so mehr die alten, allverbreiteten Zaubervorstellungen und Zauberkulte wieder in die Lucke eingetreten, die die verschwundenen Totemkulte gelassen, und die die werdenden Götter noch nicht auszufüllen vermögen. Auch hier ist der Vorgang wahrscheinlich typisch für alle religiöse Entwicklung. Das Magische, die in den Kultobjekten ruhende oder tätige Zaubermacht, begleitet die Seelen-, Dämonen- und Totemkulte so gut wie die Gotterkulte. Es begleitet sie aber nicht nur, sondern es bleibt in unbestimmterer Gestalt besonders auch da noch bestehen, wo die fester ausgebildeten Kultvorstellungen, an die sie gekettet waren, in Auflösung begriffen oder völlig geschwunden sind. Das gilt sichtlich auch für diejenige Phase religiöser Entwicklung, die zwischen Totem- und Götterkulten mitten inne steht. Indem das Gefühl des Magischen nicht bloß allen möglichen Kultobjekten gegenüber wirksam ist und selbst da noch bestehen bleiben kann, wo sich der sonstige Inhalt der kultischen Motive verflüchtigt hat, sind daraus die verschiedenen Formen jener früher erörterten »Manahypothese« entstanden, nach denen der Zauberglaube überhaupt der Anfang aller Religion sein soll (Bd. 6², S. 32ff.). Vielleicht wurde man dieses Mana besser das Ende derselben nennen, wenn hier nicht überhaupt solche den psychologischen Zusammenhang der Phänomene zerstörende Zeitbeziehungen wenig am Platze wären. Zu der Klasse dieser unbestimmten Zaubervorstellungen gehört nun sichtlich auch das »Orenda« der Irokesen, das nach seinen wesentlichen Merkmalen mit dem »Mana« der Melanesier und Polynesier übereinstimmt. Höchstens scheint

¹⁾ Man vergleiche besonders die Ursprungssage der Polynesier, Bd. 6², S. 268ff.

nach der Schilderung Hewitts, des genauesten Kenners der heute noch bestehenden oder in Traditionen erhalten gebliebenen Reste der irokesischen Mythologie, darin ein gradueller Unterschied zu bestehen, daß das Mana nur in einzelnen Objekten wirksam gedacht wird, während das Orenda überall verbreitet, aber allerdings in einzelnen Dingen, besonders auch in einzelnen Menschen, in gesteigertem Grade vorhanden sein soll. Diese anscheinend größere Verbreitung der magischen Kräfte hat den genannten Autor zu einer Art pantheistischer Deutung geführt, bei der aber freilich die auch sonst verbreitete, namentlich der spiritualistischen Form der Manahypothese eigene Auffassung zugrunde liegt, daß, abgesehen von jenen quantitativen Unterschieden, dieser Zauber überall derselbe sei, was offenbar eine willkürliche Annahme ist. Wenn der Irokese alle möglichen magischen Wirkungen mit dem Wort Orenda bezeichnet, so beweist das ebensowenig, daß das Wesen dieser Wirkungen überall dasselbe sei, wie das Wort Zauber eine Identität aller Zauberwirkungen in sich schließt. Der Zauber z. B., der eine Leiche tabu macht, und der andere, der dem Blut des Erschlagenen die Kraft verleiht, dem, der es trinkt, die Stärke des gefallenen Feindes mitzutellen, sind sicherlich nicht dasselbe. Nicht anders verhält es sich bei dem Orenda und den ähnlichen Wörtern, die alle darn übereinstimmen, daß sie die Affekte der Furcht und des Hoffens in bestimmte Gegenstände verlegen, von denen diese Affekte ausgehen, die aber nicht im mindesten eine Gleichheit derselben bedeuten. Wenn daher Hewitt das Orenda mit »Lebenskraft« übersetzt, so substituiert er allen diesen mythologischen Zaubervorstellungen einen Begriff, der einen mythologischen wie einen wissenschaftlichen Inhalt bergen kann, und wenn er weiterhin die Mythologie der Irokesen ein »spekulatives System« nennt, so leidet es kaum einen Zweifel, daß er dabei die mythologischen Vorstellungen in philosophische Begriffe übertragen hat. Darf man doch allgemein sagen, daß, wo immer eine Mythologie sich als ein spekulatives System gibt, dieses System eine Schöpfung des darstellenden Mythologen, nicht des Volksmythus selbst ist¹⁾.

¹⁾ Eine gewisse Hilfe bei dieser Auffassung hat übrigens wahrscheinlich auch die Aufnahme gewisser Züge des biblischen Schöpfungsmythus und anderer

Tiefer, aber zumeist nach einer andern Richtung hat der Kultus bei den ußerdem lange Zeit von den Einflüssen der späteren europäischen Einwanderung unabhängiger gebliebenen nordwestlichen Stämmen Amerikas auf die gesellschaftliche Ordnung eingewirkt. Oben ist in dieser Beziehung des aus ihren früheren östlichen Sitzen nach dem Westen gewanderten Siouxstammes der Omaha gedacht worden. Schon bei ihnen ist uns eine sichtlich mit den klimatischen Bedingungen zusammenhängende Scheidung der Lebensformen begegnet, die in der hauptsächlich dem Winter zugehörenden Pflege des Kultus diesem einen stärkeren Einfluß auf die Gliederung der Gesellschaft verleiht. Ungleich mehr noch treten aber diese Verhältnisse bei den die nordpazifische Küste etwa vom Oregongebiet an bis hinauf zum 60. Grad nördlicher Breite bewohnenden Völkern hervor. Sie sind spät erst näher bekannt geworden, und das Felsengebirge hat in diesen nördlichen Gegenden auch gegenüber den andern nordamerikanischen Völkern eine wohl nur selten überschrittene Schranke errichtet, während zwischen den Stämmen selbst die Schifffahrt entlang der Küste einen ziemlich regen Verkehr vermittelte. Sie alle sind Jäger- und vornehmlich Fischer-völker, wobei in älterer Zeit der Fischfang gleich der Jagd mit Pfeil und Bogen betrieben wurde. Zugleich repräsentieren aber die nördlichen unter diesen Stämmen, besonders die Tlinkit und Haida, eine primitivere, die südlicheren, wie die Salish und Chinook, eine fortgeschrittenere Kultur. Bei jenen stand noch vor nicht langer Zeit der Totemismus namentlich in der Klaneinteilung der Stämme in voller Blüte, bei diesen war er bis auf geringe Spuren verschwunden, während in höherem Grad Einwirkungen der jenseits dieser Zone wohnenden Völker eingedrungen sein mochten. Hier nehmen nun christlich-europäischer Mythen geleast: so besonders bei dem Orenda die Sage, nach der ein himmlisches Wesen das Orenda, von dem es selbst erfüllt war, in den Mund des von ihm geschaffenen Menschen blies usw. (Hewitt, a. a. O., S. 208 ff.). Da Hewitt selbst irokesischer Abstammung ist, so wird man es ihm gewiß zugute halten, daß er den intellektuellen Wert dieser Mythologie hoher einschätzt, als sie es verdient, obgleich er spätere Beeinflussungen nicht leugnen kann und sich daher vielleicht auch allzusehr der Frage entzieht, inwiefern diese späteren Beimengungen auf die alten Legenden verändernd eingewirkt haben, so daß unwillkürlich seine eigene Deutung der Mythen von solchen fremden Bestandteilen beeinflusst ist.

in beiden Fällen eine entgegengesetzte. Das der Metamorphose unterworfenen oder im Winterschlaf liegende Tier bewahrt in der winterlichen Jahreszeit ein auf das Minimum der Selbsterhaltung reduziertes Leben; der Indianer der Columbischen Küste führt im Winter erst sein eigentliches Leben, zu dem der Sommer fast nur als die zur Erhaltung des Daseins notwendige Vorbereitung erscheint. Aber dabei repräsentiert die Sommerarbeit zugleich die ursprünglichere Kultur. Gewiß hat es ja eine Zeit gegeben, in der auch dieser Indianer des Nordwestens bloß Sammler und Jäger oder Fischer war, wie es für viele primitivere Stämme und zum Teil selbst für die nördlicheren Bewohner des gleichen Gebiets noch heute zutrifft. Dem entspricht, daß in der Tat auch bei den Stämmen, die zur Bildung der Wintergesellschaft vorgeschritten sind, die alte, ursprünglich wohl totemistische Stammesgesellschaft für das sommerliche Leben fortan bestehen geblieben ist. Auch der Stamm der Kwakiutl ist in Klans geteilt, die unter einem führenden Hauptling zusammenhalten, und die die Jagd- und Fischereigebiete unter sich teilen. Es herrscht bei ihnen Exogamie zwischen verschiedenen Klans des gleichen Stammes, während die Klanzugehörigkeit der Kinder eine Art Zwischenstufe zwischen der allerdings vorherrschenden Vater- und der Mutterfolge einnimmt, von denen jene bei den südlicheren, diese bei den nördlicheren Völkern die herrschende ist. Nur in einer Beziehung unterscheidet sich schon das Sommerleben von der reinen Klanverfassung: die Klans teilen sich in einzelne zusammenwohnende Familiengruppen, deren jede ihr Geschlecht auf einen einzigen Ahnen zurückführt, und dies ist dann, wie es scheint, auch auf den ganzen Klan übertragen worden, von dem daher Boas annimmt, er habe dereinst eine einzige Dorfschaft gebildet¹⁾. So sind denn auch die Tiernamen der Klans verschwunden und an ihre Stelle meist Ortsnamen getreten. Zugleich bringt es aber das sommerliche Leben wohl auch hier, wie bei andern Stämmen, z. B. den Omahas, mit sich, daß sich die Klangenen zerstreuen, wogegen die engeren Familiengemeinschaften die Sommerarbeit zumeist gemeinsam betreiben. Darin liegt wiederum ein durch die Erweiterung der Familie vermittelter

¹⁾ Boas, Rep. of the Nat. Mus., p. 334ff.

Übergang zur Gentilverfassung, der sich aber, im Unterschied von den der Klanteilung unabhängig gegenüberstehenden Geschlechtsverbänden der Irokesen, selbst der Klanverfassung einordnet. Immerhin wird man annehmen dürfen, daß diese dauernden Geschlechtsverbände den Übergang von der Sommer- zur Wintergesellschaft und so dieses einzigartige Beispiel einer alljährlich in regelmäßigem Wechsel erfolgenden durchgreifenden Verfassungsänderung vermittelt haben.

In der Tat ist von dem Augenblick an, wo das Winterleben beginnt, die Gliederung der Gesellschaft eine völlig andere geworden. Das drückt in seiner die Begriffe überall in Anschauungen umsetzenden Weise der Indianer dadurch aus, daß jeder an einem vorausverkündeten Tag einen andern Namen annimmt, worauf ein zeremonieller Tanz das neu beginnende Leben einleitet. Mit dem Namenwechsel treten an die Stelle der Klanverbände Geschlechterverbände, deren jeder eine Kultgesellschaft bildet. Zugleich eröffnet der erste Wintertanz eine Reihe von Festen mit Tänzen und dramatischen Spielen, die von den einzelnen Genossenschaften ausgeführt werden, welche ein strenges Besitzrecht auf sie in Anspruch nehmen. In Anlehnung an diesen Besitz bestimmter Kulte kommt dann eine Scheidung der Gesellschaft zustande, die schon in der Rivalität der Klans vorbereitet sein mag, aber erst in der Wintergesellschaft zur Herrschaft gelangt: die Scheidung in einen Adel und in das gewöhnliche Volk, wozu noch einzelne kriegsgefangene Sklaven als ein gänzlich einflußloser Teil der Bevölkerung hinzukommt. Es ist der Anfang jener tief in die spätere Entwicklung der politischen Gesellschaft reichenden Dreiteilung, die hier auf das engste einerseits an die Geschlechtsgenossenschaften, anderseits an den Geister- und Ahnenkultus gebunden ist, der besonders in diesem Winterleben über die nur noch in der bildenden Kunst und in der Mythenerzählung erhalten gebliebenen Reste des Totemismus obsiegt. Im Winter sammelt sich, wie bei vielen andern Völkern dieser Übergangskultur und insbesondere auch bei den ganz und gar patriarchalisch organisierten sudlicheren Stämmen der nordpazifischen Küste, die weitere Familie in einer einzigen größeren Behausung. Jeder Einzelfamilie ist ein Teil dieses allgemeinen Raumes

zugewiesen, in dessen Mitte das häusliche Feuer brennt. Sie alle stehen unter dem Ältesten des Geschlechts, der regelmäßig den Namen eines wahrscheinlich mythischen Urahnen führt¹⁾. Solche Großfamilienhäuser bilden dann, bei einander stehend, größere Dorfschaften oder Städte, in denen sich das Winterleben mit seinen Festen und Umzügen entwickelt. Die Träger dieser Festkulte sind aber nicht die Geschlechter selbst, sondern die aus Mitgliedern zahlreicher Familienverbände gleichen Rangs gebildeten »geheimen Gesellschaften«, diese Umbildungen der alten Mannergenossenschaften, die, in verschiedene Grade eingeteilt, nach den Geistern genannt werden, denen ihre Kulte gelten. Dabei bringt es der Vorrang, den einzelne Geschlechter vor andern genießen, mit sich, daß unter diesen Kultgemeinschaften einzelne nur den vornehmen Geschlechtern, andere dem gewöhnlichen Volk zugänglich sind, — eine Scheidung, die sich auf die Geister selbst und die ihnen geweihten Zeremonien überträgt. So fließen hier gentile und hierarchische Klassenordnung zusammen. Die aus den einzelnen Familienverbänden heraustretenden Kultverbände bieten aber außerdem einen Weg, auf dem unter Umständen der niedrigere Gentilgenosse, wenn er durch irgendwelche Leistungen sich auszeichnet, eine höhere hierarchische Stufe erklimmen oder aber umgekehrt infolge von Verfehlungen auf eine niedrigere herabsinken kann.

Die weiteren Wirkungen dieser Geschlechter- und Ständescheidung auf die beginnende politische Kultur, insbesondere auf Besitz und Verkehr, werden uns unten beschäftigen. Hier war ihrer nur wegen der in diesem Fall in einer sonst wohl kaum wiederkehrenden Isolierung der von den Formen des Kultus ausgehenden Einflüsse auf den Beginn der politischen Gesellschaft zu gedenken. Denn einerseits fehlen in diesem Fall ganz die später in erster Linie stehenden Einflüsse der Ackerkultur, andererseits hemmt, wie auch das

¹⁾ Gerade dieser Bericht über das Familienhaus, den wir mit den andern Verhältnissen des Winterlebens der Kwakiutl Boas verdanken, läßt vermuten, daß dieser um die Kenntnis der Nordwestamerikaner hochverdiente Forscher in seiner Schilderung der sommerlichen Klanverfassung die Familienverbände zum Teil mit den Klans zusammengeworfen hat — eine begreifliche Folge der früher erörterten Vermengung der Begriffe Klan und Gens, die namentlich seit Morgan in der Ethnologie herrschend ist.

Mythenmärchen dieser Völker zeigt, die Beschaffenheit ihres nordischen Himmels die Entwicklung einer Himmelsmythologie. Hier sind daher Geister- und Ahnenkult, von denen der erstere durch die langen Winternächte begünstigt sein mag, an die Stelle getreten. Dennoch hat die Muße, die das Winterleben diesen Stämmen läßt, Wirkungen auf die Gesellschaft ausgeübt, die in mancher Beziehung ihre Analogien in der polynesischen Inselwelt finden. Was dort dem Menschen in wenigen Monaten der Sommer, das bietet ihm hier die Natur zumeist dauernd von selbst dar. Trotz der phantastischen Kosmogonie, zu der die Gewalt des Meeres und die Pracht des südlichen Himmels den Polynesier herausfordern und von der einzelne Züge auch in den Kult übergehen, beherrscht auch bei ihm der Dämonenglaube und die Ahnensage das Leben. Denn noch fehlt es an den Antrieben, durch welche die von Menschenhand geleistete und von der Gunst des Himmels abhängige Kultur des Bodens die Himmelsdämonen in segnende und zurnende Gotter umwandelt. Nur das einer gemäßigten Zone angehörige Neuseeland pflegte den Ackerbau, und dementsprechend hatten denn auch frühe schon die Himmelsgotter einen größeren Einfluß in Mythos und Kultus gewonnen. Gleichwohl hat in Polynisien wie in Nordwestamerika der Geister- und der mit ihm eng verbundene Zauberglaube zu nicht minder furchtbaren und blutigen Kulthandlungen geführt wie der auf dem Ackerbau sich erhebende Götterkult. Aber seine Motive und danach auch seine Formen sind teilweise andere. Der Gotterkult gipfelt im Opfer, vor allem im blutigen Opfer; der Geisterkult betätigt sich in Handlungen, die für den Handelnden selbst die Gewinnung eigener magischer Kraft erstreben. Dieses Motiv, das zu dem Opfer erst als ein sekundäres hinzukommt, steht beim Geisterkult im Vordergrund¹⁾. Der Genuß des mit Zauberkraft begabten Tieres oder Menschen bildet daher in der Ekstase des Geisterkults den Höhepunkt der Feier. Darum zeigt nun aber auch gerade auf der Stufe, auf der die miteinander verschmelzenden Geister- und Ahnenkulte die Totemkulte abgelöst haben, die Anthropophagie eine weite Verbreitung. Das gilt vor allem für viele Gebiete Polynesiens; aber auch bei den pazifischen Indianern

¹⁾ Über dieses sekundäre Opfermotiv vgl. Bd. 6², S. 466ff.

herrschten sichtlich dereinst anthropophagische Kulte, von denen sich Reste bis in spätere Zeit erhielten¹⁾. Nicht minder bilden die geheimen Gesellschaften und ein nicht durch kriegerisches Ansehen ausgezeichneter, aber durch lange Überlieferung geheiligter Adel eine bemerkenswerte Übereinstimmung der polynesischen mit den nordwestamerikanischen Zuständen. An beiden Orten ist es ein Geburtsadel, der hier dem bei manchen der kriegerischen Stämme Nordamerikas, wie den Irokesen, zur Ausbildung gelangten Verdienstadel gegenübertritt. Hat der letztere einen im wirklichen Leben wurzelnden, in diesem Sinne also »weltlichen« Charakter, so beruht der Geburtsadel dagegen auf dem Geheimnis der Bluts-gemeinschaft und erscheint dadurch in religiösem Lichte. Dies steigert sich in der erblichen Hauptlingschaft, daher besonders der Häuptling, in geringerem Grade in Polynesien auch der Angehörige der Adelskaste, durch Tabu geschützt ist²⁾.

Bilden auf solche Weise, wie dies in den beiden Formen der Entstehung einer bevorzugten Klasse sich ausspricht, die kriegerische und die kultische Entwicklung, auch wo sie später zusammenfließen, in diesen Anfangsstadien eigenartige Gestaltungen der politischen Gesellschaft, so weisen diese Unterschiede auch bereits auf die typischen Formen hin, in denen sich der spätere Staat entwickelt. Hier ist der unmittelbar durch die Stammesgemeinschaft selbst geschaffene Bund der Irokesen das ausgeprägte Vorbild einer demokratischen Staatsordnung, die im Prinzip auf die Gleichberechtigung aller einzelnen Stammesgenossen gegründet ist. Darum beruht diese Verfassung zunächst auf der aus der ursprünglichen Stammesordnung herübergenommenen Gleichheit der Stammesgenossen, die im allgemeinen nur durch Alter und persönliches Ansehen modifiziert ist; zugleich enthält sie aber in der im Krieg eintretenden Unterordnung unter einen obersten Häuptling bereits den Keim zum Übergang in die Einzelherrschaft, der dann durch die Übertragung der militärischen Disziplin auf den Frieden zur dauernden absoluten Monarchie führen kann. Dies ist denn

¹⁾ Boas, a. a. O. S. 441 ff.

²⁾ Vgl. die Übersicht über die älteren Zustände Polynesiens bei Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 6, S. 157 ff.

auch der Weg, den bei vielen Völkern die Entwicklung der Stammesverfassung zur politischen Gesellschaft eingeschlagen hat. Es sind die despotischen Verfassungen der meisten afrikanischen Völker, unter den primitiveren namentlich der Sudan- und vieler Bantustämme, die diesem Typus entsprechen, der am unmittelbarsten auf die Zerstörung der vorangegangenen Stammesordnung ausgeht und darum die Zwischenstufe der gentilen Organisation überspringen kann. Demgegenüber bieten nun besonders die bei vielen Stämmen des Nordwestens von Amerika unter dem Einfluß einer friedlichen Kultur eingetretenen Zwischenstufen zwischen Stammes- und staatlicher Verfassung ein wesentlich anderes Bild. Auch hier ist eine Assimilation beider noch nicht erfolgt. Aber innerhalb des Klans hat sich auf der Grundlage der erweiterten Hausgemeinschaft eine Geschlechtsordnung zu bilden begonnen, die bei diesen Stämmen ihre hohe Bedeutung vornehmlich durch den Einfluß gewinnt, den sie auf Mythos und Kultus ausübt. So tritt hier als ein neues Moment eine auf der Geschlechterordnung beruhende Ständescheidung hervor, die zu der Oligarchie eines Geburtsadels führt. Auch diese kann dann aber zur Herrschaft eines einzigen Geschlechts und, insofern dieses unter dem Geschlechtsältesten steht, zur Einzelherrschaft werden. In Polynisien, wo sich die Klanverfassung vielleicht schon in einer der Einwanderung vorausgehenden Zeit aufgelöst hatte, ist dieser Übergang offenbar frühe schon erfolgt und ist an vielen Orten, indem sich die wirkliche in eine Scheinherrschaft umwandelte und auch der Adel sein einstiges Ansehen einbüßte, bald in anarchische Zustände, bald in eine Herrschaft der Priester und der von ihnen geleiteten Kultgesellschaften übergegangen. Bei den Indianern der Columbischen Kuste, wo die Klan- neben der Gentilordnung fortbestand und sogar mit ihr in ihrer Herrschaft nach den Jahreszeiten wechselte, ist, vielleicht vermöge der erhaltenden Kraft, die gerade dieser regelmäßige Wechsel ausübte, die politische Gesellschaft auf der Stufe der reinen Gentilordnung stehen geblieben, wie diese ja auch in der Alten Welt, besonders in Griechenland und Rom, lange noch, nachdem im übrigen der Staat über sie hinausgeschritten war, im Kultus sich behauptet hat. Um wieviel mehr mußte dies da geschehen, wo die ganze Gesellschaftsordnung

auf dem Kultus aufgebaut war! Trotz diesen zum Teil in singulären Bedingungen begründeten Verhältnissen kann man daher wohl sagen, daß, so verschieden auch die Ausgangspunkte sind, die von der Stammesverfassung zum Staat hinüberfuhren, doch alle Wege nach einem einzigen Punkt konvergieren, von dem ihrerseits wieder die weitere über diese Übergangsformen hinausreichende Entwicklung des Staates ausgeht. Dieser letzte Ausgangspunkt ist die Monarchie, die Einzelherrschaft im Krieg und im Frieden, die nur, je nachdem schon im vorstaatlichen Leben Krieg oder Kultus im Vordergrund stehen, durch eine aus der Leitung des Kultus entspringende Priesterherrschaft und in einzelnen Fällen durch den Einfluß eines wiederum dieser entgegenstrebenden Prophetentums beschränkt werden kann.

Diese beiden Gestalten, der Priester und der Prophet, sind nun aber in der Bedeutung, die sie in dem geschichtlichen Leben der Völker erringen, selbst Schöpfungen der politischen Gesellschaft. Ihre Vorstufen begegnen uns jedoch bereits in der Periode der Stammesverfassungen in dem Schamanen oder Medizinmann und weiterhin in den Führern der Kultgenossenschaften oder «geheimen Gesellschaften». Doch während in den Dämonenkulten der Schamane, der Vorläufer des Propheten, dem des Priesters, dem Führer der Kultgemeinschaft, vorausgeht, bezeichnet es den Anbruch der politischen Ära, daß das Prophetentum durch das Priestertum zunächst in eine Neben- oder Ausnahmestellung zurückgedrängt wird, die nur in einzelnen, dann freilich besonders bedeutsamen Momenten der Geschichte durchbrochen wird, in denen sich das Prophetentum zur führenden Stellung erhebt. Die psychologischen Eigenschaften dieser beiden Gestalten, des bis in die uns erreichbaren Anfänge der Gesellschaft zurückreichenden Schamanen und des mit den Stammeskulten beginnenden Priesters, sind nach ihren allgemeinen Eigenschaften bereits früher geschildert worden¹⁾. Dagegen fordert die hohe Bedeutung, die diese Erscheinungen innerhalb der politischen Gesellschaft gewinnen, eine besondere Betrachtung.

¹⁾ Vgl. Bd. 4², S. 187ff., Bd. 6², S. 107ff., 431ff.

b. Das Priestertum.

Von den Anfängen der politischen Entwicklung an scheidet sich der Kultus in zwei Formen, deren einer den einzelnen Göttern bestimmt ist, die der Weltordnung und der ihr nachgebildeten staatlichen Ordnung vorgesetzt sind, während der andere das Ganze dieser beiden großen zu einer höheren Einheit verbundenen Gebiete zu seinem Gegenstand hat. Keiner der unter der Einwirkung des staatlichen Lebens entstandenen Natur- und Staatsreligionen — jeder dieser Ausdrücke ist vermöge jener Einheit gleich anwendbar — fehlen diese beiden Faktoren des religiösen Kultus. Gleichwohl kann je nach den Bedingungen des staatlichen Lebens und seiner Vorgeschichte bald der eine bald der andere vorwalten. Wo die Kulte der die einzelnen Lebensgebiete schützenden Götter überwiegen, da steht immerhin an ihrer Spitze ein höchster Gott, der zugleich der Vertreter des Staatsganzen ist, so daß er, mag auch diese Bedeutung durch die Einzelgotter, unter deren Schutz sich wiederum die einzelnen Gemeinwesen stellen, zurückgedrängt werden, doch die Stellung einer die Stammeseinheit repräsentierenden Gottheit einnimmt. In diesem Sinn ist Zeus der Nationalgott der Griechen; aber die einzelnen Staaten stellten sich unter den Schutz von Sondergottheiten: so Athen unter den der Athena, Sparta unter den der Dioskuren. Als später die Mysterienkulte eine über den Umkreis des Einzelstaates hinausreichende, von den staatlichen Interessen unabhängige Bedeutung gewannen, da waren es wiederum Sondergottheiten, vor allen Dionysos, die zu obersten Kultgottern wurden. Indem in der griechischen Religion die den verschiedenen Gebieten des Lebens zugewandten Sonderkulte in den mit dem Bilde der Gottheit ausgestatteten Tempeln ihre Stätten und in deren Priesterschaften ihre Leiter finden, geht so das religiöse Leben in der Fülle der Einzelkulte auf, deren jeder einem bestimmten Lebensgebiet entspricht, dem eine Gottheit und eine besondere, ihr eigenes Ritual befolgende Priesterschaft zugeordnet ist. Spezifische Staatsgotter treten im Kultus überhaupt zurück, und wo sie eine größere Bedeutung gewinnen, wie Athena als Schutzgöttin Athens, da besitzt ihr Kultus einen von dem der andern, namentlich der Heilsgotter, des Apollon, Asklepios,

Dionysos, der Artemis usw., abweichenden Charakter: er besteht in öffentlichen Festen, an denen die ganze Bürgerschaft teilnimmt, nicht in Kultriten, die unter der Führung der Priester des Gottes in dessen Heiligtum die Schutz und Heil Suchenden befolgen. Entsprechend dieser Zersplitterung in Einzelkulte bringt es denn auch das Priestertum nicht zu einem irgendwie in sich geschlossenen und der übrigen Bevölkerung gegenüber tretenden Stand, sondern es besteht fortan aus getrennten Genossenschaften, die auf das staatliche Leben im ganzen keinen Einfluß gewinnen, so groß ihre persönliche Wirkung gelegentlich sein mag. Das zeigt auch der Kultus des Delphischen Apollo, der am ehesten einem griechischen Kultus nahekam, aber als spezifischer Orakelkult stets in den Schranken religiöser Ermahnung und Beratung blieb, nie zu einer entscheidenden politischen Stellung gelangte.

Wie in der griechischen Religion der Kultus an die einzelnen Gotterpersonlichkeiten gebunden ist, bei denen vor allem der einzelne Mensch Schutz und Rettung sucht, so ist umgekehrt die römische Religion, so lange nicht fremde, namentlich griechische Kulte in sie eingedrungen sind, wesentlich Staatsreligion. Teils ist es der Staat als solcher, der in dem um Jupiter, Janus, Mars gescharten Götterkreis im Vordergrund dieser Kulte steht, teils verbinden sich damit Gottheiten des Ackerbaus, und, als ein im persönlichen Kult besonders hervortretender Bestandteil, die häuslichen Gottheiten, wie die Penaten, Laren und die unter die oberen Gotter aufgenommene Vesta, die Schutzerin des häuslichen Herdes. Sie geben der römischen Religion ihr eigenstes Gepräge vor allem dadurch, daß diese im einzelnen namenlosen, unbestimmt zwischen Damon und Gott schwankenden Wesen, Haus- und Staatsgotter zugleich sind, ebenso wie ja die alte römische Hausgemeinschaft dereinst die Grundlage der Staatsordnung gewesen ist. Sichtlich hängt es nun mit diesem Charakter der Haus- und Staatskulte zusammen, daß hier das Priestertum ursprünglich nicht sowohl nach den einzelnen Gottern als vielmehr nach den verschiedenen Kulthandlungen, mit deren Ausführung die Priesterschaften betraut waren, gesondert ist. Diese sind nicht Vertreter der Gottheit gegenüber dem Schutzbedürftigen, sondern vielmehr Beamte des Staats, denen die Übung

der kultischen Verpflichtungen der Gemeinschaft gegenüber der Gottheit obliegt. Dies änderte sich zwar teilweise in der späteren Zeit, indem die Einführung auswärtiger Kulte die Einsetzung von Priesterschaften veranlaßte, die den neuen Göttern zugeteilt waren. Aber die eigentlichen Staatskulte blieben davon im wesentlichen unberührt. Hier bilden die Opferpriester, das mit der Deutung der sibyllinischen Weissagungen beauftragte Kollegium, die Auguren, die aus Etrurien geholten Haruspices, gesonderte Priesterschaften, die, wie die Magistrate die politische, so die religiöse Seite der Staatsordnung darstellten. Der Gegensatz, der uns hier trotz späterer Vermischungen nach der einen wie der andern Seite scharf ausgeprägt in den Grundlagen des griechischen und des römischen Kultus entgegentritt, beleuchtet nun zugleich deutlich die zwei Funktionen, die das Priestertum überhaupt vom Anfang der staatlichen Ordnungen an innerhalb dieser ausübt. Die eine dieser Funktionen ist die Vertretung der staatlichen Gemeinschaft gegenüber den die Welt und mit ihr die Geschieke des Staats lenkenden göttlichen Mächten: das ist der Gedanke, der in der römischen Staatsreligion die Grundlage des Kultus bildet, und der das Priestertum der Hauptsache nach als eine zum Zweck dieser religiösen Vertretung vor Gott in eine Anzahl spezifischer Kultpriesterschaften zerfallen läßt, die zusammen eine Art religiöser Magistratur bilden. Die andere Funktion ist die Übermittlung des von der Gottheit gespendeten Heils an die einzelnen religiösen Gemeinschaften und ihre dem Kultus der einzelnen Gotter sich zuwendenden Mitglieder. Zwischen beiden Funktionen ist der wichtige Unterschied, daß bei der ersteren die Gottheit wie ihr Priestertum dem Einzelnen ferner liegen, daher denn auch die Staatsreligion einen hauptsächlich in äußeren Kultformen und ihrer strengen Befolgung bestehenden normativen und verstandesmäßigen Charakter besitzt, während die in Kulte persönlicher Einzelgötter sich betätigende Religionsübung auch in ihrer Wirkung in höherem Grade auf die einzelnen Personen der Kultgemeinschaften gerichtet ist. Diese in der antiken Welt durch die griechische Religion vertretene Form läßt sich daher gegenüber der in dem römischen Staatskult zum Ausdruck kommenden wohl als die des Persönlichkeitskultus bezeichnen. Persönlich ist

hier der Kult in doppeltem Sinne: er ist einer einzelnen Götterpersönlichkeit gewidmet, und er entspringt aus dem religiösen Bedürfnis der einzelnen die Kultgemeinschaft bildenden Personen. Das bewirkt zugleich charakteristische äußere Unterschiede. Auch die Römer besaßen von fruhe an Tempel, aber, der Unbestimmtheit ihrer Gotter entsprechend, fehlte das Götterbild; für den griechischen Tempel ist dieses ein unveräußerliches Attribut. Im griechischen Kultus überwiegen Gebet und Beschwörung, im römischen Weissagung und Zeichendutung der Ratschlüsse der Götter — sprechende Zeugnisse der Gefühls- und phantasievollen Richtung des religiösen Denkens dort, der verstandesmäßigen hier. Natürlich handelt es sich dabei nirgends um einen das religiöse Leben selbst in zwei sich ausschließende Formen spaltenden Gegensatz. In Rom aber wurde die Lücke, die hier die Staatskulte ließen, durch den Kultus der häuslichen Gotter geschlossen, der sich, durch den Hausvater geleitet, dem öffentlichen Priestertum entzog, bis in späterer Zeit die eingewanderten, namentlich die griechischen Götterkulte ergänzend hinzutraten. Immerhin wirkte das Übergewicht der einen oder der andern jener beiden Richtungen auch auf die Form ihrer späteren Verbindung und dadurch auf die Organisation ihrer Priesterschaften zurück. Der Staatskult ist an die das Zentrum des Staates bildende Stadt gebunden. Stadtgötter und Staatsgotter fließen daher zusammen. Aber die herrschende Stadt zieht auch die übrigen Gotter, die ursprünglich in verschiedenen Landschaften ihren Sitz haben, in ihren Umkreis und schafft so neue Priesterschaften, die sich um die dem Staatskult bestimmten Kollegien ordnen. Anders verhält es sich mit der Ergänzung, welche die griechischen Kulte erfuhren, wo sich das Bedürfnis nach einem Staatskult entwickelte. Hier war es eine einzelne Gottheit, die neben dem ihr gewidmeten persönlichen Kult den einer Schutzgottheit der Stadt und des Staates gewann. Auch bei diesem Punkte kommt daher wieder der charakteristische Unterschied der beiden typischen Kultformen zum Ausdruck: die Schutzgottheit Athens ist Athena, Rom besitzt eine persönliche Schutzgottheit ähnlicher Art überhaupt nicht, sondern der Staatskult ist der Gesamtheit der Staatsgötter gewidmet, und nur für besondere Richtungen des bürgerlichen Lebens, wie namentlich

für den Ackerbau, bestehen Kultfeste, die an einzelne dieser Staatsgötter gebunden sind.

Nun darf man wohl annehmen, daß die gemeinschaftlichen Stammeskulte die ursprünglichen Gotterkulte sind, neben denen noch während längerer Zeit die individuellen und hauslichen Bedürfnisse in den alten Formen der Dämonenbeschwörung ihre Befriedigung finden; daher denn auch noch in späte Zeiten die Haus- und persönlichen Schutzgeister, nachdem sie unter die Gotter aufgenommen sind, immer noch etwas von dem unpersönlichen Charakter der Dämonen bewahren. Anderseits wissen wir, daß die Ackerkulte, wie sie vornehmlich die Herrschaft der Himmelsgötter begründen, so auch wahrscheinlich die frühesten Gemeinschaftskulte gewesen sind, von denen die Ausbreitung der Herrschaft der Götter über die andern Gebiete des gemeinsamen Lebens und der Übergang in die Staatskulte ausging. Für diesen Übergang selbst sind dann wohl neben dem ursprünglichen Volkscharakter die Verhältnisse der Niederlassung der Völker nach der Einwanderung in ihr späteres Staatsgebiet von entscheidender Bedeutung. Wo zahlreiche, durch Sprache, Sitte und die Grundlagen des religiösen Lebens zusammengehaltene, aber politisch gesonderte Staatenbildungen entstehen, wie in Griechenland und in den germanischen Siedlungsgebieten, da kann sich zwar eine im ganzen gemeinsame, wenn auch, namentlich unter dem wechselnden Einfluß der von außen zugeführten Götter mannigfach abweichende Gotterwelt entwickeln, aber in dem geistigen Leben tritt doch die politische Vielgestaltigkeit zurück gegenüber der nationalen Einheit. Die Gottertempel und ihre Kulte und zum Teil selbst ihre Priesterschaften sind relativ unabhängig von dem Boden des Staates, auf dem sie stehen. Die Tempel oder in noch früherer Zeit die Kultstätten in der freien Natur bieten Zufluchts- und Festorte für jeden, der die nationalen Gotter verehrt. Umgekehrt, wo ein einzelner, in einer einzigen Stadt konzentrierter Staat die ursprünglich unabhängigen Nachbarstaaten unter seine Herrschaft bringt, da mag er auswärtige Gotter aufnehmen, aber auch diese werden damit zu Staatsgöttern und die auf dem gleichen Boden erwachsenen Kulte zu Staatskulten. Darum ist nach den Verhältnissen, in denen im Altertum die Begriffe Nation,

Stadt und Staat zu einander stehen, der Persönlichkeitskult in seiner äußeren Erscheinung zugleich Nationalkult, und der Staatskult ist, mindestens in zahlreichen Fällen, zugleich Stadtkult. Ob er es immer ist, das kann aber bezweifelt werden, weil es Staaten gab und noch gibt, in denen sich keine städtische Niederlassung gebildet hat. Das gilt insbesondere auch für Griechenland und die germanischen Gebiete, in denen noch heute die schweizerischen Urkantone Staaten ohne Städte sind¹⁾. Was aber nie fehlt, wo es überhaupt Gotterkulte gibt, das sind Gemeinschaftskulte. Denn aus diesen sind, wie wir sahen, überhaupt die Gotter hervorgegangen, und so pflegt denn auch gerade in den rein dorfflichen demokratischen Staatengebilden, die den Charakter eines ursprünglicheren Zustandes als die sogenannten Stadtstaaten besitzen, neben der die politischen Angelegenheiten leitenden Landesversammlung aller volljährigen Bürger der gemeinsame Kult nicht zu fehlen. Ist daraus zu schließen, daß Gotterkult und öffentlicher Kult von Anfang an zusammenfallen, so besitzen demnach auch Staats- und Stadtkult das Anrecht auf das höhere Alter gegenüber den Persönlichkeitskulten, die, eben weil sie nicht von den Grenzen des Staats, sondern nur noch von der nationalen Eigenart bestimmt sind, individuelleren und dabei doch zugleich allgemeineren, dem rein Menschlichen näher stehenden Wert haben. Sind demnach die Gemeinschaftskulte überhaupt die frühesten Gotterkulte, so folgt daraus freilich nicht, daß es hier noch keinerlei Art von persönlichem Kult gibt, der auf den Schutz des Hauses, der Familie, des eigenen Lebens und Besitzes gerichtet ist. Vielmehr folgt daraus nur, daß zu der Zeit, als bereits die Gemeinschaftskulte zu Gotterkulten geworden waren, die persönlichen Lebensgebiete noch der Sphäre der Dämonenkulte überlassen blieben. Dafür bietet eben Rom den sprechenden Beleg. Die Haus- und Flurgotter nebst den ihnen verwandten Schicksalsmächten und den Personifikationen abstrakter Begriffe, Salus, Spes, Virtus, Fortuna usw., an denen die römische Religion so reich ist, sie sind und bleiben im Grunde Dämonen, die nur äußerlich den Namen von Gottern angenommen haben. In diesen Verhältnissen

¹⁾ Wilamowitz, Staat und Gesellschaft der Griechen, Kultur der Gegenwart, Teil II, Abt. 4, S. 44ff.

spiegelt sich die allgemeine Entwicklung der Götterkulte, die, von der Pflege der gemeinsamen Lebensgüter ausgehend, von Anfang an Gemeinschaftskulte sind, und die, mit den Vegetationskulten beginnend, sich allmählich über alle andern, an das Zusammenleben in Staat und Stadt gebundenen Ordnungen ausbreiten, um sich auf diese Weise zu einer Schritt für Schritt der politischen parallel gehenden sakralen Organisation zu entwickeln¹⁾. So entsteht denn auch erst aus dieser sozialen Organisation des Kultus ein dieser religiösen Seite des gemeinsamen Lebens zugewandtes öffentliches Priestertum, das sich dann wieder teils nach den verschiedenen sakralen Funktionen, teils nach den Göttern, zu deren Kultus es bestimmt ist, in einzelne Priesterschaften sondert. Diese zweite Scheidung ist nun aber an die Ausbreitung der Macht der Götter über die verschiedenen Lebensgebiete gebunden, mit der die Verdrängung der Dämonenkulte Hand in Hand geht. Auch der Gott gebietet über dämonische Kräfte; aber er besitzt sie in gesteigertem Maße und in einer durch die Vermenschlichung der Götterpersonlichkeit veredelten, die Furcht vor seiner Zaubermacht in Ehrfurcht verwandelnden Form. Mit der Ausbildung dieser allgemein menschlichen, wenn auch daneben stets in nationaler Prägung hervortretenden Züge werden aber allmählich ihre staatlichen Funktionen zurückgedrängt: die Staatsgotter werden zu nationalen Gottheiten, und ihnen folgt die Stellung des Priestertums, das nun in seinen dem Tempel eines Gottes beigegebenen Priesterschaften den Verkehr zwischen dem Hilfe und Heil suchenden Menschen und dem Gott vermittelt. So bezeichnet unzweifelhaft der persönliche Kultus der nationalen Gottheiten gegenüber den Staats- und den sie vorbereitenden gemeinsamen Stammeskulten eine höhere Stufe religiöser Entwicklung, und dem entspricht die Stellung des Priestertums in beiden Fällen. Der Staatspriester sucht nach vorgeschriebenen Regeln die Gunst der Gotter zu gewinnen und ihren Willen zu erkunden; der Tempelpriester tritt dem Heilsuchenden persönlich nahe. Darin liegt immerhin ein erster Schritt vom Zauberer zum Seelsorger. Im griechischen Altertum konnte ein Mann wie Pyrrho von Elis ein von hohem sittlichem

¹⁾ Vgl. oben Bd. 6², S. 412 ff.

Ernst erfüllter Philosoph und gleichzeitig Oberpriester des Apoll sein.

Wo die Religion, wie in Griechenland, unter dem Miteinfluß der staatlichen Zerkluftung in den nationalen wie in den Mysterienkulten diesen Weg zu den persönlichen Gotterkulten fruhe schon zurückgelegt hat, da ist nun aber gleichwohl auch hier noch bis in späte Zeiten ein Gefühl der Zusammengehörigkeit von Staat und Religion lebendig geblieben. Es findet, gemäß der Erfahrung, daß die äußere Form nicht selten am peinlichsten da gewahrt wird, wo der innere Gehalt verloren gegangen ist, seinen Ausdruck in der Anklage der »Asebie«, der Nichtachtung der heimischen Götter, deren Opfer noch Sokrates geworden ist. In ihr wirkt die bis auf das vorgeschichtliche Königtum zurückgehende Tradition fort. In dieser Vorzeit vereinigt der König in seiner Person die weltliche Oberherrschaft mit dem obersten Priestertum, und die römische Königslegende, die ja vielleicht selbst priesterlichen Ursprungs ist, scheint den höheren Wert der religiösen Seite dieser Doppelstellung damit andeuten zu wollen, daß sie dem Servius Tullius, dem Urheber der bürgerlichen Verfassung, den Numa als den Schöpfer des Kultus vorangehen läßt. Daß sich in Griechenland fruhe schon das Königtum in eine Mehrheit von Königen geschieden hat, und daß dabei die Zweiheit der Personen überwiegt, wie besonders in Sparta und dereinst wahrscheinlich auch in Athen, läßt vermuten, diese Teilung der Gewalten habe mit der Sonderung des Kultus von der politischen Staatsgewalt begonnen. Ist doch in Athen der Name des Basileus, als er längst aus dem politischen Leben verschwunden war, noch längere Zeit für den Vorsteher der Staatskulte erhalten geblieben. Dies entspricht durchaus der Tatsache, die sich auch bei den sonstigen Gliederungen der Gesellschaft bestätigt, daß Verbände, die ursprünglich politischer und religiöser Art zugleich waren, als Kultverbände bestehen blieben, nachdem sie ihre politische Bedeutung verloren hatten. Bei dieser zum Teil bis in die Stammesverfassungen zurückreichenden Erscheinung wirken wohl zwei Bedingungen zusammen. Einerseits steht fortan den Motiven des Kultus die höhere, und darum seinen Bestand wenigstens äußerlich schützende Würde zur Seite; andererseits pflegen die Motive politischer Umgestaltungen

zwingender sich geltend zu machen und darum dem Versuch, sie mit Hilfe von Umdeutungen den alten Formen anzupassen oder diese als äußerliche, innerlich aber bedeutungslos gewordene bestehen zu lassen, energischer zu widerstehen.

Von diesen in ihrer Entstehungsweise zugänglicheren Verhältnissen der beiden klassischen Völker aus gewinnen nun auch die durch fortdauernde Wanderungen und Kämpfe der Völker in ihren politischen und religiösen Ursprüngen undurchsichtigeren Erscheinungen der großen orientalischen Reiche einiges Licht, wenn man von der auch hier mindestens mit der größten Wahrscheinlichkeit anzunehmenden Einheit von Herrschergewalt und oberstem Priestertum ausgeht. Was in dieser orientalischen Welt die ethnopsychologischen Probleme kompliziert, das ist aber vor allem, daß, während die europäischen geschichtlichen Staatenbildungen des Altertums nach den ersten Einwanderungen der Völker in stetigem, in sich zusammenhängendem Verlauf weiter fortschreiten, die orientalische Welt der Schauplatz fortwährender weiterer Wanderungen und Kämpfe um die Vorherrschaft geblieben ist. So verwischen sich hier in ungleich höherem Maße die religiösen und politischen Kulturen der Völker. Zu untersuchen, was in diesem ungeheuren Komplex von Erscheinungen den einzelnen Völkern angehört, und wie diese Erscheinungen ineinander eingegriffen haben, das ist natürlich Aufgabe des Historikers, nicht des Völkerpsychologen. Wohl aber fällt diesem die allgemeinere Aufgabe zu, zu erwagen, wie sich auch hier, unter diesen von fruhe an wechselnderen Bedingungen die allgemeinen Motive politischer Entwicklung wiederholen. Dabei kommt vor allem in Betracht, daß diese Staatenbildungen der orientalischen Welt durchweg Eroberungsstaaten sind, bei denen demnach von Anfang an die Bedingungen neuer Ansiedelung mit denen der Unterwerfung der bereits angesiedelten Stämme in einer Weise sich mischen, daß der zur Herrschaft gelangte Stamm die Grundlagen seiner eigenen Kultur der unterworfenen Bevölkerung entnimmt. Mehr noch als in der Sprache und selbst in der Ausbreitung der Mythen und Legenden tritt dies in dem äußerlichsten Symptom der Kulturwanderungen, in der Schrift, hervor, wo die Keilschrift in ihrer beinahe zu einer Universalschrift gewordenen Ausbreitung

über die vorderasiatische Welt ein sprechendes Zeugnis dieser Mischung der Kulturen liefert. Relativ am selbständigsten steht wohl diesen unabsehbaren Volkerbewegungen der ägyptische Staat gegenüber. Um so bemerkenswerter ist es, daß hier die Entwicklung der politischen Gesellschaft im wesentlichen die gleichen Züge namentlich in der ursprünglichen Einheit von Staat und Götterkult darbietet wie in der alten europäischen Welt. Freilich kommt dabei in Betracht, daß auch das ägyptische Reich ein Eroberungsstaat ist, der sichtlich aus den Kämpfen einer großen Zahl von Gaufürstentümern um die Herrschaft hervorging und so zuerst zu zwei Reichen, dem nordlichen und dem südlichen, und dann zu deren Verbindung in einen Gesamtstaat geführt hat. Nicht in diesem, sondern in jenen ursprünglicheren Gaufürstentümern, deren Verfassungen sich allerdings der historischen Forschung entziehen, wurden daher eigentlich die Anfänge der staatlichen Ordnung zu suchen sein. Gleichwohl haben diese in der späteren Kultur sichtlich nachgewirkt, so daß auch in dem Gesamtstaat des alten Reiches der König das Oberhaupt des Kultus war und selbst die ihm untergeordneten politischen Beamten nicht selten innerhalb des Kultus zugleich priesterliche Funktionen übernahmen. So setzt sich hier die Einheit von Staat und Götterkult von dem Herrscher auf die Gesamtheit fort, eine Erscheinung, die durchaus den in der abendländischen Welt teils nachweisbaren, teils zu vermutenden Anfangszuständen entspricht. Zunächst vollzieht sich dann die Scheidung eines bürgerlichen und militärischen Beamtentums von dem Priestertum in den untergeordneten Gliedern dieser staatlichen Organisation, während der König fortan noch nach diesen drei Richtungen als Oberhaupt des Staates und damit, insofern die Götter selbst die bleibenden Lenker der gesamten Weltordnung sind, als der Vertreter der Gottheit auf Erden gilt.

In die Sonderung dieser beiden Seiten des Königtums hat nun der wahrscheinlich auf die wechselnde Mischung und Vorherrschaft der einzelnen Stämme zurückgehende Wechsel der herrschenden Götter eingegriffen. Diese Götter, Horus, Re, Ammon, Osiris, hatten ihre Hauptkultstätten an den verschiedenen Orten des Reichs, von denen aus ihr Kult sich verbreitete. Aber keiner dieser Kulte

hat jemals den andern verdrängt, und der so entstandene ägyptische Götterhimmel ist daher ähnlich aus einem Zusammenfluß von Lokalkulten entstanden wie etwa der griechische, oder wie in Babylon die Gotter der unterworfenen Völker selbst als eroberte betrachtet wurden. Alle diese Gottergenerationen waren allgemeine Volksgotter, und jedem Gott waren zwar eigene Priesterschaften zugeordnet; doch der Kultus ist wohl, wie in Rom, in den verschiedenen Tempeln ein übereinstimmender gewesen. Die Priester waren Verwalter der Staatskulte, nicht Vertreter spezifisch verschiedener Gotterpersönlichkeiten. Dementsprechend konnte es in Ägypten zur Zeit des neuen Reichs vorkommen, daß ein und derselbe Günstling des Pharaos mehreren Priesterkollegien zugleich angehörte; und wahrscheinlich sind in den vorderasiatischen Staaten, abgesehen von den größeren Völkermischungen, die Verhältnisse im wesentlichen ähnliche gewesen. Dafür, daß insbesondere in Babylon der Kult ein Staatskult war, der sich den Göttern gegenüber in übereinstimmenden Formen bewegte, spricht namentlich die Fülle der rituellen Handlungen, die durchgängig in Beschwörung, Weissagung und Zeichendeutung bestanden, so daß man also schließen kann, auch hier sei der Priester vielmehr der Verwalter der Pflichten des Staates und dann in weiterer Folge des Einzelnen gegenüber der Gottheit gewesen, als der Vertreter der Gottheit gegenüber der Gemeinschaft und dem einzelnen Schutzflehenden. Hier tritt jedoch zu diesen mehr allgemeingültigen Motiven in der orientalischen Welt noch ein weiteres hinzu, das bei den europäischen Nationen seinesgleichen nicht hat und wohl mit der Übermacht, die sich dort das Königtum bewahrte, zusammenhängt. Aus dem obersten Priester verwandelt sich der König selbst in eine Gottheit oder in einen Sohn des obersten Gottes, der als dessen Vertreter auf Erden gilt. So ist in Babel der König der Vertreter der Gebote Marduks, in Ägypten ist der Pharaos selbst eine Verkörperung des Re, den von dem Himmels Gott nur die zeitliche Begrenzung seines Lebens scheidet, so daß jeder der Pharaonen eine neue Erscheinung des Himmels Gottes ist. Auf einer letzten Stufe des Herrscherkults wird endlich der Herrscher zur selbständigen Gottheit: was die alten Ahnengotter, die »Dii manes« der Römer, nach dem Tode erreichen,

wird er schon im Diesseits. Als der sichtbar auf Erden waltende Gott kann so zuzeiten, wie es im römischen Kaiserkult geschah, der Kult des Herrschers schließlich den der himmlischen Gotter zurückdrängen. So erscheint dieses Ende der Entwicklung als eine Steigerung ihres Anfangs, die freilich zugleich ein deutliches Symptom dafür ist, daß in der Person des Imperators die Herrscher- über die Priestermacht die Oberhand gewonnen hat: indem der Staat die alten Staatsgotter entthront, erhebt er den irdischen Herrscher im Kultus zum obersten Gott.

Zwischen den beiden Hauptphasen dieser Entwicklung, der Erscheinung des Himmelsgottes auf Erden und der Herrschaft des irdischen Gottes, steht Alexander der Große, der sich in der letzten Zeit seines Lebens von seiner Umgebung gleichzeitig als ein neu erschienener Gott und als Epiphanie des Zeus Ammon verehren ließ. Die Motive, die der Steigerung der priesterlichen Oberhoheit des Herrschers zur selbständigen Gottheit zugrunde liegen, treten in diesem Wandel der Herrscherkulte klar zutage. Es ist die Vorstellung der unbeschränkten Macht des Herrschers, die zwischen ihm und dem Stammesgott ein zunächst unsichtbares Band flicht, das, wie es sich in völlig übereinstimmenden Formen, in Kniebeugung, Bitte, Beschwörung, äußert, so auch von den gleichen Affekten getragen ist. Der König, der sich selbst den »Beherrscher der vier Weltteile« nennt, erhebt sich damit mindestens für die Zeit seines Lebens zum Gott. Denn eben das ist das Vorrecht der Götter, daß sie die Welt in allen ihren Teilen beherrschen. So liegt in dem aus dem gesteigerten Herrschaftsgefühl entspringenden schrankenlosen Machtbewußtsein und in der diesem entgegenkommenden Demütigung der Beherrschten der Übergang zum Gott um so unmittelbarer begründet, als die Gefühle der Verehrung in beiden Fällen in ihrem subjektiven Inhalt wie in ihrem objektiven Ausdruck übereinstimmen. Darum fehlt aber auch diese Vergöttlichung des Herrschers da, wo sich das Band zwischen Königtum und Priestertum in früher Vorzeit schon gelöst hat, wie bei den Griechen und Germanen nicht minder wie bei den Römern, bei denen sich der römische Staat, während gleichzeitig orientalische Kulte und Herrschaftsformen eindringen, zur Weltmonarchie erweitert. Doch

indem dieser römische Weltstaat den Herrscherkult zum obersten Staatskult erhebt, ist diese Selbstvergötterung des Staates in seinem höchsten Vertreter zugleich ein Symptom der Auflösung der bestehenden Religionen und der zunächst noch selbst in die Form eines Kultus gekleideten Auflösung der alten Kulte.

Damit hat ein Kampf sein Ende gefunden, der in der Alten Welt von den Anfängen der geschichtlichen Überlieferung an, also wahrscheinlich seit der Trennung der politischen von der kultischen Ordnung, um die oberste Macht im Staate geführt worden ist: der Kampf des Königtums mit dem Priestertum um die führende Stellung. Er bewegt sich zwischen zwei entgegengesetzten Zielen, deren jedes ein relatives, freilich, solange Staatskulte bestehen, kaum jemals ein absolutes Ende bedeutet. Das eine dieser Ziele besteht in der Aneignung der politischen Herrschaft durch das Priestertum, das andere in der Unterordnung des Kultus unter die Staatsgewalt. Dieser Kampf ist der erste und umfassendste der Standeskämpfe um die Vorherrschaft im Staat, in denen sich ein wichtiger Teil der inneren politischen Entwicklung bewegt. Aber er hat, da es sich bei ihm um den Staat als Ganzes handelt, einen wesentlich andern Charakter als jene. Während die Standeskämpfe regelmäßig die niederen Stände zu den höheren Stufen der gesellschaftlichen Ordnung emporzuheben pflegen, sind die Bedingungen, unter denen sich das Priestertum zur Herrschaft über den Staat oder das Königtum zur Herrschaft über den Kultus erhebt, von wechselnder Art. So tritt das assyrische Fürstentum bereits als eine Schöpfung des Priestertums in die Geschichte, während in Ägypten erst die Zeit des neuen Reichs eine Dynastie priesterlicher Abkunft vorübergehend in die Reihe der Könige einführt¹⁾. Seltener mag es geschehen sein, daß sich, wie in Gallien und Britannien zu Cäsars Zeit, zwischen Priestertum und Adel infolge des Einflusses, den die Geheimkulte und das Prodigienwesen der Druiden auf die politische Führung ausübten, ein Gleichgewicht in der Teilung der Herrschaft herstellte, wenngleich Annäherungen an einen solchen Zustand auch anderwärts nicht gefehlt haben. Aber die Möglichkeit

¹⁾ Ed. Meyer, Geschichte des Altertums, I, 2², S. 539. Ad. Erman, Ägypten, I, S. 154f.

eines solchen Gleichgewichts der Kräfte zeigt, daß dieser Kampf von dem eigentlichen Ständekampf wesentlich abweicht. Das Ziel ist auch hier die Herrschaft im Staate. Doch das Ergebnis des Kampfes ist zugleich ein äußeres Symptom dafür, ob die weltliche Herrschergewalt durch ihre kriegerischen Erfolge, oder ob der Priesterstand als Verwalter des Kultus den größeren Einfluß ausübt. Entscheidend freilich ist die Erscheinung der Dynastien priesterlichen Ursprungs in keiner Weise. Ihr wirkt die Tradition entgegen, die gerade da, wo die Staatsmacht in einem persönlichen Herrscher repräsentiert ist, in der weit verbreiteten Erblichkeit der Monarchie ihren Ausdruck findet, und die infolge des Ursprungs der politischen Gesellschaft aus der Wanderung und dem Stammeskrieg zunächst der kriegerischen Häuptlingschaft einen Vorzug sichert, den der Staat in den meisten Fällen bis zum heutigen Tage bewahrt hat. Indem so aus dem neueren Völkerleben, vielleicht mit der einzigen Ausnahme des tibetanischen Dalai Lama, die priesterlichen Dynastien verschwanden, hat aber das Priestertum in der Kirche eine eigene, dem Staate nachgebildete, kultische Organisation entwickelt, so daß nun jener älteren, gelegentlich aus dem Gleichgewicht der weltlichen und religiösen Motive entstandenen Verbindung eines die politische Herrschaft mit der Oberpriesterschaft vereinigenden Königtums der weltliche Staat und die Kultgemeinschaft als getrennte Gebilde einander gegenübertreten. In die Entwicklung der Kirche, die eine dem Altertum unbekannte neue Schöpfung ist, greift nun aber neben dem Priestertum, und zwar besonders in ihren Anfängen in überragender Weise, die zweite oben erwähnte Form religiöser Gesellschaftsbildung ein: das Prophetentum.

c. Das Prophetentum.

Der Name des Propheten hat mannigfache Begriffsverschiebungen erfahren, die ihn seiner ursprünglichen, für uns hier allein in Frage stehenden Bedeutung entfremdet haben. Insbesondere ist es der Begriff der Voraussage der Zukunft, den man mit dem Wort zu verbinden pflegt. Aber es hat Propheten gegeben, in deren Wirksamkeit die Voraussage keine besondere Rolle spielte, und umge-

kehrt bilden in vielen Kulturen Veranstaltungen zur Erkundung der Zukunft, die mit dem eigentlichen Prophetentum nichts zu tun haben, wichtige Bestandteile, wie z. B. die der römischen Auguren und Haruspices, die von Priesterschaften geleitet wurden. Näher steht schon der »Seher« dem Propheten, da dieser wenigstens in vielen Fällen auch der Mantik teilhaftig ist. Dennoch ist es gerade diese Beschränkung auf eine für den Propheten nebensächliche Eigenschaft, die beide voneinander trennt. Der Seher, dem die Gabe verliehen ist, das Künftige vorzuschauen, steht einsam unter seinen Mitbürgern. Darum schafft die Legende die Gestalt des blinden Sehers, dem die Gabe des inneren Gesichts den Mangel des äußeren ersetzt, und sie überträgt dies auf den blinden Sänger, der das längst Vergangene wie ein Gegenwärtiges schaut. Neben dem Blinden ist es die Frau, der als Ersatz für das Heldentum des Mannes die Sehergabe zu teil wird¹⁾. Ganz anders der Prophet in der ihm durch die geschichtliche Entwicklung zugewiesenen Stellung. Die Stadien dieser Entwicklung zeigt das israelitische Prophetentum mit besonderer Deutlichkeit; aber der allgemeine Charakter derselben ist, abgesehen von den nationalen und politischen Bedingungen, im allgemeinen ein übereinstimmender. Überall wurzelt das Prophetentum in der religiösen Ekstase, die einzelne Persönlichkeiten ergreift, und sie einzeln oder zu Schwärmen vereinigt durch die Länder treibt, um die Gläubigen zu gesteigerter Gottesverehrung, die Säumigen zur Buße zu mahnen. Der unverkennbare Vorfahre dieses Propheten der ältesten Zeit ist der Schamane. In der alten Kulturwelt sind es die gleichen Ländergebiete, in denen das Schamanentum bis zum heutigen Tage nicht ganz erloschen ist, die Steppen Hochasiens und die arabische Wüste, von denen in früherer Zeit diese Bewegung über die mesopotamischen und kleinasiatischen Gebiete sich ausgebreitet und wohl dazu beigetragen hat, den Ackerkulturen vieler dieser Landschaften ihren ekstatischen, halb wilden und grausamen, halb asketischen Charakter zu geben²⁾. Während die einstigen Schamanen mit ihren orgiastischen Tänzen und Zaubermitteln noch ganz dem Bereich der Dämonenkulte an-

¹⁾ Grimm, Deutsche Mythologie, Bd 1^a, S. 328 ff.

²⁾ Vgl. oben Bd. 6², S. 97 f.

gehören, ist es der Gotterkult, der sie zu Propheten macht. Auch diese treten bei den Israeliten zunächst nicht einzeln, sondern in Schwärmen auf; aber es sind von Anfang an zwei eng verbundene Motive, die ihrem Wirken sein Gepräge geben: das eine ist der Ausbruch der Philisterkriege, der diese religiösen Schwärmer zu begeisterten Anhängern des zum Kampf gerusteten Königtums macht; das andere der Glaube an den Schutz des nationalen Gottes gegen die fremden, andere Gotter verehrenden Völker. So tritt hier in dem Prophetentum die Beziehung zwischen Staat und Gotterkult klar in dem in diesen Kämpfen mit den kanaanitischen Nachbarvölkern sich ausbildenden nationalen Charakter des Gottes, diesem ersten Schritt zu einer monotheistischen Gottesverehrung hervor. Darin liegt zugleich der natürliche Gegensatz von Prophetentum und Priestertum, der, von wenigen in besonderen Bedingungen begründeten Ausnahmen abgesehen, überall in ähnlicher Weise sich geltend macht. Der Priester ist der Vertreter des bestehenden Kultus. Als solcher ist er der geborene Feind eines Königtums, das seinerseits seine Macht über den Kultus auszudehnen strebt. Der Prophet tritt unabhängig zwischen beide, und er stellt sich gegen das Priestertum auf die Seite des Königtums, wenn dieses die Vorherrschaft des nationalen Gottes zu sichern verspricht. Darum ist der Priester allezeit Verteidiger der bestehenden Religion, in dem Propheten birgt sich die Neigung zur Reform oder in entscheidenden Augenblicken zur Grundung einer neuen Religion. Wenn das Prophetentum schon infolge der hinreißenden Nachahmungsgewalt und der wechselseitigen Steigerung des gemeinsamen Tuns mit Vereinigungen ekstatischer Schwärmer beginnt, so führt nun aber ebenso notwendig die wachsende Not der Zeit über solche an sich der schöpferischen Kraft entbehrende Massenbewegungen hinaus. Diese werden abgelöst von einzelnen großen Persönlichkeiten, in denen sich jene Motive zu einer einheitlichen Willensmacht verdichten. Das nirgends sonst auf Erden erreichte Bild der so in einer Reihe hervorragender Einzelpersonlichkeiten sich bietenden Entwicklung bietet das jüdische Prophetentum, und dieses Bild ist um so eindrucksvoller, weil es zugleich jene Beziehung des politischen zum religiösen Leben, in der von frühe an

das Prophetentum wurzelt, in den verschiedenen Phasen des geschichtlichen Lebens widerspiegelt. Die Verbindung des politischen mit dem religiösen Ideal kennzeichnet daher dieses Prophetentum, das eine Reform des Kultus im Namen Jahwes, des nationalen Gottes fordert. So beginnt es mit dem Kampf gegen das den alten Kultus vertretende Priestertum. Aber indem die Schicksale des Exils die politische Seite dieses doppelten Ideals allmählich zerstören, wird in der Verkundung des späteren Prophetentums die Bewahrung des von den Vätern ererbten Kultus gegenüber den eindringenden fremden Gottern zum herrschenden Motiv. Der Kampf zwischen Priestertum und Prophetentum wandelt sich in ein Bündnis beider. In diesem Bündnis teilt sich die von den Propheten verkündete Reform des Kultus dem Priestertum mit, jene aber entnehmen diesem das Streben nach Erhaltung und Befestigung des bestehenden Kultus. So wird aus der Allianz der einst einander widerstrebenden Mächte jenes neue Gesetz geboren, das die alte priesterliche Gesetzgebung durch eine Fülle kultischer Vorschriften ergänzt, die, indem sie das Leben des einzelnen auf das peinlichste selbst in den äußerlichsten Dingen regeln, eine Theokratie erstreben, in der die Macht des nationalen Kultus den Mangel der politischen Selbständigkeit ersetzen soll. Doch indem dieser nationale Kultus feindselig gegen alle fremden Kulte sich abschließt, ohne daß ihm doch die zu seiner Wahrung erforderliche politische Macht zur Seite steht, kann der Konflikt mit der äußeren Herrschaft, der er unterworfen ist, nicht ausbleiben. Noch einmal erhebt sich Juda nach dem Auftreten der Makkabäer vorübergehend unter einem hohepriesterlichen Fürsten zu einer wirklichen Theokratie. Als es dann unrettbar der ihre Arme über den Erdkreis ausbreitenden römischen Oberherrschaft anheimfällt, flüchtet sich der von Priestertum und Prophetentum gepflegte theokratische Gedanke in eine jenseitige Welt, die man sich freilich lange noch zugleich als eine diesseitige vorstellt, indem sie als ein Himmel und Erde umfassendes Zukunftsreich gedacht wird, und hinter diesem beginnt allmählich bereits der andere Gedanke einer über alle nationalen Schranken hinausreichenden Menschheitsreligion sichtbar zu werden. Aber das jüdische Volk vermag, so sehr es sonst durch seinen von dem nationalen zu einem

Weltgott übergegangenen Gottesglauben dazu vorbereitet ist, selbst eine Weltreligion nicht zu schaffen. Daran hindert es nicht zum wenigsten gerade jener das Leben des einzelnen mit einer Fülle äußerlichster Kultvorschriften umgebende Zwang, den das Priestertum im Verein mit dem ausgehenden Prophetentum ausgebildet hat. So muß denn ein neues Prophetentum erstehen, welches den zum Weltgott gewordenen jüdischen Gott beibehält, ihn aber von den Fesseln befreit, in die ihn das Priestertum geschlagen hatte. Dieses neue Prophetentum verlangt, fortgerissen von dem Drang der Zeit, nicht mehr bloß, wie das frühere, eine Reform der alten, sondern eine neue Religion. Die Vorläufer dieser neuen Bewegung, der Tauffer Johannes, dann Jesus selbst, sie tragen die Züge des echten Propheten an sich, der volligen, in entscheidenden Momenten zur Ekstase gesteigerten Hingabe an die religiöse Idee, von der sie erfüllt sind.

Noch einmal ist in den folgenden Jahrhunderten eine Weltreligion entstanden, deren Verkünder sich selbst einen Propheten genannt hat: der Islam; und wenn in dem Bild, das uns die Überlieferung von Christus und Paulus entwirft, das Prophetische dieser Persönlichkeiten durch die weithin sich erstreckenden Einflüsse hellenischer Geistesbildung vertieft und geläutert erscheint, so trägt Mohammeds Gestalt die Züge des ursprünglichen Prophetentums um so stärker an sich, als ihn sein im Kampf gegen eine Welt von Feinden sich durchsetzender Wille zu einer Vereinigung von Prophet und Herrscher macht, dessen Schöpfung an die alten orientalischen Weltmonarchien erinnert, nur daß das politische und das religiöse Moment ihre Stellung vertauscht haben. Hier ist nicht mehr, wie ehemals, der weltliche Herrscher zugleich oberster Priester, sondern der Prophet ist der Herrscher und erblickt seine Mission und die seiner Nachfolger in der Bekehrung der Völker zum Islam, die zugleich ihre Unterwerfung bedeutet. Darum gibt es in dieser Religion kein eigentliches Priestertum, aber im Prinzip auch kein rein weltliches Beamtentum, wie denn der Koran selbst gleichzeitig ein oberstes religiöses und bürgerliches Gesetzbuch ist. Durch die Macht, die in dieser Schöpfung des Prophetentums die religiöse Überlieferung ausübt, vereinigt sie aber außerdem die

Eigenschaften der Staatsreligion und der Weltreligion. Als Staatsreligion ruht sie noch heute trotz der Zugeständnisse, die ihr das staatliche Leben abnotigte, auf dem theokratischen Gedanken, auf dem sie errichtet ist. Als Weltreligion hat sie eine bis dahin unvergleichliche Anpassungsfähigkeit an das religiöse Leben anderer Völker und ihrer Kulturen erwiesen. Wie in der weibenden Kraft, die der Islam besonders unter den Natur- und Halbkulturvölkern der Alten Welt ausübt, die Macht des alten ekstatischen Prophetentums nachwirkt, so ist es ein bezeichnendes Symptom, daß in dem islamitischen Staate selbst die ursprünglichste Gestalt des Propheten, der Schamane, in dem Derwisch erhalten geblieben ist, der noch heute, wie er es als Schamane schon vor vielen Jahrtausenden getan hat, die asiatische Türkei durchwandert, und daneben, zu den Genossenschaften der tanzenden und heulenden Derwische vereinigt, in Konstantinopel dem europäischen Reisenden inmitten der Kultur eines hoch entwickelten Prophetentums dessen frühe Vergangenheit vor Augen führt.

d Staat und Kirche

Das Wort »Kirche« ist, wie bekannt, eine Schöpfung des Christentums, und es ist in der besonderen Bedeutung, die in der Gegenüberstellung der beiden Begriffe Kirche und Staat angedeutet ist, verhältnismaßig späten Ursprungs. Zunächst ist es aus der Bezeichnung hervorgegangen, durch welche die Christen ihre Bet- und Kultstätten von den Tempeln des heidnischen Gotterkultus unterschieden. Die »Ecclesia«, wahrscheinlich zurückgehend auf das griechische *κυριακόν*, Haus des Herrn, weist auf Christus den Herrn hin, in dessen Namen man sich in diesen Häusern versammelte, und es ist schwerlich bedeutungslos, daß es erst allmählich an die Stelle des dem Sinn nach ähnlichen älteren »Basilika« (*βασιλική*, Haus des Königs), das sich noch heute für den Baustil der ältesten Gotteshäuser erhalten hat, getreten ist. Das Wort »Herr« war frei von dem Gedanken an den weltlichen Herrscher und gab ihm zugleich durch die geläufige Gegenüberstellung von Herrn und Knecht eine persönliche Beziehung des einzelnen Gläubigen zu Christus dem

Herrn, die dem König fehlte. Von dem einzelnen Haus Gottes wurde endlich das Wort Kirche auf die christliche Gemeinschaft übertragen.

In dieser Geschichte des Wortes spiegeln sich schon die religiösen und die sozialen Motive, die zu dieser endgültigen Bedeutung geführt haben. Der Christ will zunächst den Ort seines Kultus als wesensverschieden kennzeichnen gegenüber dem heidnischen Tempel. Jeder Tempel ist seinem besonderen Gott, dagegen sind alle einzelnen Kirchen dem gleichen Herrn geweiht. Darum ist der Tempeldienst polytheistisch, der Kirchendienst monotheistisch, und es ist bezeichnend, daß man selbst da, wo der Polytheismus mächtig in das Christentum eindrang, den Heiligen zwar Nebenräume, »Kapellen«, zunächst wohl zur Aufbewahrung an sie erinnernder Heiligtümer, dann aber auch zu ihrem besonderen Kultus widmete und durch die Namen solcher Nebenräume die Gotteshäuser äußerlich unterschied. Die Gotteshäuser selbst blieben aber davon unberührt, wenn auch diese Benennung dem Heiligen, von dessen Kapelle sie ausgegangen war, eine bevorzugte Stellung in dem Gottesdienst einräumen mochte. Damit näherte sich die Kirche wieder dem Tempel, aber der Unterschied blieb, daß sie zunächst Christus dem Herrn gewidmet war. Denn dem Paulinischen Christentum ist Christus der Gottessohn, in dessen Wesen göttliche Allmacht und menschliche Bedürftigkeit vereint sind, darum zugleich der Stellvertreter Gottes auf Erden.

Als der Begriff der Kirche von dem einzelnen Gotteshaus auf die Gemeinschaft der Christusgläubigen überging, blieb nun dieser Gedanke der Stellvertretung auch für den erweiterten Begriff maßgebend. Es ist nicht bloß derselbe Glaube, der die Mitglieder der Kirche verbindet, sondern es ist die Stellung Christi als des Vermittlers zwischen Gott und Mensch, die die Gesamtheit der Christen nach dem Vorbild des irdischen Staats als einen göttlichen Staat erscheinen läßt, dessen Oberhaupt Christus ist. Ihr eigenartiges Gepräge gegenüber dem weltlichen gewinnt aber die Organisation dieses göttlichen Staats dadurch, daß, nachdem Christus die Erde verlassen hat, die Idee der Stellvertretung auf die Kirche selbst übergeht, indem diese als das Reich Gottes auf Erden, ihr Oberhaupt

als der Nachfolger des obersten der Apostel betrachtet wird. Das sind die Gedanken, in denen im Anschluß an Augustins »Civitas Dei« das Verhältnis von Kirche und Staat fixiert wird, und denen sich als einer strengen Durchführung des Prinzips der Stellvertretung Folgerichtigkeit nicht abstreiten läßt.

Nun ist diese Form, die der Begriff der Kirche in der christlichen Überlieferung und insbesondere in der Zeit angenommen hat, in der sie dem Hohepunkt ihrer Macht nahe gerückt war, weder jemals in der christlichen Welt zu voller Wirkung gelangt, noch läßt sie sich auf andere Kirchenbildungen übertragen. Dennoch weist sie nicht nur treffend auf die allgemeinen Motive hin, die auf bestimmten Stufen der religiösen Entwicklung zur Kirchenbildung führen, sondern auch auf die Ursachen, die diese schließlich zu einer wandelbaren und letzten Endes vergänglichen Erscheinung machen. Dabei sind es jene zwei Merkmale des Gottesstaates und der Stellvertretung Gottes auf Erden, die einer Kirche, wo immer dieser Name eine seinem Ursprung einigermaßen entsprechende Bedeutung bewahrt, ihren Charakter verleihen. Ein Gottesstaat will jede Kirche sein, insofern wir darunter eine nach dem Vorbild des Staates geschaffene religiöse Organisation verstehen. Dies scheidet sofort die Kirche von der Religion. Jede Kirche fordert Einheit der Religion, aber diese macht noch keine Kirche aus. Darum war die altromische Staatsreligion so wenig wie die nationale Religion der Griechen eine Kirche. In Rom war der Kultus eine Staatseinrichtung, die teils politischen Zwecken, teils den religiösen Bedürfnissen der Bürger diente. Die griechische Religion bestand aus einer Menge voneinander unabhängiger einzelner Gotterkulte, die, wo sie zugleich Staatskulte waren, vom Staate geschützt wurden, aber der selbständigen Organisation entbehrten. Nicht anders verhält es sich mit den altorientalischen Kulturen und Religionen. In den Kämpfen zwischen Königtum und Priestertum, deren Schauplatz vornehmlich die orientalische Welt ist, handelt es sich immer nur um den weltlichen Staat, also darum, ob der König zugleich oberster Priester oder dieser weltlicher Herrscher sein soll, aber nirgends kommt es zur selbständigen Organisation eines Gottesstaates. Am nächsten reicht die jüdische Synagoge an dieses Ziel,

wie sie denn teilweise ein Vorbild der christlichen Gemeinde gewesen ist. Aber hier fehlte jenes zweite Kriterium: selbst im Zenith seiner Machtstellung blieb der jüdische Hohepriester oberster Leiter des Kultus, er konnte vorübergehend die politische Herrschaft gewinnen, doch er erhob sich niemals zum Stellvertreter Gottes auf Erden. Dem stand die nationale Beschränkung des jüdischen Kultus im Wege. Wohl begann zuletzt Jahwe in dem Geist des Judentums selbst über seine nationalen Schranken hinauszuwachsen; aber sein Kultus blieb mit den Fesseln belastet, die ihm das von der Priesterschaft zähe festgehaltene Gesetz auferlegte. So war das Judentum zwar befähigt, die monotheistische Idee zu erzeugen, aber es war ihm vermoge seiner Eigenart versagt, die Grenzen des nationalen Kultus zu überschreiten. Dazu mußte ein neues Prophetentum auferstehen, das diesmal im Kampf mit dem das alte Gesetz schützenden Priestertum eine neue Religion von allgemein menschlichem Inhalt verkündete, so daß es der weitesten Verbreitung und daneben nicht minder der Verbindung mit den verschiedensten Gotter- und Dämonenvorstellungen fähig war. Solche Prophetennaturen, in der Art ihrer Predigt wie ihres äußeren Auftretens am nächsten an die alten Propheten Israels erinnernd, waren Johannes der Täufer, Jesus selbst und nicht zum wenigsten der eigentliche Schöpfer der christlichen Kirche, der Apostel Paulus. Gerade in der Wirksamkeit des Paulus tritt uns aber noch ein weiteres Erfordernis entgegen, dessen eine religiöse Gemeinschaft bedarf, wenn sie zu einer Kirche werden soll. Sie muß in Bekenntnis und Kultus weitherzig genug sein, um zahlreiche nach Volkstum und Überlieferung verschiedene Glaubensformen in sich aufnehmen zu können. Dies trifft naturlich um so vollkommener zu, wo der Inhalt von Glaube und Kultus die vielseitigsten Beziehungen zu den weit verbreiteten Formen des religiösen Lebens bietet. Ob die Religion, die zur Ausbildung einer Weltkirche gelangt, an und für sich schon eine große Verbreitung hat, das scheint dagegen der Entwicklung zur Kirche eher im Wege zu stehen. Solche Kulte, wie z. B. der Mithrasdienst, der Osiriskult waren allzu sehr mit spezifisch nationalen Zügen ausgestattet. Das Christentum ging ursprünglich von einer kleinen Gemeinde aus, seine Mission unter Juden und Heiden aber war

von Anfang an von dem Gedanken der Weltreligion getragen, hinter dem bereits der der Weltkirche schlummerte.

Sehen wir nun aber von den besonderen Bedingungen ab, unter denen sich die christliche Kirche entwickelte, so bleiben zwei Momente für eine Kirchenbildung überhaupt maßgebend: Erstens ist diese weder an die Schranken eines nationalen noch eines Staatskultus gebunden; und zweitens ist die Gottheit dieses Kultus eine und dieselbe in allen Kultstätten dieser gemeinsamen Religion. In dem ersteren Moment liegt die Forderung der Weltreligion, in dem letzteren die ihrer monotheistischen Grundlage eingeschlossen. Neben dem Christentum begegnen uns in der Geschichte noch zwei Religionen, die in diesem Sinne monotheistische Weltreligionen sind: der Buddhismus und der Islam. Aber der Buddhismus widerstrebt von Anfang an seiner Ausgestaltung zur Kirche. Er entstand als eine stark philosophisch beeinflusste religiöse Sekte, die ausschließlich das Heil der eigenen Seele des Glaubigen erstrebte und daher eine über ein asketisches Monchtum hinausgehende religiöse Gemeinschaftsbildung nicht aufkommen ließ¹⁾. Als Volksreligion verband er sich aber, wo immer er sich ausbreitete, mit dem einheimischen Gotterglauben zu einer Mischung, in der die gemeinsame Grundlage verloren ging. So bleiben nur das Christentum und der Islam als Weltreligionen, die es zu ausgeprägten Bildungen von Kirchen gebracht haben. Als solche sind sie neue, aus dem alten Streit zwischen Königtum und Priestertum entstandene Schöpfungen, mit denen zugleich dieser Streit selbst verschwindet oder zeitweilig auf einer höheren Entwicklungsstufe in dem zwischen Staat und Kirche wiederkehrt. Nachdem sich die christliche Kirche im Laufe der Zeit in zwei Kirchen, die griechische und die römische, geschieden, hat die griechische in ihrer Theologie und noch mehr in ihren Volkskulten die Züge des alten griechischen Gotter-, Mysterien- und Zauberglaubens noch heute in höherem Grade bewahrt, als die römische. Diese dagegen spiegelt in ihrem strengerem Festhalten an dem ursprünglichen Lehrsystem des Christentums noch immer etwas von dem Geist des gesetzlich geordneten römischen Staatskultus, nur befreit von der Gebunden-

¹⁾ Vgl. oben Bd. 6², S. 244 ff., 501 ff.

heit an den Staat selber. Mit diesen Unterschieden und mit der Ausbreitung des griechisch-katholischen Christentums über Völker von außerordentlich abweichender Kultur hängt es wohl zusammen, daß die griechische Kirche ihre Einheit in dem größten Teil ihres Gebiets nur in der Unterordnung unter eine autokratische Staatsgewalt bewahren konnte, wie sie in der Person des russischen Zaren eine Art Erneuerung des Priesterkönigtums des alten Orients darstellt. Umgekehrt hat die römisch-katholische Kirche von Anfang an der Verwirklichung eines universellen, alle Christen zu einer Gemeinschaft verbindenden religiösen Staates zugestrebt. Daraus ist dann jener Dualismus zwischen Kirche und Staat hervorgegangen, in welchem der alte, dereinst zumeist von individuellen Herrschaftsmotiven bestimmte Streit zwischen Königtum und Priestertum zu einem solchen zwischen den Gemeinschaftsbildungen von Staat und Kirche selbst und damit zu einem großen welt-historischen Vorgang geworden ist.

Diese Motive hat vornehmlich die protestantische Kirche, indem sie an das ursprüngliche, noch nicht zum »Gottesstaat« entwickelte Christentum sich anlehnte, zum Bewußtsein gebracht. Sie hat, in diesem Sinne der griechischen verwandter als der römischen, den Zwiespalt zunächst als Landeskirche durch die Anlehnung an den Staat zu lösen gesucht. Mochte aber dies ein Gebot der Not sein, dem das evangelische Christentum folgte, so lange es des Schutzes gegen die Übermacht der katholischen Kirche und ihres politischen Einflusses bedurfte, so widerspricht doch an sich dieses Verhältnis der persönlichen Freiheit des religiösen Glaubens und der daraus folgenden Forderung seiner Unabhängigkeit vom Staate. Indem sich der Protestantismus mehr und mehr dieser von Anfang an latent in ihm liegenden Forderung bewußt wird, führt er aber sichtlich einem Wandel des Begriffs der Kirche entgegen, durch welchen diese aufhört, eine Nachbildung der staatlichen durch eine religiöse Gemeinschaftsordnung zu sein, um zu einer freien Gemeinschaftsbildung zu werden, die sich, wie jede andere, der staatlichen Rechtsgemeinschaft einzuordnen hat.

In ihren drei Hauptformen, der griechischen, der römischen und der evangelischen, entspricht hiernach die christliche Kirche

annähernd den drei für sie innerhalb des autonomen Staates möglichen Stellungen: der Unterwerfung unter den absoluten Staat, der Gleichordnung mit dem seinerseits unabhängig gewordenen Staat, der eigenen inneren Freiheit bei äußerer Unterordnung unter den Staat. Dem gegenüber repräsentiert endlich der Islam den vollen Gegensatz zur ersten dieser Stellungen: die absolute Unterwerfung des Staats unter die religiöse Idee. Damit wird der mohammedanische Staat im Prinzip zur Theokratie, diese Theokratie selbst aber ist überstaatlich, weil die religiöse Idee allgemein menschliche Geltung hat. Der Glaubige, welchem Staat er auch angehören mag, hat den Geboten des Koran zu folgen, nicht denen seines Staates, wenn beide in Widerstreit geraten. Darum hat der Islam mehr als jede andere Religion den Anspruch darauf erhoben, Weltreligion zu sein und Weltstaat zu werden. Als Staat ist er so in der Zeit seiner Macht der eminent kriegerische Staat gewesen, als Religion hat er sich als die anpassungsfähigste erwiesen, ohne, wie der Buddhismus, selbst dabei unterzugehen. Denn ihn hielt aufrecht, was diesem fehlte, der Geist jenes Prophetentums, das den festen Glauben an eine unentrinnbare Vorausbestimmung des irdischen Geschicks mit dem an die Freuden eines jenseitigen Lebens verband. Diesem doppelten Glauben verdankt der Islam seine verbende Kraft und Beständigkeit im Zusammentreffen mit fremden Religionen. Auf jenen echt prophetischen Zügen beruht es aber auch, daß in ihm das Prophetentum, das eben hier einen Teil der Religion selbst bildet, bis zum heutigen Tage nicht verschwunden ist. Hat aber infolge dieser Eigenschaften der Islam seine frühere Macht nicht ganz verloren, so hat doch sein Ideal der Überordnung der Religion gegenüber den aus Europa eindringenden nationalen und politischen Ideen auf die Dauer nicht standhalten können, und so sehen wir das türkische Reich gegenwärtig in einer Umbildung begriffen, bei der die Wechselwirkungen der von außen kommenden politischen Einflüsse mit dem inneren Wandel der Kultur im Vordergrund stehen. Darum mag die mohammedanische Religion noch lange dauern, jene absolute Überordnung über Staat und Nation ist im Schwinden begriffen, die dem Islam dereinst seinen spezifischen Charakter gegenüber den christlichen Kirchen gab.

6. Die Gliederungen der politischen Gesellschaft.

a. Stammesgliederung und Staat.

Seit die eigentümlichen, oft schon bei relativ primitiven Völkern sehr verwickelten Formen der Stammesgliederung die Aufmerksamkeit der Ethnologen auf sich lenkten, ist mehrfach schon der Versuch gemacht worden, durch die Einführung bestimmter Benennungen für die einzelnen Abteilungen einer Stammesgemeinschaft die Übersicht über die Organisation dieser der politischen Gesellschaft vorangehenden, aber meist noch in einzelnen Überlebensstufen in sie herüberreichenden sozialen Gebilde und die Vergleichung ihrer an verschiedenen Orten vorkommenden Formen zu erleichtern. Denn fehlt es auch in der Sprache der einzelnen Völker nicht an Bezeichnungen für die verschiedenen Stammesgliederungen, so sind doch diese Bezeichnungen äußerst wechselnd und oft von zufälligen äußeren Nebenumständen hergenommen. Da trotzdem eine sehr weitgehende Übereinstimmung in den Erscheinungen selbst zu beobachten ist, so liegt nun aber darin eine um so dringendere Forderung nach einem einheitlichen System der Bezeichnungen, das von vornherein diese allgemeine Gesetzmäßigkeit erkennen läßt. Dazu kann ein doppelter Weg eingeschlagen werden: entweder überträgt man den bei einem einzelnen der in Frage kommenden Stämme vorkommenden Namen auf die andern; oder man übernimmt Bezeichnungen, die den einigermaßen analogen Bildungen der späteren Gesellschaftsformen angehören, auf die früheren Stufen der Stammesentwicklung. Der erste dieser Wege ist nur selten und wohl nur bei der Benennung von Kultverbänden gewählt worden, bei denen es an Analogien innerhalb der späteren Kulturen fehlte: der Ausdruck »Totem«, der nicht bloß auf das Kultobjekt, sondern auch auf den entsprechenden Kultverband angewandt zu werden pflegt, ist hier das bekannteste Beispiel. Dagegen pflegen die Namen der eigentlichen Stammesgliederungen durchweg gewissen sozialen Verbänden weit späterer Stufen entnommen zu werden, die nur jenen früheren Stammesgliederungen analog und in manchen Fällen wohl Überlebensstufen derselben sind. Endlich bedient man sich aber gelegentlich auch allgemeinerer

Ausdrücke, wie »Gruppe« oder »Klasse«, bei denen auf Analogien oder genealogische Beziehungen überhaupt verzichtet wird. Doch steht gerade die Allgemeinheit dieser Begriffe ihrer Verwendung im Wege, weil dabei die besondere Art der Einordnung in die Organisation des Stammes ganz dahingestellt bleibt. Nur die ebenfalls hierher gehörende Bezeichnung »Stammeshälfte« für die aus einer einmaligen Scheidung des Stammes entstandene Abteilung ist unter Umständen zweckmäßig, weil sie eine uberaus häufig vorkommende und für den Aufbau des Stammes sehr wichtige Form der Gliederung ausdrückt.

Im Gegensatz zu diesen rein formalen Benennungen weisen auf reale Analogien zurück Begriffe wie der »Klan«, die »Phratric«, die »Gons«, gelegentlich auch noch die »Sippe«. In der Verwendung aller dieser Ausdrücke gehen nun freilich die einzelnen Autoren ziemlich weit auseinander. So nennt z. B. Howitt die Unterabteilungen des Stammes allgemein »Klassen« und diese »Klans«, wenn die Abstammung in der männlichen, »Horden«, wenn sie in der weiblichen Linie gerechnet wird. N. W. Thomas nennt die Stammeshälften, die bei der ersten Teilung entstehen, »Phratrien«, in Übereinstimmung mit Lewes Morgan, der diese den bekannten athenischen Genossenschaften entlehnten Bezeichnungen zuerst eingeführt hat. Die Unterabteilungen der Stammeshälften werden von Morgan dann nach Analogie mit den römischen Geschlechtsverbänden »Gentes«, von Thomas »Klassen« genannt, während Frazer dafür das Wort »Klan« gebraucht. Außerdem schließt sich Frazer in der Wahl des Ausdrucks »Phratric« für die Stammeshälften Morgan an, nennt aber alle weiteren Gliederungen ohne Unterschied »Klan« oder eventuell »Subklan«. Von deutschen Autoren wird endlich zuweilen das Wort »Sippe« als eine Übersetzung des englischen »Klan« angewandt¹⁾.

Da bei diesen Bezeichnungen zumeist erhebliche Bedeutungsübertragungen notwendig waren, um sie in dem allgemeinen hier geforderten Sinne verwendbar zu machen, so ist natürlich die Entscheidung für den einen oder andern Ausdruck eine ziemlich will-

¹⁾ F. Howitt, *The native tribes of South East Australia*, p. 89. N. W. Thomas, *Kinship Organisation and Group Marriage in Australia*, p. 41 ff. L. W. Morgan, *Ancient society*, Chap. II. Frazer, *Totemism and Exogamy*, I, p. 55 ff.

kurliche, und es kann dabei im allgemeinen weniger die Ubereinstimmung mit der ursprünglichen Bedeutung als der Umstand maßgebend sein, ob sich jener bereits für einen bestimmten ethnologischen Begriff eingebürgert hat oder nicht. Im Hinblick hierauf erscheint es vor allem zweckmäßig, die Namen Phratric und Klan in dem Sinne beizubehalten, daß der Klan die einzelne Gruppe bezeichnet, die sich durch ein engeres Zusammenleben von den übrigen Stammesgenossen scheidet, die Phratric dagegen die weitere Abteilung, der eine solche Gruppe angehört. Dabei muß man freilich besonders bei dem Wort Klan, das der einstigen Stammesverfassung der schottischen Hochlande entnommen ist, diese ursprüngliche Bedeutung außer Betracht lassen. Der schottische Klan war zur Zeit der Blüte dieser Verfassung ein festerer Verband als die entsprechenden Stammesgruppen der meisten Naturvölker: er bildete zumeist eine Hausgenossenschaft, stand unter einem besonderen Hauptling und lag nicht selten in Fehde mit andern Klans des gleichen Stamms¹⁾. Aber teils hat die Verfassung dieser schottischen Klans selbst schon im Lauf ihrer Geschichte mannigfache Wandlungen erfahren, die ihren eigentlichen Ursprung in ziemlich unsicherem Lichte erscheinen lassen, teils ist gerade durch die weiteren ethnologischen Anwendungen der Begriff ein so unbestimmter geworden, daß man bei ihm wohl leichter als bei andern von seinem Ausgangspunkt absehen kann, um ihn lediglich nach den Merkmalen festzulegen, in denen er uns vornehmlich in den reinen Stammesverfassungen der australischen und vieler amerikanischen Stämme entgegentritt. In diesem Sinne können wir dann den »Klan« als diejenige Unterabteilung eines Stammes definieren, deren Mitglieder in unmittelbarer Lebensgemeinschaft stehen, dabei aber, abgesehen von ihren durch die Sitte und zum Teil durch den Kultus geregelten Beziehungen zu andern ähnlichen Gruppen des gleichen Stammes, eine bestimmte innere Organisation nicht besitzen, wie denn auch die Blutsverwandtschaft ihrer Mitglieder zwar vermoge der natürlichen Lebensbedingungen vorhanden sein kann, aber kein notwendiges Erfordernis ist. Dies beweist in vielen Fällen die Auf-

¹⁾ A. Conrady, Geschichte der Klanverfassung in den schottischen Hochlanden, 1898, Bd. 5.

nahme einzelner einem andern Klan angehöriger oder sogar stammesfremder Mitglieder. So geschieht es denn auch nicht selten, daß innerhalb des Klans wieder engere Gruppen sich aussondern, sei es als blutsverwandte Familien, sei es als Kultgenossenschaften, die mit entsprechenden Gruppen anderer Klans in Verbindung treten können. Derartige engere Blutsverwandtschaftsverbände wird man dann zweckmäßig als »Sippen« bezeichnen, da sie, analog den Sippen der germanischen Stammesverfassungen, denen dieser Ausdruck entlehnt ist, ihrem allgemeinen Charakter nach zwischen Klan und Familienverband die Mitte halten. Neben ihnen und sie durchkreuzend pflegen endlich noch bei den ausgebildeteren Stammesverfassungen Mitglieder verschiedener Klans Kultgenossenschaften zu bilden, die neben der Eheordnung den Verkehr zwischen verschiedenen Klans eines und desselben Stammes aufrecht erhalten. Diese Kultverbände sind von den Ethnologen zumeist nach den Kultobjekten genannt worden: am bedeutsamsten unter ihnen sind infolge der in der Periode der Stammesverfassungen bestehenden Totemkulte die Totemverbände. In solchen Fällen durchkreuzen sich demnach mehrere Einteilungen: so können sich die einzelnen Lebensverbände, die Klans, weiterhin in Familienverbände, Sippen, scheiden; außerdem gliedern sie sich in Heiratsgenossenschaften und Kultverbände, die ihrerseits wieder zusammenfallen oder auseinandergehen können. Diese unter Umständen sehr verwickelten Verhältnisse machen es begreiflich, daß hier leicht Verwechslungen stattfinden. Namentlich sind auf diese Weise, wie wir sahen, die Begriffe Klan und Totemverband offenbar miteinander vermengt worden. Dies ist um so eher möglich, als in vielen Fällen beiderlei Verbände wirklich zusammenfallen können. Fester abgegrenzt in seiner Bedeutung ist im allgemeinen das oberste Glied dieser Stammesordnung: die Phratrie. Sie hebt sich besonders in den zahlreichen Fällen deutlich von den sonstigen Stammesgliederungen ab, wo sie mit der »Stammeshälfte« zusammenfällt. Dahn sind die beiden Phratrien des Stammes meist noch durch Kultgenossenschaften und in manchen Fällen durch überlieferte Regeln des Eheverkehrs aneinander gebunden; aber indem diese Beziehungen auf bestimmte einzelne Gelegenheiten, bei den Kultverbänden

namentlich auf die Kultfeste, beschränkt bleiben, scheidet sich die Phratric scharf von dem Klan, dessen wesentliches Merkmal eben darin besteht, daß er einen dauernden Lebensverband bildet und so innerhalb der Stammesverfassung als ein Äquivalent und in gewissem Sinne als eine durch die neu entstandenen Beziehungen der Stammesglieder modifizierte Fortsetzung des ursprünglichen Mannerverbandes erscheint. Nun zeigt aber die Entwicklung der Stammesverfassung, soweit sie uns in ihren Hauptstadien in einzelnen Beispielen vorliegt, daß sie von Anfang an in einer Gliederung in gesonderte Verbände, eben die Klans besteht, die sich dann in mehr oder minder hoch differenzierter Form wiederholen kann. Damit ist in Anbetracht der wechselnden Geschieke, die in diese Entwicklungen eingreifen, und von denen namentlich die sprachlichen Beziehungen und die verwandten Traditionen jetzt räumlich entfernter Gebiete Zeugnis ablegen, freilich nicht ausgeschlossen, daß unter den heute existierenden Stämmen auch solche vorkommen, die erst sekundär aus der Vereinigung ursprünglich getrennter Bevölkerungen hervorgegangen sind. Demnach ist für die Entstehung der Phratric eine doppelte Möglichkeit gegeben. Entweder kann sie auf eine frühere, der Scheidung der Klans vorausgehende Gliederung eines einheitlichen Stammes zurückgehen; oder sie kann sich sofort als ein weiterer und loserer Verband zweier ursprünglich getrennter Stämme gebildet haben. Im ersten Fall war die Phratric dereinst ein Klan, der sich später in Teile, die jetzigen Klans, schied; im zweiten würde sie ein selbständiger Stamm gewesen sein, der durch die Beziehungen, in die er zu einer andern oder mehreren andern Phratricen trat, einen Teil seiner Selbständigkeit verlor, indem er im friedlichen Verkehr durch Kultverbände, zuweilen auch durch Eheverkehr zwischen gesonderten Phratricen, vor allem aber durch gemeinsame Kriegsbereitschaft gebunden wurde. Ist im ganzen der erstere Fall der wahrscheinlichere oder, wenn beide vorkommen sollten, wohl der häufigere, so liegt darin zugleich eine Analogie mit den Phratricen der vormaligen griechischen Stämme, insofern hier wie dort eine ursprünglich engere Lebensgemeinschaft sich gelöst hat, aber noch teils in kultischen Überlieferungen, teils in einem gemeinsamen Stammesbewußtsein nach-

wirkt. Mag es auch im Hinblick darauf, daß die athenischen Phratrien und ihre Analoga in andern griechischen Gemeinwesen selber Überlebnisse einer früheren Stammesverfassung gewesen sind, erlaubt sein, den Ausdruck »Phratric« in dieser Verallgemeinerung anzuwenden, so gilt nun aber nicht dasselbe von dem Begriff der »Gens«, des »Geschlechts«, den L. H. Morgan vom altromischen patrizischen Geschlechterstaat auf die Stammesverfassungen übertragen hat¹⁾. Indem er diesen Begriff in dem Sinne einfuhrte, in welchem gegenwärtig die Mehrheit der Ethnologen das Wort »Klan« verwendet, ließ er unbeachtet, wie sehr die romische Gens eng mit der Verfassungsgeschichte des romischen Staates verwachsen ist, so daß Nebengedanken an diese spezifische Bedeutung kaum fernzuhalten sind. Hat sich doch bis in die späteren Zeiten der Republik die Gens auch in dem Wandel ihrer Stellung eine politische Bedeutung bewahrt, indes die griechische Phratric infolge der die ursprüngliche Stammesverfassung zerstörenden Entwicklung fruhe schon zu einer reinen Kultgenossenschaft geworden ist²⁾. Noch weniger ist das Wort Gentes für die Lebensverbände primitiver Stammesorganisationen samt dem ebenfalls von Morgan eingefuhrten zum Teil gangbar gewordenen Ausdruck »Gentilverfassung« an Stelle von »Klan-« oder »Stammesverfassung« zu billigen. Einen »Geschlechterstaat« nennen wir, wieder in Analogie mit dem von den patrizischen Geschlechtern regierten romischen Staat, eine Gemeinschaft, in der einzelne bevorrechtete Geschlechter die Herrschaft fuhren. Die »Gentilverfassung« ist daher ihrer Natur nach eine politische Verfassungsform, die in ihrem letzten Ursprung auf eine einstige Stammesverfassung zurückgehen mag, die aber eben in dieser Herrschaft einzelner Geschlechter über die Gesamtheit bereits

¹⁾ Der indifferente Ausdruck »Stammeshälfte« ist deshalb nicht allgemein verwendbar, weil die Zweiteilung zwar häufig, aber keineswegs ausnahmslos vorkommt.

²⁾ L. H. Morgan, *Ancient Society*, II, Chap. VIII. Deutsche Übersetzung, S 182ff. Morgan zieht, um die Analogie mit der romischen Gentilverfassung herzustellen, die spätere Einteilung jeder der drei athenischen Phratrien in 10 Geschlechter herbei. Aber diese Einteilung gehört durchaus der späteren politischen Verfassung an. In die ältere Zeit reicht sicher nachweisbar nur die Phratric zurück. Umgekehrt in Rom, wo die patrizische Gens das Ursprünglichere, die Cumen und Tribus dagegen spätere politische Schöpfungen sind.

Bedingungen voraussetzt, die zur Bildung einer solchen verfassungsmaigen Herrschergewalt, also eines Staates, erforderlich sind. Man kann demnach der Gentilverfassung nur eine Stelle unter den Staatsverfassungen einräumen, wenn sie auch gegenüber den entwickelteren Formen derselben der Stammesverfassung noch verhaltnismaig nahe steht. Sobald man dagegen den Begriff auf alle moglichen bloßen Stammesverfassungen ausdehnt, so hat man ihn eben seines wesentlichen Merkmals beraubt, welches einen bereits eminent politischen Vorgang, nämlich die Standescheidung nach der Abstammung, voraussetzt. Was der »Gens« im politischen Sinne innerhalb der Stammesverfassung entspricht, das ist gemäß diesem engen Zusammenhang mit der, sei es wirklichen, sei es traditionellen Abstammung nicht der Klan, sondern die »Sippe« in dem oben definierten engeren Sinne, in welchem sie eine Gruppe blutsverwandter Klangerossen bezeichnet. Aber während die einzelnen Sippen, abgesehen von zufalligen und wechselnden Vorteilen, im allgemeinen einander gleichstehen, besteht einer der wichtigsten Ausgangspunkte staatlicher Entwicklung eben darin, daß einzelne Sippen die Herrschaft uber den Stamm errungen haben, und damit ist zugleich der Stamm selbst in die eigentumliche Verfassungsform des Geschlechterstaates ubergegangen.

Mit diesem Ubergang beginnt nun aber auch der Geschlechterstaat eine Reihe weiterer Stadien zu durchlaufen, durch die er zugleich an der reichen Entwicklungsfähigkeit teilnimmt, die den Staat gegenuber der Stammesverfassung kennzeichnet. Denn es ist, wie wir sahen, nicht etwa die Einfachheit und noch weniger die relative Zufälligkeit der Organisation, die diese von der politischen Verfassung unterscheidet, sondern vielmehr die uberraschend große Regelmäßigkeit. Wiederholen sich doch in ihr jene Gliederungen, die wir in ihren ubereinander geschichteten Ordnungen von oben nach unten fortschreitend als Stamm, Phratrie, Klan bezeichnen, und zwischen denen teils Kult-, teils engere Geschlechtsverbände, Sippen, ein System einander durchkreuzender und so die Einheit des Ganzen vermittelnder Verbindungen bilden, nach im wesentlichen ubereinstimmenden Gesetzen, während sich die Abweichungen meist in eine Entwicklungsfolge ordnen lassen. Dabei besteht aber

die Verschiedenheit der Stammesverfassungen, so groß sie nach Ort und Zeit sein mag, kaum jemals, so lange nicht Ansätze zu politischen Entwicklungen beginnen, darin, daß etwa qualitativ abweichende Glieder vorkommen, sondern darin, daß einzelne Glieder des durch die obigen Ausdrücke bezeichneten Systems hinwegfallen, während es andere gibt, die niemals fehlen: dies gilt vor allem von dem Stamm selbst als der durch Sprache und Sitte verbundenen Einheit und dem Klan als der Gruppe der zu einer engeren Lebensgemeinschaft verbundenen Mitglieder des Stammes. In seltenen Fällen, namentlich der australischen Stammesverfassungen, scheint in der Tat dieser Grenzfall einer unmittelbaren, weder durch Zwischenglieder unterbrochenen noch in weitere Teilungen sich fortsetzenden primitiven Stammesorganisation erhalten zu sein. Dagegen sind Phratrie und Sippe verhältnismaßig wechselndere Gebilde. In der Tat weist ja auch, wie oben bemerkt, die Phratrie zumeist auf eine längere vorangegangene Entwicklung, die Sippe dagegen auf eine Annäherung an die politische Organisation durch das Aufkommen herrschender Geschlechter hin. Wo noch die einfacheren Formen der Stammesverfassung bestehen, da bedeutet dies daher im allgemeinen nicht, daß die sozialen Funktionen der Stammesglieder selbst beschränkter sind, sondern es pflegen in solchen Fällen nur die in den entwickelteren Verfassungen an mehrere Organe verteilten Funktionen in einem einzigen Organ vereinigt zu sein. Namentlich kann in dieser Weise der niemals fehlende Lebensverband, der Klan, zugleich Kultverband sein. Indem sich dann der letztere in der weiteren Entwicklung der Stammesverfassung über verschiedene Klans erstreckt, bilden nunmehr Lebens- und Kultverband sich durchkreuzende Gliederungen, und, indem weiterhin auch noch die Eheverbände in beide Gliederungen eingreifen, können sich Spuren mehrfacher Scheidungen vorfinden, die zu verschiedenen Zeiten eingetreten sind. Außerdem können aber auch hier wieder die Vereinheitlichungen der Funktionen ebensowohl Symptome einer relativ zurückgebliebenen wie einer fortgeschrittenen Entwicklung sein. Letzteres ist namentlich dann anzunehmen, wenn eine bestimmte Funktion, z. B. eine Kultform, dadurch daß sie durch eine andere verdrängt wor-

den ist, oder die Eheordnung, weil sie infolge der Veränderungen des Verkehrs Verschiebungen erfahren hat, in ruckständigen Erscheinungen nachwirken. Die Vernachlässigung dieser Bedingungen, namentlich der Bedeutung, welche vom Beginn der Stammesentwicklung an den Kultverbänden und ihren Wandlungen zukommt, hat augenscheinlich manche Mißverständnisse und Verwirrungen in der Deutung der Erscheinungen hervorgebracht. Denn gerade hier kommt ein Moment zur Geltung, welches auch sonst noch auf die Beurteilung der Verhältnisse relativ primitiver Kulturen storend einzuwirken pflegt. Es besteht darin, daß man die Verhältnisse vom Standpunkt jener bekannten intellektualistischen Vulgarpsychologie aus deutet, der uns so mannigfach schon, namentlich bei der Interpretation der mythologischen und religiösen Phänomene, begegnet ist¹). Indem man jede Form gesellschaftlicher Bindung als eine willkürliche Schöpfung ansieht, erscheint die Organisation der Gesellschaft als ein aus bestimmten Zwecküberlegungen hervorgegangenes Kunstwerk, das entweder mit einem Male oder aus einer Anzahl aufeinander folgender Erfindungen entstanden sein soll. Bei diesen Fiktionen wird nicht nur vorausgesetzt, das Erzeugnis einer solchen neuen Schöpfung sei seinen Erfindern jedesmal im voraus bekannt gewesen, sondern es werden außerdem für die primitiven Zustände der Gesellschaft Motive individueller Willensbetätigung wirksam gedacht, die erst innerhalb der durch den Staat geschaffenen Herrschaftsgewalt entstehen können, während das charakteristische Merkmal namentlich der früheren Stufen der Stammesentwicklung darin besteht, daß eine solche Herrschergewalt noch nicht existiert. Denn hier gibt es zwar von Fall zu Fall einzelne Führer oder führende Gruppen; nichts steht aber mit dem Zustand primitiver Stämme in grellerem Widerspruch als die Annahme, von irgend einem einzelnen oder einer einzelnen Gruppe könne die Schaffung einer Organisation ausgehen, die die Gesamtheit auf ungezählte Generationen hinaus bindet. Gerade das, was man wohl zuweilen als ein besonders augenfälliges Zeugnis für die planmäßige Entstehung der Stammesverfassungen anzusehen pflegt, die große Gleichförmigkeit dieser Schöpfungen bei voneinander unabhängigen

¹) Vgl. Bd. 4², S. 36ff. und an vielen einzelnen Stellen, dazu Bd. 1³, S. 27ff.

Völkern und die verwickelte Beschaffenheit der einander durchkreuzenden Gliederungen bei Völkern von sonst sehr primitiver Kultur, bildet, beim Lichte betrachtet, den stärksten Beweis gegen solche Deutung. Denn eben in der relativen Konstanz bei sonst weit abliegenden Raum- und Zeitbedingungen gleichen die Stammesverfassungen weit mehr den ähnlich unabhängig entstehenden Erzeugnissen des physischen Lebens als willkürlich geschaffenen Kunstwerken. Gerade der verwickelte Aufbau im Verein mit dieser Regelmäßigkeit würde weder als eine einmalige willkürliche Schöpfung wie als eine Folge solcher begreiflich sein; er wird erst verständlich, wenn wir bedenken, daß über alle diese Gebilde eine sehr lange Zeit hingegangen ist, in der fortan die vorhandenen Beziehungen durch äußere Lebensbedingungen und durch die von ihnen ausgelosten inneren psychischen Motive Veränderungen erfuhren, während diese stets zugleich die Grenzen inne hielten, in denen sich die Entwicklung der Stammesverfassungen überhaupt bewegt. Das aber liegt im Wesen dieser Verfassungen, daß diese Bedingungen eine gewisse Gleichförmigkeit bewahren, die demgemäß auch in dem übereinstimmenden Aufbau des Ganzen ihren Ausdruck findet. In allen diesen Eigenschaften verrät jedoch die Stammesverfassung noch durchaus das Vorwalten einfacher, triebmäßig wirkender Willensmotive. Dies ist zugleich der wichtigste psychologische Unterschied, der sie von den staatlichen Organisationsformen trennt.

b. Staat und Gesellschaft.

Nimmt man den Begriff der Gesellschaft in dem allgemeinen Sinne, in welchem sie eine Gesamtheit zusammenlebender und mit einander verkehrender Menschen bezeichnet, so bietet der Stamm das Bild einer in allen ihren Teilen einheitlich organisierten Gesellschaft. Jedes Mitglied dieser Gesellschaft nimmt in dem Ganzen und in jedem der durch die Stammesgliederung entstandenen Teile seine fest bestimmte Stelle ein: jedes gehört zu einem Klan, einer Kultgruppe, einem Männerbund, einer Familien- und Ehegenossenschaft; und er hat, was die Hauptsache ist, außerhalb dieser ihn in sich aufnehmenden Glieder der Gesellschaft keine Sphäre, in der er sich selbständig mit andern Stammesgenossen

zusammentun und von diesen Funktionen der Stammesglieder gesonderte Zwecke verfolgen konnte; in seinen eigenen Handlungen bleibt er an die Normen gebunden, die ihm die Stammessitte vorschreibt. So wenigstens stellt sich uns das Bild des gesellschaftlichen Lebens dar, wo die reine Stammesverfassung in ihrer bewundernswerten Regelmäßigkeit vollkommen durchgeführt ist. Dabei darf natürlich nicht übersehen werden, daß Abweichungen von dieser strengen Normierung aller Lebensgebiete von Anfang an nicht fehlen. Aber sie sind Ausnahmen, wenn nicht geradezu Verfehlungen gegen die geltende Regel, die gesühnt werden müssen. Die Stammesordnung als solche kennt dagegen, so lange Übergänge zur politischen Ordnung nicht bereits eingesetzt haben, keine irgendwie spontane, von der alle Glieder bindenden unabhängige dauernde Gruppenbildung. So läßt sich denn das Verhältnis von Stamm und Gesellschaft im Stadium der reinen Stammesverfassung auch als ein Zustand bezeichnen, in welchem Stammesordnung und Gesellschaftsordnung völlig identisch sind. Sichtlich hängt damit einerseits die große Gleichförmigkeit der Stammesorganisationen zusammen, anderseits spricht sich darin die starke Gebundenheit aus, die der freien Betätigung des individuellen Willens im Wege steht.

Hierin bildet nun der Staat von fröhe an in einen im Verlauf seiner Entwicklung sich steigernden Gegensatz zur Stammesverfassung, indem er freie Gruppierungen der Gesellschaft entstehen läßt, die bald dauernd von der Staatsordnung unabhängig bleiben, bald nachträglich in diese aufgenommen werden. So scheiden sich in jeder einigermaßen zur Reife gelangten Staatsverfassung Staat und Gesellschaft in dem Sinne voneinander, daß jener die unmittelbar von seiner Herrschaftsgewalt abhängige Gesellschaftsordnung umfaßt, während für alle innerhalb dieser Ordnung frei sich bildenden Gruppierungen die Gesellschaft als die Gesamtheit der zusammenlebenden und in Verkehr stehenden Menschen das Substrat bildet. Wie dieses Substrat aber an die Staatsordnung gebunden und zugleich der Boden ist, auf dem, wie der Staat selbst, so auch andere, außerhalb seiner nächsten Funktionen liegende Organisationen sich bilden können, so gewinnt daher nun dieser Begriff der Gesellschaft eine doppelte Bedeutung. Einmal ist sie die alle diese Schöpfungen

mit Einschluß des Staates umfassende menschliche Gemeinschaft; und dann bezeichnet sie im Gegensatz zum Staate die Gesamtheit derer, die sich zu freien Gesellschaftsgruppen vereinigen. Sobald diese Gruppen eine selbständige Organisation gewinnen, erscheinen sie als relativ autonome Nachbildungen des Staates innerhalb des Staatsganzen. Dadurch kann es geschehen, daß sie dem Staate sich einordnen, gewissermaßen als frei erzeugte Organe ihm zuwachsen, und sodann, daß in weiterer Folge des so sich herstellenden Verhältnisses wechselseitiger Hilfe der Staat die Bildung solcher freier Gruppen aus eigenem Interesse ins Werk setzt. Naturgemäß gehört die erste Art dieser Entstehung politischer Verbände vorzugsweise den älteren, die zweite den späteren Stadien der Entwicklung der politischen Gesellschaft an.

Wie der Stamm oder die Verbindung der Stämme nicht plötzlich, sondern durch mannigfache Zwischenstufen in den Staat übergeht, so bereiten sich nun aber auch diese freien Verbände, die in ihrer ausgebildeten Form ein spezifisches Merkmal der politischen Gesellschaft sind, immerhin innerhalb der Stammesentwicklung bereits vor. Aber schon hier gehören sie zu den Erscheinungen, die den Übergang zum Staate andeuten. Es kennzeichnet die wichtige Stellung, die der Kultus überhaupt in der Geschichte der menschlichen Entwicklung einnimmt, daß es zunächst Kultgenossenschaften sind, die als erste, außerhalb der eigentlichen Stammesordnung liegende Schöpfungen aus dem Schoße der Gesellschaft hervorgehen. Es sind die sogenannten »geheimen Gesellschaften«, die uns kaum in den Gebieten der reinen Stammesverfassungen, wohl aber überall da, in der Alten wie in der Neuen Welt begegnen, wo eine standiger gewordene Häuptlingschaft und die Anfänge einer Leben und Verkehr sichernden Rechtsordnung sich ausgebildet haben¹⁾. Wahrscheinlich sind sie aus den Mannerverbänden hervorgewachsen. Doch während diese alle männlichen Mitglieder des Klans in der Reihenfolge der Altersstufen vereinigen, ist es ein erlesener Kreis, der sich hier zur Pflege eines bestimmten Kults vereinigt. An die Stelle der Altersabteilungen sind dann die weit in die späteren religiösen Kulte hereinreichenden

¹⁾ Vgl. unten 5 und Bd. 4², S. 530 ff.

Ordensstufen getreten. In ihnen sind die allgemeinen Unterschiede des Alters durch innere Wertunterschiede ersetzt worden, die sich aus dem Grad der Vertrautheit mit dem Kultus und seinem Zeremoniell ergeben. So regen sich schon in diesen ersten Übergängen zur politischen Gesellschaft die Motive, die später zu den Mysterienkulten hinüberfuhren. Die Tendenz zum Geheimnisvollen ist ja jedem Kult eigen. Das Walten der im Kult verehrten Mächte wird stets als ein geheimnisvolles empfunden. Auf dieser Grundlage entwickeln sich weiterhin die mannigfachen Vorstellungen einer Erleuchtung, die dem einzelnen, der in dieses Geheimnis eindringt, zu teil wird, und mit dieser Scheidung der Kultgenossen geht dann die Ausbildung eines Standes zusammen, dem die Verwaltung des Kultzeremoniells obliegt, des Priesterstandes, des nächst der Häuptlingschaft für die politische Gesellschaft bedeutsamsten Berufsstandes.

Wie die »geheime Gesellschaft« als freie Kultgenossenschaft die gebundenen Kultverbände der reinen Stammesverfassung teils verdrängt, teils weiterbildet, indem sie eine selbständige, der Leitung eines besonderen Standes anheimgegebene Organisation schafft, so folgen nun die weiteren Kulturgebiete diesem Beispiel. Und wie die Mannigfaltigkeit neuer, von der alten totemistischen Stammes- tradition unabhängiger Kultobjekte selbständige Genossenschaften aus der Gesellschaft hervortreten läßt, so erzeugt die Scheidung der Beschäftigungen, die die steigende Kultur mit sich führt, Berufsverbände, indem der Trieb der Gruppenbildung, aus dem der einst die Gliederung des Stammes hervorgegangen ist, nun diejenigen ergreift, die gleiche Tätigkeit und gleiches Interesse zusammenführt. So tritt auch hier die Bildung freier Genossenschaften an die Stelle der gebundenen, durch die natürliche Altersgruppierung bestimmten der primitiven Gesellschaft. Der Scheidung der Berufe steht ferner die Entwicklung der Unterschiede des Besitzes zur Seite. Vollzieht sich in den Berufsformen eine qualitative, so tritt ihr in den Besitzklassen eine quantitative Differenzierung der Gesellschaft gegenüber. In diese Sonderungen nach Beruf und Besitz greift nun aber noch ein weiteres Motiv ein. Es besteht in der Aussonderung von Geschlechtsverbänden, die sich eine

bevorzugte Abstammung und vermöge dieser ein Herrschaftsrecht in Staat und Gesellschaft zuschreiben. Hier erst gewinnt dann jener Begriff der Gentilverfassung seine berechnete Bedeutung, im Unterschied von dem der Klanverfassung, mit dem er mit Unrecht zusammengeworfen wird, da gerade damit ein entscheidendes Merkmal der politischen Gesellschaft verloren geht. Innerhalb der Klanverfassung gibt es noch keine bestimmt ausgebildeten und zu ständigen Machtfaktoren gewordenen Unterschiede der Abstammung, ebenso wie sie eine ständige, auf fester Überlieferung beruhende Hauptlingsherrschaft noch nicht kennt. Die Gentilverfassung dagegen setzt beides voraus: der Hauptling, Herrscher, König geht aus den »Gentes«, den herrschenden Geschlechtern, hervor. Wo eine ausgebildete Gentilverfassung besteht, da kann daher die Hauptlingschaft entweder zwischen den Mitgliedern verschiedener Geschlechter wechseln, oder sie kann allmählich in einem einzelnen Geschlecht ständig werden. Daß von Anfang an ein einziges Geschlecht herrscht, ist dagegen ein Grenzfall, der vornehmlich da vorzukommen scheint, wo der Staat aus der Unterwerfung eines oder mehrerer Stämme durch ein stammesfremdes Geschlecht hervorgegangen ist. Bildet hiernach die Gentilverfassung gerade in den Eigenschaften, die sie von der Klanverfassung scheiden, ein wichtiges Übergangsglied, das die Entstehung der politischen Gesellschaft aus der ursprünglichen Stammesordnung vermittelt, so sind es nun, soweit unsere Kenntnis der Geschichte in diese Anfänge zurückreicht, äußere Einflüsse, Wanderungen und Kämpfe der Völker, aus denen dieser Übergang der Klan- in die Gentilverfassung entspringt. Denn erst aus diesen Wanderungen und Kämpfen bildet sich die für die Entstehung des Staates wichtigste Scheidung der Bevölkerung: die Scheidung in Herrschende und Unterworfenen, ein Verhältnis, das sich dann in verschiedenen Abstufungen entwickeln kann. Je nach Grad und Art dieser Scheidung bevorrechteter und abhängiger Klassen und ihrer Verbindung mit Berufs- und Besitzunterschieden ergeben sich so die wechselnden Formen der staatlichen Entwicklung, die aber alle darin übereinstimmen, daß in die der politischen Gesellschaft eigenen freien Genossenschaftsbildungen, die im allgemeinen zwischen Mitgliedern

der gleichen sozialen Klasse entstehen, zugleich jene Verhältnisse der Über- und Unterordnung der Gesellschaftsklassen als wesentliche Faktoren eingreifen. Nur in den Kultverbänden regt sich fruhe schon das Streben, die Kluft zu überbrücken, die das staatliche Leben zwischen den gebietenden und den unfreien Klassen der Gesellschaft errichtet. In allen andern Beziehungen bleibt es aber ein bedeutender Zug dieser Entwicklung, die sie von den fruheren, auf der Gleichheit der Stammesgenossen beruhenden Stufen der Stammesverfassung trennt, daß die Gliederung der politischen Gesellschaft von Anfang an wesentlich durch die scharfe Ausbildung des Gegensatzes herrschender und untertäniger Klassen gekennzeichnet ist. Die Keime solchen Gegensatzes fehlen freilich wohl nirgends. Sie sind die natürlichen Folgen individueller Begabungsunterschiede und einer in der Überlieferung sich befestigenden Bevorzugung des Ansehens einzelner Sippen oder weiterer Verbände. Namentlich einzelne Kultverbände spielen hier fruhe schon eine bedeutsame Rolle. Dennoch ist es erst die staatliche Entwicklung, die unter dem Einfluß der Wanderungen und Kämpfe, von denen sie eingeleitet wird, in dem Gegensatz der herrschenden und der abhängigen Klassen jene Unterschiede auf die Ordnungen der Gesellschaft überträgt, indem teils vornehmlich unter dem Einfluß ihrer Führerschaft im Kriege die durch Macht und Ansehen hervorragenderen Sippen zu herrschenden Geschlechtern erhoben, teils unterworfen fremde Stämme der Herrschaft der Sieger unterworfen werden. So entstehen zwei für die politische Entwicklung höchst bedeutsame und in ihren Unterschieden folgenreiche Formen der Untertanigkeit: die der abhängigen Stammesgenossen gegenüber den herrschenden Geschlechtern, und die der unterworfenen Stammesfremden gegenüber dem siegreichen Staat. Demnach durchkreuzen sich in der politischen Gesellschaft Neben- und Unterordnung: jene in den Verbänden, in denen sich Gleichstehende zu wechselseitigem Schutz und zur Verfolgung gemeinsamer Zwecke zusammenschließen; diese in den verschiedenen Abstufungen von Abhängigkeit und Untertanigkeit. In jeder dieser beiden Gliederungen der staatlichen Gesellschaft wiederholt sich aber in differenzierter Form eine der beiden Grundeigenschaften des Staates selbst,

der auf der einen Seite die Teile der Gesellschaft in ein Ganzes zusammenfaßt, anderseits alle diese Teile der Herrschaft seines einheitlichen Willens unterordnet.

c. Die freien Gesellschaftsverbände.

Verstehen wir unter einem »freien Verband« eine ursprünglich unabhängig von der übergeordneten Staatsgewalt entstandene dauernde Vereinigung, so schließt dieser Ausdruck, wie oben bemerkt, eine nachträgliche Unterordnung unter jene nicht aus. Hier, wo es sich um die ursprünglichen Motive solcher Schöpfungen handelt, kann aber dies um so mehr außer Betracht bleiben, als für die Stellung dieser freien Verbände innerhalb der politischen Gesellschaft und damit für das Wesen des Staates selbst vor allem die von seiner Herrschaftsgewalt unabhängige Entstehung von Bedeutung ist. So sind es denn auch unmittelbar durchaus nur die Bedürfnisse der einzelnen, durch Beruf, Besitz oder andere Interessen verbundenen Mitglieder, die dem geselligen Trieb seine den Verband nach außen abschließenden und nach innen festigenden Eigenschaften verleihen. Will man die verschiedenen Formen solcher Verbände nach den Bedingungen ihrer Entstehung in eine Reihe ordnen, so werden demnach die losesten und zugleich vergänglichsten an den Anfang, die dauerndsten, die durch die Festigkeit der Verbindung sich auszeichnenden, an das Ende zu stellen sein. Denn das Moment der Dauer ist hier in doppelter Beziehung für die andern Eigenschaften bedeutsam. Erstens können die vergänglicheren Verbände aus den natürlichen Bedingungen dieses Zusammenlebens fortwährend von neuem entstehen, während die dauernden zumeist eine geschichtliche Entwicklung voraussetzen. Zweitens sind es die dauernderen Verbände, die mit dem Ganzen der politischen Gesellschaft am engsten verwachsen, daher sie auch in das Herrschaftsgebiet des Staates tiefer eingreifen und am meisten die Tendenz in sich tragen, aus ursprünglich selbständigen Organismen sich in Organe des Staates umzuwandeln.

Gehen wir von diesem Gesichtspunkt aus, so ist es bezeichnend, daß diejenige Form der Verbindung, welche die vergänglichste und loseste zugleich ist, das vorübergehende Zusammensein zu Zwecken

der Unterhaltung oder des unverbindlichen Austausches der Meinungen, mit demselben Namen genannt zu werden pflegt, unter dem wir das dem Staate gegenüberstehende und ihn ergänzende Substrat des freien Verkehrs der einzelnen wie ihrer Verbände überhaupt verstehen. Denn für diese vergänglichste und freieste, durch keinerlei fest bestimmten Zweck gebundene Vereinigung gebraucht die Sprache im beschränkten Sinne noch einmal das Wort, das sie für die Gesamtheit der Zusammenlebenden da verwendet, wo sie eben auf diese von dem Staat unabhängige Seite hinweisen will. Indem sich nun der Begriff der Gesellschaft infolge dieser doppelten Anwendung auch in jener engeren Bedeutung zwischen weiten Grenzen bewegen kann, schiebt sich hier noch eine dritte Bedeutung ein, in der er von den zwei in ihm vereinigten Merkmalen, der losen, nur an den freien Willen der einzelnen gebundenen Vereinigung und der das einmalige Zusammensein überdauernden Existenz, das erstere beibehält und sogar durch den Verzicht auf die persönliche Beziehung der Mitglieder erweitert, an die Stelle des zweiten aber bereits die Forderung eines dauernden Bestehens treten läßt. Hier sind es die zu Zwecken des wirtschaftlichen wie des geistigen Lebens gebildeten Vereinigungen, z. B. die Aktiengesellschaften auf der einen, die Religionsgesellschaften auf der anderen Seite, die diesem Begriff entsprechen. Sie sind Gesellschaften, die gewissermaßen die beiden Extreme des Begriffs in sich vereinigen: sie fordern so wenig wie die allgemeine politische Gesellschaft eine persönliche Vereinigung ihrer sämtlichen Mitglieder, vielmehr sind es in der Regel nur wenige, die als die Leiter und Verwalter der Gesellschaftsinteressen eines zeitweisen Zusammenarbeitens bedürfen; dagegen sind sie, analog den vorübergehenden geselligen Vereinigungen, an den Willen der einzelnen Beteiligten gebunden. In die allgemeine Gesellschaft seiner Volks- und Staatsgenossen wird in der Regel der einzelne geboren, in eine Interessengesellschaft tritt er nach seinem eigenen freien Ermessen ein, aber er gehört ihr nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit an, mit der er selbst an der vorübergehendsten Unterhaltungsgesellschaft teilnimmt, sondern bloß mit dem besonderen Zweck, dem die Gesellschaft dienen soll. Gerade diese Beschränkung auf den beson-

deren Zweck unter Ausschluß aller den Charakter der individuellen Persönlichkeit berührenden Motive bringt es aber mit sich, daß die Interessen, die diese Gesellschaften ins Leben rufen, einen unpersönlichen, von den vorübergehenden Mitgliedern relativ unabhängigen Charakter besitzen. Infolgedessen setzen sie zugleich eine Differenzierung des gesellschaftlichen Lebens voraus, die erst einer späten Phase sozialer Entwicklung angehört. Was hier die konkrete Interessengesellschaft leistet, das fällt in den früheren Stadien entweder dem einzelnen selbst oder einer noch zahlreiche andere Lebensinteressen umspannenden Genossenschaft zu.

Hier tritt nun der Interessengesellschaft der Verein ergänzend zur Seite. Wie jene bestimmten Sonderzwecken des Lebens, so ist dieser zumeist den an die einzelne Persönlichkeit gebundenen Interessen zugewandt. Das Wort schon deutet dies an, indem es die Einheit als das die Zusammengehörigkeit bestimmende Merkmal betont. Eine solche Einheit bekundet aber im letzten Grunde immer eine Einheit der Gesinnung. Der Zweck, den der Verein und durch ihn der einzelne verfolgt, muß für diesen einen Wert besitzen, den er ihm aus persönlicher Überzeugung zuerkennt. Auch da, wo der Verein etwa ökonomische oder politische Zwecke verfolgt, steht darum ein geistiger Wert im Hintergrund, wie die Hebung der wirtschaftlichen Zustände eines Landes oder Gebietes, die Durchsetzung politischer Reformen usw. Während die Interessengesellschaft, so verschieden geartet sie sein mag, die Forderung oder den Schutz solchen Interesses erstrebt, in diesem Sinne also ein einziges Zweckgebiet hat, kann das Vereinsleben verschiedene Zwecke, die der einzelne aus Neigung oder Überzeugung verfolgt: Unterhaltung, Kunst, Wissenschaft, Erziehung und Unterricht, politische und soziale Bestrebungen nebeneinander umfassen. Dabei ist in der wachsenden Mannigfaltigkeit seiner Zwecke der Verein noch mehr als die Interessengesellschaft ein Symptom der Differenzierung der Gesellschaft selbst. Was der einzelne in der fortgeschrittenen Kulturgesellschaft durch eine Vielheit von Vereinen erstrebt, das war, soweit es nicht seiner persönlichen Fürsorge überlassen blieb, innerhalb der älteren Formen der politischen Gesellschaft an die namlichen Lebensverbände gebunden, die

dabei meist zugleich den Charakter von Interessengesellschaften besaßen.

Bezeichnet auf diese Weise die Vereinsbildung eine der Mannigfaltigkeit der persönlichen Lebenszwecke sich anpassende Form der Verbindung, so ist es nun aber der in ihm zum Ausdruck kommende Begriff der Einheit, durch den er bereits in eine nähere Beziehung zu einem andern Begriff tritt, von dem sich die Interessengesellschaft am weitesten entfernt: zum Begriff der Gemeinschaft. Das Wort gehört zu jenen Bildungen der Sprache, in denen das Stammwort »gemein«, dessen einstiger Wertgehalt sich bekanntlich nahezu in sein Gegenteil verkehrt hat, in der ursprünglichen Bedeutung erhalten geblieben ist¹⁾. In dieser seiner ursprünglichen Bedeutung enthält das Wort die im »Verein« enthaltene Einheit als eine Nebenbestimmung in sich. »Gemein« ist, was eine Vielheit zu einer Einheit verbindet. Ganz in diesem Sinne tritt nun in der Tat die »Gemeinschaft« der »Gesellschaft« gegenüber. Bleibt diese der Oberbegriff, dem sich auch die Gemeinschaft in allen ihren Formen unterordnet, so besitzt sie die engere Bedeutung einer Verbindung der einzelnen, die sich in der Gesellschaft zu einander gesellen, zu einer Einheit, die sich nach außen abschließt, weil ihre Mitglieder durch dauernde Lebensinteressen zusammengehalten werden. Wie der Begriff der Gesellschaft auf die verschiedensten Interessenverbände angewandt werden kann, so kann demnach auch sehr verschiedenen Lebensverbänden die Bedeutung von Gemeinschaften zukommen: so gibt es eine Ehe- und Familiengemeinschaft, eine Stammes- und Staatsgemeinschaft usw. Aber während die Gesellschaft nur einen vorübergehenden oder als Interessengemeinschaft einen einzelnen äußeren Lebenszweck verfolgt und auch der Verein, trotz seinem dauernden Bestand und seiner tieferen Beziehung zur Persönlichkeit, durchweg auf bestimmte einzelne Zwecke beschränkt bleibt, setzt die Gemeinschaft eine Vielheit von Lebenszwecken voraus, die sich zu einer das Leben ihrer Mit-

¹⁾ Vgl. über den Bedeutungswandel dieses Wortes sowie über die ganze Wortsippe Rud. Hildebrand in Grimms Wörterbuch, Bd. 4, 1, S. 3961 ff. Dazu F. Kauffmann, Altdeutsche Genossenschaften in: Wörter und Sachen, Bd. 2, S. 9 ff.

glieder bestimmenden Einheit verbinden. Besonders tritt dieser Gegensatz zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft in der Verbindung beider Begriffe mit dem des Interesses zutage. Ist die »Interessengesellschaft« der loseste und beschränkteste aller sozialen Verbände, so bezeichnet die »Interessengemeinschaft«, wenn das Wort im Sinne des strengen Gemeinschaftsbegriffs angewandt wird, einen der festesten und in der Regel auch dauerndsten, weil die Gemeinschaft stets zugleich eine Einheit mindestens der wichtigsten Lebensinteressen bedeutet.

Indem nun aber der Begriff der Gemeinschaft nur dieses Merkmal der Abschließung zur Einheit enthält, bleibt er in seiner Allgemeinheit zu unbestimmt, um der Mannigfaltigkeit der Verbände gerecht zu werden, die im Unterschiede von den loseren Formen der Gesellschaft Gemeinschaften genannt werden können. Auch ist dieser Begriff eben wegen der Allgemeinheit jenes Merkmals in doppeltem Sinne zu weit: einmal weil er Verbände in sich schließt, die außerhalb der freien Vereinigungen liegen, deren Substrat die Gesellschaft in der oben erörterten Bedeutung der dem Staate gegenüberstehenden als freie Persönlichkeiten handelnden Individuen ist; und sodann, weil die innerhalb der Gesellschaft entstehenden Verbindungen, die nach jenem entscheidenden Merkmal den Charakter von Gemeinschaften besitzen, in verschiedene Formen auseinandergehen. Insbesondere sind es drei solche Formen, in die sich der allgemeine Begriff der aus der Gesellschaft entstandenen Gemeinschaft spaltet: die Gemeinde, die Genossenschaft und die Körperschaft.

Unter ihnen steht die Gemeinde den beiden andern Gemeinschaftsformen, der Genossenschaft und der Körperschaft, die enger miteinander zusammenhängen, relativ selbständig gegenüber. Die in der älteren Sprache vielgebrauchte Nebenform »Gemeine« liegt hier der Urbedeutung wahrscheinlich am nächsten. Es ist der gemeinsame Feldbesitz, von dem der Begriff ausgegangen ist. Von dem gemeinsam bebauten Feld ist er aber fruhe schon auf die Gemeinschaft der Bewohner übergegangen, und so ist die »Gemeinde« zur Gemeinschaft der räumlich Zusammenlebenden geworden. Dieser Begriff der Ortsgemeinde ist dann der

herrschende geblieben, während die Übertragungen auf andere Gebiete eigentlich nur Substitutionen des Wortes Gemeinde für das unbestimmtere »Gemeinschaft« sind. Wie die Gemeinde in ihrem Ursprung an den Boden gebunden ist, auf dem die einzelnen leben, so ist sie daher auch als soziales Gebilde ein Produkt der Ackerkultur. Mit dem Ackerbau beginnt die feste Besiedelung und mit ihr die Gemeindebildung, mag dies nun in der engeren Form der Dorfschaft oder in der weiteren und zerstreuteren der Markgemeinschaft geschehen. Durch die Beziehung zur festen Ansiedelung und zur Ackerwirtschaft ist aber die Gemeinde in ihrer weiteren Ausbildung eng an die Veränderungen von Besitz und Verkehr gebunden, die von der Ackerkultur ausgehen. In ihren Anfängen ist sie vor allem Besitzgemeinschaft. Daran ist dann die Ausbildung der Normen gebunden, nach denen die Teilnahme der einzelnen an dem gemeinsamen Besitz geregelt und Maßregeln für dessen Schutz getroffen werden. In dem Maße, als sich das Einzeleigentum aus dem Gemeinbesitz aussondert, gehen diese der Besitzordnung dienenden Regeln in solche über, die dem Schutz des Einzeleigentums und im Anschluß daran der persönlichen Sicherung der Gemeindegensossen und der allgemeinen Gemeindeinteressen gegen äußere Angriffe dienen. Darin liegt die große Bedeutung der Tatsache, daß die Gemeinde, sei es als Dorfschaft, sei es als Markverband, zugleich ein Wehrverband ist, der der Militärmacht des Staates als taktische Einheit sich einfügen kann. In allen diesen Beziehungen bildet sich so die Ortsgemeinde mehr und mehr zu einem Staat im Kleinen aus, der, wenn das Gemeinwesen groß ist und wenn die Bedingungen politischer Autonomie hinzutreten, zu einem selbständigen Staate wird.

Gegenüber der Gemeinde, die in dem engeren Umkreis der Ortsgemeinschaft als Staat im Kleinen vor andern Gemeinschaftsformen geeignet ist, als Organ der Staatsgewalt bestimmte, von dieser ihr übertragene politische Funktionen zu übernehmen, bilden Genossenschaft und Körperschaft beschränktere, einzelnen Zweckgebieten zugewandte und darum in der Zahl und Lebensstellung ihrer Mitglieder geschlossenere Verbände. Auch die Bildung von Genossenschaften ist ein Vorgang, der keiner politischen Gesell-

schaft ganz fehlt. Gleichwohl zeigt er mehr als andere soziale Schöpfungen bedeutsame Unterschiede, die sichtlich teils von der Eigenart des Volksgeistes, teils von der Stufe der politischen Entwicklung abhängen. In ersterer Beziehung ist es bezeichnend, daß das Lateinische mit den ihm folgenden romanischen Sprachen ein der deutschen »Genossenschaft« völlig äquivalentes Wort nicht besitzt, sondern hier auf den allgemeineren Begriff der Gesellschaft, der »Societas« beschränkt geblieben ist. Was aber der Genossenschaft gerade gegenüber der Gesellschaft ihre spezifische Bedeutung gibt, das ist der in dem Wort »genießen« liegende Hinweis auf das gemeinsame Streben nach den gleichen Gütern des Lebens. So weit darum im allgemeinen Gebrauch der Begriff über die verschiedensten Lebensgebiete in Zusammensetzungen wie Stammesgenosse, Standesgenosse, Ehegenosse und vielen andern sich erstrecken kann, so besteht doch der soziologische Wert des Begriffs hauptsächlich in seiner Anwendung auf den Zusammenschluß der zu gleichen Zwecken sich vereinigenden Berufsgenossen. Dadurch erst gewinnt die Genossenschaft gerade im Gegensatz zur Gesellschaft ihre hohe Bedeutung. Die Gemeinschaft des Berufs ist es, die unter allen Formen freier Vereinigung die Genossen am engsten aneinander knüpft. Für die große Mehrzahl der Menschen, die sich überhaupt einem Beruf widmen, bildet dieser nicht nur einen dauernden, sondern in den meisten Fällen zugleich den wichtigsten Lebensinhalt. Gleichheit des Berufes setzt daher im allgemeinen Gleichheit der sozialen Stellung, Gleichheit der Interessen voraus und führt besonders in einem noch wenig individuell differenzierten Zustand der Gesellschaft Gleichheit der Bildung und der allgemeinen Lebensanschauungen mit sich. Daraus begreift sich, daß die Entwicklung der Genossenschaften ihren Höhepunkt in jenem mittleren Stadium politischer Entwicklung erreicht, wo die besonderen Kulturinteressen noch der Machtsphäre des Staates entzogen sind. Sie fehlt in den Anfängen, wo die Berufe, namentlich die des Handwerks und der Kaufmannschaft, die dem späteren Städteleben ihr Gepräge gaben und in den Gilden und Zünften die Hauptträger des mittelalterlichen Genossenschaftswesens gebildet haben, noch wenig entwickelt sind. Die Genossen-

schaftsbildung tritt aber auch wieder zurück, oder sie nimmt andere Formen an, wo die Eigenart der einzelnen Persönlichkeit und damit der Trieb nach individueller Selbständigkeit, sowie der Wettstreit der individuellen Interessen gegenüber den Bedürfnissen, die die Berufsgenossen aneinander bindet, die Oberhand gewinnen. Es ist bezeichnend für dieses Verhältnis, daß damit die Tendenz zur Genossenschaftsbildung von den höheren und unabhängigen Berufen auf die niederen und abhängigen, damit aber zugleich am meisten des wechselseitigen Schutzes bedürftigen übergeht. Die heutige Zeit kennt keine Gilden und Zünfte mehr, außer in dürftigen Überlebnissen oder modernen Umbildungen, dafür aber Arbeitergenossenschaften. Die Vereinigungen der führenden Industriellen sind dagegen, wo sie überhaupt bestehen, zu Interessenverbänden beschränkter Art geworden, die im ganzen die möglichst vollkommene Unabhängigkeit der Teilnehmer zur Voraussetzung haben.

Mit der Genossenschaft hängt endlich der letzte und engste dieser Verbände nahe zusammen: die Körperschaft. Schon der Name weist darauf hin, daß der Gedanke der Einheit, des Zusammenschlusses zu einem Ganzen hier im Vordergrund steht. Dadurch tritt der Begriff in einen gewissen Gegensatz zu dem der Genossenschaft, der die Vielheit der Genossen hervorhebt. Aber dieser Gegensatz wird dadurch ausgeglichen, daß in beiden Begriffen Einheit und Vielheit zusammengehörige Momente sind. Darum ist eine Genossenschaft zugleich Körperschaft, sobald sie als Trägerin eines einheitlichen Willens handelnd auftritt; es kann ihr aber auch der Charakter der Körperschaft fehlen: dies geschieht da, wo die Unterordnung unter einen Gesamtwillen dem Ermessen des einzelnen Mitgliedes anheimgegeben bleibt. So sind die städtischen Gilden und Zünfte des Mittelalters zugleich Körperschaften gewesen, während die modernen Arbeitergenossenschaften es im allgemeinen nicht sind. Demnach ist die Körperschaft einerseits ein engerer Begriff als die Genossenschaft, andererseits greift sie aber weit über deren Gebiet hinaus, da ihr die für jene maßgebende Beschränkung auf ein bestimmtes Zweckgebiet des äußeren wirtschaftlichen Lebens fehlt. Ein Verein, der bestimmte Bildungszwecke verfolgt, oder ein vom Staat in gleicher Absicht gegründeter Verband, dem inner-

halb der Sphäre seiner Wirksamkeit eine einheitliche Willensbetätigung zugestanden wird, kann daher nicht minder den Charakter einer Körperschaft besitzen. Dabei enthält die Analogie mit der physischen Einheit des Körpers ein weiteres Moment, welches den sonstigen sozialen Verbänden entweder ganz fehlt oder doch nur bei einzelnen, für die Mitglieder unverbindlichen Gelegenheiten zukommt. Besonders ist es die Vertretung nach außen, durch die sich die Körperschaft in diesem Sinne als ein einheitlich handelndes Wesen kundgibt. In den Anfängen der politischen Entwicklung geschieht dies durch das äußere geschlossene Auftreten der Körperschaftsmitglieder. Innerhalb der späteren Gestaltungen des Körperschaftslebens bleibt dies gelegentlich für besonders feierliche Akte vorbehalten, im übrigen geschieht es aber dadurch, daß die Körperschaft Rechte nach außen geltend macht, durch die sie andern Rechtssubjekten selbständig gegenübertritt. Damit bilden diese Rechte der Körperschaften Bestandteile der allgemeinen, vom Staate anerkannten Rechtsordnung. In der weiteren Folge der Rechtsentwicklung führt dies aber dahin, daß der Staat selbst erst einem gesellschaftlichen Verband die Rechte verleiht, durch die er zur Körperschaft wird. Dies hat dann jene Erweiterung des Körperschaftsbegriffs bewirkt, vermöge deren dieser auf die verschiedensten Verbände übergreifen kann. Denn dem Staate steht nun die Befugnis zu, jeder Vereinigung, die er überhaupt als übereinstimmend mit den allgemeinen Zwecken der politischen Gesellschaft anerkennt, solche Korporationsrechte zu verleihen. Dadurch hat sich aber indirekt zugleich eine bemerkenswerte Verschiebung in den gewöhnlichen Zweckgebieten der Körperschaften vollzogen, indem diese mehr und mehr von den genossenschaftlichen Vereinigungen wirtschaftlicher Art, die sich unter dem Einfluß eines zunehmenden Individualismus dem alten Körperschaftswesen entzogen, auf solche Gemeinschaften übergingen, die, wie Kirchen, Bildungsanstalten, wissenschaftliche und künstlerische Vereine, geistigen, an und für sich mehr der freien Betätigung der einzelnen überlassenen Zwecken dienen. So hat der Begriff der Körperschaft eine merkwürdige Dehnbarkeit gezeigt, die um so augenfälliger ist, weil neben den neuen Begriffsinhalten immer noch die alte, dem Worte ursprünglich eigene Bedeutung

einer einheitlichen, die vornehmsten Lebenszwecke in sich schließenden Willenseinheit anklingt, während eine solche doch bei den meisten jener Vereine, denen der Staat Körperschaftsrechte verleiht, nicht zutrifft.

Aber noch eine weitere Folge hat diese Stellung, die der Korporation als einer Tragerin von Rechten dem Staate gegenüber zukommt, mit sich geführt. Da im geordneten Rechtsstaat keine Vereinigung auf den Namen einer Körperschaft Anspruch erheben darf, der nicht der Staat Körperschaftsrechte verleihen hat, so hat man die Korporation überhaupt als eine staatliche Schöpfung betrachtet, und diese Auffassung hat dann auch auf die Genossenschaften übergreifen. Dennoch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Einzelverbände innerhalb der politischen Gesellschaft ebensowenig Schöpfungen des Staates sind, wie umgekehrt der Staat selbst eine Schöpfung der einzelnen ist, die ihm angehören. Vielmehr besteht ein wesentliches Moment der politischen Entwicklung gerade darin, daß, während der Stammesverband zum Staat sich entwickelt, innerhalb der aus dem Zwang der Stammesordnung befreiten Gesellschaft Kräfte frei werden, die zu neuen Gruppenbildungen führen. Indem diese zunächst der Herrschergewalt des Staates selbständig gegenübertreten, wirkt dann der Staat seinerseits wieder auf sie zurück. Der Staat nimmt so die freien Verbände unter seinen Schutz, unterwirft sie aber damit auch seiner Oberaufsicht, und schließlich ist er es, der ihnen die Rechte gibt, die ihnen ursprünglich vermöge des übereinstimmenden Willens ihrer Urheber von selbst zukamen¹⁾.

d. Die unfreien Klassen der Gesellschaft.

Den freien Verbänden stehen die unfreien Klassen als diejenigen Teile der Gesellschaft gegenüber, in denen von den beiden Faktoren des gemeinsamen, insbesondere des staatlichen Lebens, der Teilnahme an der Herrschaftsgewalt und der Abhängigkeit von ihr, nur der zweite zur Geltung kommt. Wie die Unfreien an dem Gesamtwillen des Staates keinen Anteil haben, so sind sie daher im

¹⁾ O. Gierke, Die Genossenschaftstheorie und die deutsche Rechtsprechung, 1887, und Deutsches Privatrecht, Bd. 1, 1895.

allgemeinen unfähig, freie Verbände innerhalb der politischen Gesellschaft zu bilden. Sie können, namentlich so lange der Zustand der Unfreiheit ein vollkommener ist, nach ihrer sonstigen Lebensstellung in gewisse Klassen gebracht werden, selbst aber können sie sich nicht, wie die freien Gemeinschaften, zu einem gemeinsamen Willen verbinden.

Auch die unfreien Klassen sind, wie die freien Verbände, erst Schöpfungen der politischen Gesellschaft. Die Stammesgesellschaft entbehrt ihrer; höchstens können in den Übergangsstadien Anfänge vorkommen, in denen aber bereits politische Motive zutage treten. Die Stammesgenossen selbst sind, abgesehen von der fruhe beginnenden Ausbildung einer mehr oder weniger dauernden Hauptlingschaft, gleich frei und in ihrer Bindung an die Stammessitte gleich unfrei, soweit nicht die natürlichen Unterschiede der Begabung ihren Einfluß geltend machen. Dadurch kommt es denn auch, daß besonders die Anfänge der politischen Entwicklung sehr leicht aus dieser verhältnismäßig gleichen Freiheit aller in die gleiche Unfreiheit aller überspringen, wie eine solche der primitive despotische Staat darstellt. Wo dagegen in einer mehr stetigen Weise der Staat aus der Stammesverfassung hervorgeht, da ist es sichtlich die allmähliche Umwandlung der Klan- in die Gentilverfassung, die diesen Umschwung bewirkt. Aus dem Klan sondern sich zunächst Sippen als nähere Geschlechtsverbände, dann erheben sich unter diesen einzelne zu herrschenden Geschlechtern, denen nun die außerhalb eines solchen Sippenverbandes stehenden Mitglieder in abhängiger Stellung gegenubertreten. Diese Sonderung gewinnt aber erst ihre bleibende Bedeutung, wenn ein einzelner Oberhäuptling in Gemeinschaft mit jenen herrschenden Geschlechtern ein Königtum gründet, was durchgehends im Kriege zu geschehen pflegt, daher Königtum und Heerführerschaft im Anfang miteinander vereinigt sind. Indem nun aber die wichtigsten Anlässe solcher staatengründender Kriege teils Wanderungen in neue Gebiete, teils Streitigkeiten benachbarter Völker sind, ergibt sich als deren weitere Folge die Unterwerfung bald stammesfremder, bald stammverwandter Völker unter den siegenden Stamm; und dazu kommt als ein diese der Unterwerfung im Krieg folgende Entrechtung im

Frieden steigerndes Moment, daß, wie der Stamm den Stamm oder der Staat den Staat seiner Herrschaft unterwirft, so einzelne Krieger die Feinde, die sie in der Schlacht bezwingen, oder daß die Führer des siegreichen Heeres die Gefangenen, die sie unter sich verteilen, als Kriegsbeute hinwegführen.

Hiernach scheiden sich die unfreien Klassen der politischen Gesellschaft nach einem doppelten Gesichtspunkt. Einmal ist es für das Verhältnis der freien zur unfreien Bevölkerung eines Landes von entscheidender Bedeutung, ob die unterworfenen Klasse stammverwandt oder stammesfremd ist; und sodann liegt ein wichtiger Unterschied darin, ob die untertänige Klasse als ganze von der herrschenden abhängt, oder ob die Individuen, die ihr angehören, in persönlicher Abhängigkeit von einem einzelnen Mitglied der freien Gesellschaft stehen. Unter dem ersten dieser Gesichtspunkte zerfallen die unfreien Klassen wieder in zwei Formen, deren eine man mit einem dem deutschen Recht entnommenen Ausdruck allgemein die der Horigen nennen kann, während man im andern Fall, der vornehmlich in der bekannten indischen Gesellschaftsordnung sein Vorbild hat, zu dem aber auch anderwärts Parallelen vorkommen, die Klassen als Kasten zu bezeichnen pflegt. Nach dem zweiten Gesichtspunkt stehen die Horigen, wie sie im allgemeinen aus einer der freien Bevölkerung stammverwandten Rasse hervorgehen, so auch in keinem unbedingten Abhängigkeitsverhältnis. Hierin scheiden sich von ihnen die Sklaven, für die nach der Bedeutung, die das Wort in den modernen Sprachen angenommen hat, eine unumschränkte, den Sklaven zu einem persönlichen Besitz des Herrn erniedrigende Abhängigkeit besteht. Dabei können übrigens zwischen allen diesen Formen der Unfreiheit, ebenso wie zwischen Unfreiheit und Freiheit, mannigfache Abstufungen und Übergänge vorkommen.

Die relativ freieste unter diesen Klassen ist im allgemeinen die der Horigen. In dem Grade der ihnen zustehenden Freiheit finden sich aber immerhin beträchtliche Unterschiede, da hier die Unfreiheit bald in einem bloß teilweisen, bald in einem vollständigen Mangel der dem Freien zukommenden Rechte bestehen und im letzten Fall der Zustand dem der eigentlichen Sklaverei sich nähern

kann. Offenbar sind diese Unterschiede einerseits von der Entstehungsweise der Unfreiheit, anderseits davon abhängig, ob die unfreien Bestandteile der Bevölkerung aus einer wirklichen, noch in der Ueberlieferung lebendig gebliebenen Stammeseinheit, oder ob sie, wie man vermuten darf, in den Anfängen der politischen Gesellschaft aus einer Vereinigung verschiedener, wenn auch verwandter Stämme hervorgegangen sind. Am reinsten hat sich daher der Zustand der Horigkeit wohl da ausgeprägt, wo er aus der schon innerhalb der Stammesentwicklung beginnenden verschiedenen Stellung der Sippen und Geschlechtsverbände entstanden ist. Hier ist es die unmittelbare Wirkung der sich ausbildenden Gentilverfassung, die unter dem Einfluß der die politische Ordnung begründenden Wanderungen und Kriege sowie infolge der sich einstellenden Besitzunterschiede die Klassenbildung einleitet, zugleich aber in der Regel in Grenzen einschränkt, innerhalb deren frühe schon das Streben der abhängigen Klassen nach Gleichstellung um so erfolgreicher sich regen kann, je weniger hier Unterschiede der natürlichen Anlage und der Rasseninstinkt der Ausgleichung im Wege stehen. In ihrer Anlehnung an die schon in die vorangegangene Stammesentwicklung zurückreichende Gentilverfassung hat sich diese Form einer aus der inneren Differenzierung der Gesellschaft hervorgehenden Horigkeit besonders deutlich in der ältesten geschichtlich überlieferten Gesellschaft Roms erhalten, sei es weil, wie Mommsen vermutet, die das latinitische Land besiedelnden Einwanderer keine früheren Bewohner voranden, sei es weil diese sich mit den Einwanderern vermischten, ohne merkliche Spuren zurückzulassen¹⁾. Denn die Gentilverfassung hatte hier die Form der Hausgemeinschaften angenommen. Wie den Zusammenhalt der Sippen, so fordert diese Form aber zugleich jene strenge Herrschaft des Geschlechtsältesten über die Gesamtfamilie, die noch lange, nachdem die Hausgemeinschaft sich aufgelöst, in dem römischen Paterfamilias erhalten geblieben ist. Mit dieser patriarchalischen Ordnung des Geschlechtsverbandes geht nun nicht minder die eigentümliche Form, in der sich in Rom die Klasse der Horigen entwickelte, von der ursprünglichen Hausgemeinschaft aus. Diese umschließt mit

¹⁾ Mommsen, Römische Geschichte, I⁶, S. 61 ff.

dem Geschlechtsverband die an Ansehen und Besitz minder vom Glück begünstigten Stammesgenossen, die sich in den Schutz der Hausgemeinschaft begeben und ihr als Gegenleistung ihre Dienste widmen. So wird hier der Freie zum Herrn, der Horige zum Knecht, ein Verhältnis persönlicher Dienstbarkeit, das sich durch ihre Verbindung mit der patriarchalischen Familiengemeinschaft von der Sklaverei wesentlich unterscheidet, da die Zugehörigkeit zu jener es verbietet, den Knecht als ein bewegliches Eigentum zu behandeln. Von dem Augenblick an, wo die weitere Hausgenossenschaft sich auflöst, beginnt sich daher dieses Verhältnis in ein Schutzverhältnis zwischen dem Patron und seinem Klienten umzuwandeln, und die unfreie Bevölkerung wird so zu einer eigenen, den alten Geschlechtern selbständig gegenüber tretenden Klasse, der Plebs, die sich schließlich in dem Kampf mit den patrizischen Geschlechtern die volle bürgerliche Freiheit erringt.

In den meisten andern Ländergebieten, in denen Wanderungen und Kämpfe die ursprünglichen Grundlagen der politischen Gesellschaft bilden, treten nun aber tiefer greifende Unterschiede der Abstammung hinzu, welche auf lange hinaus der Ausgleichung hindernd in den Weg treten. Die nächste Ursache solcher weiterer Scheidungen liegt hier wohl zumeist darin, daß der eingewanderte Stamm sich die früher eingesessene Bevölkerung dienstbar macht, ein Vorgang, dem außerdem noch die räumliche Trennung der neu Angesiedelten von den älteren Bewohnern zu Hilfe kommen kann. Deutlich spiegelt sich dieses Verhältnis in den Kleinstaaten des alten Griechenland, wo sich die freie Bürgerschaft in einer das politische und militärische Zentrum bildenden Stadt sammelt, während die abhängige Klasse der »Perioken« das umgebende Land bewohnt. Bei den spartanischen »Heloten« war die strenge Dienstbarkeit, der sie unterworfen waren, wohl nur aus der militärischen Organisation des Staates und aus dem Hereinreichen der Traditionen des alten Mannerhauses entsprungen. Insbesondere hat dieses der Horigkeit hier ein eigenartiges Gepräge darin gegeben, daß die Heloten nicht, wie die römischen Klienten, als einzelne einem einzelnen, sondern als Klasse der Klasse dienstbar waren. Ein solches Verhältnis setzt offenbar bei der herrschenden Klasse eine Besitz-

gemeinschaft voraus, wie sie eben hier aus dem in die politische Gesellschaft hereinreichenden Erbe der alten Mannergemeinschaft hervorgegangen war. Zwischen beiden Formen liegen dann die Zustände in der Mitte, die in der germanischen und, von ihr vielleicht beeinflusst, in der slavischen Welt der Hörigkeit eigen sind. Hier ist, vom frühen Mittelalter an deutlich ausgebildet, die Hörigkeit ein Zustand der Abhängigkeit, die den Hörigen nicht an einzelne freie Persönlichkeiten, sondern anfanglich an ein bestimmtes Geschlecht, dann an einen diesem Geschlecht oder einer Einzelfamilie gehörigen Grundbesitz bindet. Darum wird diese Form der Hörigkeit auch nach ihrer objektiven Seite als »Grundhörigkeit«, nach ihrer subjektiven als »Leibeigenschaft« bezeichnet. Der Grundhörige ist an einen bestimmten Grund und Boden gebunden, mit dessen Besitzer er auch den Herrn wechselt. Leibeigen aber heißt er nach der ursprünglichen, freilich später oft mißverständlichen Bedeutung nicht, weil er dem Leib, der Persönlichkeit des Herrn, sondern weil er mit seinem Leib, d. h. mit seiner Arbeit dem Herrn eigen ist. Daher denn auch der Hörige Rechte besitzt, die freilich den Rechten des Freien bei weitem nicht gleichkommen, ihm aber doch einen gewissen Schutz gegen willkürliche Vergewaltigung gewähren. In dem Maß dieser Rechte können dann die mannigfachsten Unterschiede vorkommen, die, je nachdem der Begriff des Eigentums hier Platz greift, zwischen der absoluten Untertänigkeit des Knechtes, den nur die Gebundenheit an die Scholle vom Sklaven unterscheidet, und dem neben den Diensten, die er der Gutsherrschaft zu leisten hat, zu eigenem Erwerb berechtigten Halbfreien schwanken. Bei allen diesen Formen der Hörigkeit machen sich aber im allgemeinen eigentliche Stammesunterschiede nicht in wesentlichem Maße geltend; es bleibt also, wenn auch die Entstehung auf die Unterwerfung eingesessener durch eingewanderte Stämme zurückgehen mag, nicht unwahrscheinlich, daß die Sieger und die Unterworfenen immerhin stammverwandt sind, demnach nicht einer fremden, namentlich aber nicht einer niedrigeren Rasse angehörten.

Dies ist nun der Punkt, der die letzte dieser Formen der Abhängigkeit, die der Kastenordnung der Gesellschaft, von den

vorigen zu scheiden pflegt. Bei ihr liegt wahrscheinlich überall ein ursprünglicher Rassenunterschied zugrunde. Besonders die indischen Verhältnisse können hier als typisch gelten, daher man denn vielfach sogar die Kastengliederung als eine spezifisch indische Einrichtung angesehen hat. In der Tat läßt hier schon die dunklere Hautfärbung der niedersten Kaste, der Sudra, auf ihren Ursprung aus einer von den eingewanderten Ariern unterworfenen Rasse schließen. Gleichwohl ist selbst die indische Kastenscheidung keineswegs allein aus diesem Rassenunterschied und den an sie sich anschließenden Rassenmischungen zu erklären, sondern es haben sichtlich noch weitere Bedingungen mitgewirkt, die überdies auch in andern Gebieten in ähnlicher Weise wiederkehren, so daß die Kastenscheidung nicht als eine spezifisch indische Gesellschaftsordnung angesehen werden kann. Nur der starke Gegensatz der niedersten Kaste bildet wohl eine die indischen Verhältnisse besonders auszeichnende Erscheinung. Daneben spielen aber in die Kastenordnung Standes- und Berufsscheidungen hinein, die von jenem Rassengegensatz unabhängig sind und die von Anfang an auf eine Gliederung der herrschenden Rasse, also in Indien der eingewanderten arischen Stämme selbst, hinweisen. Diese Gliederung beruht einerseits auf einer Sonderung in obere und untere Stände und anderseits auf einer dieser sich anschließenden in höhere und niedrigere Berufe. Die ersteren umfassen den Gelehrten- und den Kriegerstand, in Indien die beiden oberen Kasten der Brahmanen und der Kshatriyas; ihnen stehen als der niedere Stand und Beruf die Ackerbauer und Gewerbetreibende, Vayshias, gegenüber. Das sind aber die drei Klassen, die in jeder politischen Gesellschaft in nahezu allgemeingültiger Form sich entwickeln, und wo die erste, die anfänglich ausschließlich den Priesterstand umfaßt, mit dem zweiten, dem Kriegerstand, mit wechselndem Glück um den Vorrang streitet. Die vierte Kaste dagegen, die Sudras, ist die dienende, die aus der unterworfenen Urbevölkerung hervorgegangen ist. So ist durch den Hinzutritt einer rechtlosen völlig unfreien Klasse aus der normalen Dreizahl der Gesellschaftsklassen eine Vierzahl entstanden. Dies ist aber ein Vorgang, der sich auch sonst wiederholt hat, wo überhaupt zu jenen Bestandteilen der freien Gesellschaft

ein völlig unfreier hinzutritt, wie ihn in der älteren Kultur überall die Klasse der Sklaven gebildet hat. So sind denn für die Kastenordnung überhaupt vier Merkmale maßgebend. Voran steht die Überordnung des Priester- oder, wie er in seiner weiteren Entwicklung genannt werden kann, des Gelehrtenstandes. Dazu kommt dann an zweiter und dritter Stelle die weitverbreitete Überordnung des Kriegerstandes über einen den friedlichen Beschäftigungen hingegebenen Nährstand, und die Existenz einer gänzlich rechtlosen Bevölkerung, endlich an vierter das Merkmal, das dem Wort »Kaste« den Namen gegeben hat, die Erblichkeit und die daraus folgende Abgeschlossenheit von Stand und Beruf. Von diesen vier Merkmalen besitzen jedoch die beiden letzten nur eine relative Geltung. So braucht die unfreie Klasse nicht notwendig einer rassefremden Bevölkerung anzugehören, und die Erblichkeit, die den einzelnen fest an seine Kaste bindet, erleidet von fruhe an Ausnahmen. Insbesondere können innerhalb der älteren politischen Gesellschaftsformen die Sklaven, mögen sie nun stammesfremd oder stammverwandt sein, durchaus die Stellung einer rechtlosen Kaste einnehmen. Die Erblichkeit von Stand und Beruf gilt aber, sobald überhaupt eine Ständescheidung eingetreten ist, zunächst nur als eine durchgängige Regel, die in einzelnen Fällen sowohl in der Form des Aufsteigens in eine höhere wie in der des Sinkens in eine tiefere Klasse, im letzteren Fall als Ausschluß aus der Gesellschaft der Freien, durchbrochen wird. Naturgemäß sind solche Verschiebungen am seltensten in der Klasse der Unfreien, und sie pflegen hier einer öffentlichen Sanktion zu bedürfen, die am leichtesten da stattfinden kann, wo die Abhängigkeit eine persönliche ist, wie bei dem Sklaven, und daher ihre Aufhebung in der Regel durch die persönliche Willenserklärung des Herrn bewirkt werden kann. Schon die Befreiung des Hörigen setzt dagegen vermöge seiner Zugehörigkeit zu einer erbuntertanigen Klasse, im allgemeinen eine umfassendere Neuordnung der politischen Gesellschaft voraus, von der die ganze Klasse betroffen wird.

Nach allem dem ist die Kastenscheidung nur eine Abwandlung der Klassenscheidung, die aus dieser vor allem da hervorgeht, wo der Priesterstand in früher Zeit über den vermöge des kriegerischen

Ursprungs der politischen Gesellschaft zunächst die Herrschaft führenden Kriegerstand die Oberhand gewinnt, während außerdem der Herrenrasse eine geknechtete Klasse gegenübersteht. Darin liegt schon ausgesprochen, daß die erste dieser Bedingungen die entscheidende ist; denn Unfreie, sei es als einer fremden Rasse Unterworfenen, sei es als erbeutete Sklaven, fehlen nirgends. Wohl aber ist eine in die Anfänge der politischen Entwicklung zurückreichende Überordnung des Priesterstandes eine Ausnahmeerscheinung, die teils auf eine früh eingetretene Befestigung friedlicher Zustände, teils und vor allem auf die ungewöhnlich hohe geistige und namentlich religiöse Regsamkeit eines Volkes zurückweist. Für letzteres spricht denn auch, daß besonders in dem im frühen Altertum vor andern religiös beanlagten Volk, den Ägyptern, eine Annäherung an die Kastenscheidung zu finden ist, wenn auch die Gelehrtenklasse hier trotz des hohen Ansehens, das sie genoß, infolge der durch die inneren und äußeren Kriege sich festgenden Macht des Königtums zugleich die Stellung einer Beamtenkaste erhielt. Ähnliche Verhältnisse haben dann wohl noch mehr in den andern großen Reichen des Orients obgewaltet. Unter den europäischen Völkern sind es nur die Kelten gewesen, bei denen ähnliche Bedingungen eine Art Kastenbildung hervorgebracht hatten. Diese ist der indischen vor allem auch darin verwandt, daß sich die keltischen Druiden, gleich den Brahmanen, aus einer ursprünglichen Priesterschaft zu einem Gelehrtenstand erweiterten. Neben ihnen stand ein Adel, der die kriegerische Umgebung des Königtums bildete, sodann unter beiden die Masse des freien Volks, die Cäsar nach einer wohl nicht ganz zutreffenden Analogie mit den römischen Verhältnissen als »Clientes« bezeichnet; zuletzt kamen die Unfreien, in der Regel wohl im Krieg erbeutete Sklaven (Caesar Bell. gall. VI, 13)¹⁾. Es ist wohl anzunehmen, daß wesentlich das Hinauswachsen des Priestertums über seinen engeren kulturellen Beruf zu dieser herrschenden Stellung beigetragen hat. Dieser

¹⁾ E. Windisch, der auf diese Kastenordnung der Kelten aufmerksam macht, erwähnt, daß schon Diogenes Laertius die keltischen Druiden mit den indischen Brahmanen verglichen habe (Windisch, Die altirische Heldensage usw., 1905, S. XLI).

Übergang fehlte bei den Germanen, nicht minder aber bei den Griechen und Römern; diese Völker sind aber auch bei der gewöhnlichen Dreiteilung der politischen Gesellschaft stehen geblieben.

Daraus, daß die Kastenordnung lediglich eine unter bestimmten Bedingungen entstandene Form der Klassenscheidung ist, erklärt sich nun zugleich die ihr eigene große Veränderlichkeit, von der vor allem das in der Entwicklung am weitesten fortgeschrittene Gebiet des Kastenwesens, das indische, Zeugnis ablegt. Zwei Erscheinungen treten uns hier als die wichtigsten dieser Veränderungen entgegen: die eine besteht in der ungeheuren Vermehrung der Kasten, die andere in der offenbar damit Hand in Hand gehenden Beschränkung auf fest bestimmte Berufe und zumeist sogar auf eng begrenzte Berufszweige. Infolge dieser Vermehrung bilden die vier alten Kasten nur noch allgemeine Kategorien, denen sich die wirklichen Kasten einordnen. Dadurch sind jene alten Kasten zu Ständen geworden, und die neuen bilden Verbände, vornehmlich Berufsverbände. So hat sich hier eine anders geartete, aber im letzten Grunde doch ähnliche Wandlung vollzogen, wie sie in unserem Mittelalter in der Entstehung der Gilden und Zünfte eingetreten ist. Mag den ersten Anstoß zu jener Vermehrung der Kasten die auf die Dauer nicht hintanzuhaltende eheliche Vermischung gegeben haben, so ist sie doch viel zu groß, als daß dieser das entscheidende Gewicht beigelegt werden konnte. So hat man schon vor einigen Jahrzehnten in Indien 855 Kasten von mehr als 1000 Mitgliedern gezählt, während ihre Gesamtzahl, die kleineren eingerechnet, auf 2000 geschätzt wurde¹⁾. Das zeigt unverkennbar, daß diese sogenannte Kastenvermehrung lediglich ein Prozeß freier Verbands- und Vereinsbildung ist, verwandt der Genossenschaftsbildung in den europäischen Ländern, die sich, wie diese, über die verschiedensten Lebensgebiete erstrecken kann, und die in den meisten Fällen auf die Gleichheit des Berufes gegründet ist, außerdem aber wohl auch die Bedeutung eines Kultverbandes besitzt oder wenigstens ursprünglich besessen hat. Darauf weist namentlich die häufig vorkommende Legende einer Gründung des Verbandes durch einen gemeinsamen

¹⁾ E. Senart, *Les Castes de l'Inde*, 1896, p. 17.

Ahnen hin¹⁾. Dabei hat nun aber sichtlich die aus der Frühzeit überkommene strenge Regel der Kastenscheidung auf diese Verbände, die in Wirklichkeit weder Kasten noch überhaupt Klassen der Gesellschaft sind, herübergewirkt, und sie ist vielleicht sogar, analog wie bei den Gilden und Zünften des Mittelalters, durch den Einfluß der gemeinsamen Lebensinteressen verstärkt worden, während sich der Abschluß der alten Kasten, je mehr deren Scheidung den Charakter einer allgemeinen Ständescheidung annahm, unter der Mitwirkung des Verkehrs ermäßigte. Zugleich haben dann wohl beide Bedingungen verstärkend ineinander eingegriffen. Indem der Verkehr die Schranken des alten Kastenwesens durchbrach, ließ er zunächst frei gebildete Genossenschaften entstehen, auf die sich vermoge der beschränkteren Zahl ihrer Mitglieder und der engeren Interessengemeinschaft jener der Abschluß nach außen in verstärktem Maße übertragen konnte, an den wir heute bei dem Begriff der Kaste in erster Linie zu denken pflegen. Gerade davon aber, was man außerdem noch als ein Attribut der Kastenordnung zu betrachten pflegt, von der Stabilität, kann, wie die Geschichte zeigt, bei ihr ebenso wenig wie bei irgend einer andern Gesellschaftsordnung die Rede sein. Zwei Momente sind es offenbar, die diese falsche Vorstellung unterstützt haben: erstens die Neigung des indischen Geistes zur Bildung geschlossener Lebensverbände; und die Übertragung des Namens »Kaste« auf Gesellschaftsbegriffe von höchst verschiedener Bedeutung. Das erste dieser Argumente ist natürlich ganz hinfällig: jedes soziale Gebilde, auch das innerhalb einer begrenzten Zeit relativ stabilste, ist dem Wandel des geschichtlichen Lebens unterworfen; und die Beibehaltung des gleichen Wortes für verschiedene Einrichtungen läßt höchstens schließen, daß die eine aus der andern sich entwickelt hat, und daß dies wahrscheinlich nicht plötzlich, sondern allmählich in einer Reihe stetiger Wandlungen geschehen ist.

Zu den bisher betrachteten Formen der Abhängigkeit, die mit der Klassenscheidung der politischen Gesellschaft zusammenhängen, tritt nun als ein Grenzfall äußerster Abhängigkeit die letzte dieser

¹⁾ Senart, a. a. O., p. 31ff. Hinsichtlich der älteren Nachrichten über die Kasten vgl. Lassen, Indische Altertumskunde, II², S. 717ff.

Formen, die Sklaverei. Der Sklave ist rechtlos und schutzlos, soweit nicht die Sitte oder der frei gewährte Schutz des ihm gebietenden Herrn sein Los mildert. Da er der eigenen Selbstbestimmung entbehrt, so fehlt aber dem Sklaven zugleich das Recht, sich irgendwie zu freien Verbänden mit andern zu vereinigen. Die Klasse der Sklaven besteht daher aus einer Summe von einzelnen, die, da sie allein den Zwecken ihrer Herren dienen, nur in solchen Momenten sich zu einer wirklichen Gemeinschaft zusammenschließen, wo sie, wie in den bekannten Sklavenkriegen Roms, gewaltsam die Bande der Sklaverei zu sprengen suchen.

Unter den Umwandlungen, die die Begründung des Staates in dem Zustand der Gesellschaft herbeiführt, gibt es wohl keine, die so eng an die allgemeinen Bedingungen des Übergangs der Stammesverfassung in die politische Gesellschaft geknüpft ist wie die Entstehung der Sklaverei. Die Stammesverfassung kennt in ihren ursprünglichen Formen keine Sklaven. Selbst in den Übergangszuständen, die im Gefolge der Kämpfe mit fremden Stämmen eintreten, wird der besiegte Feind entweder getötet oder in selteneren Fällen in die Stammesgemeinschaft zugelassen, indem eine einzelne Sippe ihn durch ausdrückliche Adoption in ihren Blutsverband aufnimmt. Erst da, wo sich namentlich in den äußeren Beziehungen der Stämme bereits die deutlichen Anfänge einer politischen Organisation ausgebildet haben, tritt mit der Milderung der kriegerischen Sitten eine dauernde Kriegsgefangenschaft des überwältigten Feindes hinzu, bei welcher der Gefangene zum Sklaven der Sippe wird, die ihn erbeutet hat¹⁾. Neben dem Krieg sind es dann aber die Wanderung und die Okkupation neuer zumeist von früheren Bewohnern besiedelter Gebiete, die nicht minder im Anfang der politischen Entwicklung zu stehen pflegen, und die nun, da die

¹⁾ Am ausgesprochensten boten wohl diese Anfänge der Sklaverei einzelne der nordamerikanischen Indianerstämme, wie die Irokesen und Creeks (Vgl. Watz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 3, S. 158) Charakteristisch für den Übergangscharakter der Erscheinung ist hier die daneben immer noch vorkommende Adoption. Übrigens bestanden nach Casars Bericht bei den Kelten und Germanen ähnliche Verhältnisse, nur hatte sich wohl hier die Klasse der Sklaven unter dem Einfluß der kriegerischen Unternehmungen dieser Völker bereits zu einer standigen und umfangreichen Klasse der Bevölkerung herangebildet (Caesar, Bell. gall. VI, 13ff.).

Okkupation in der Regel von Kämpfen mit jenen älteren Besitzern begleitet ist, infolgedessen zur Bildung einer rechtlosen Klasse führen können. Demnach treten in den Anfängen der politischen Entwicklung sichtlich zwei Entstehungsweisen der Sklaverei einander gegenüber, die sich auch in ihren Folgen zum Teil scheiden. Die eine ist die Kriegssklaverei, bei der ein siegreiches Heer die besiegten Feinde, soweit sie nicht gefallen oder durch die Flucht entkommen sind, gefangen in sein eigenes Gebiet überführt. Die andere können wir die Okkupationssklaverei nennen: bei ihr hat das siegreiche Heer sein eigenes Land verlassen, um ein anderes in Besitz zu nehmen und dessen Bewohner, soweit sie nicht selbst in weitere Wohngebiete verdrängt werden, zu unterwerfen. In beiden Fällen wird der Sklave zu einem Besitz des Siegers, über welchen diesem, wenn sich die Einrichtung voll entwickelt hat, ein ebenso unbedingtes Verfügungsrecht wie über einen sachlichen Besitz zusteht. Aber wie in jedem dieser Fälle die Entstehung dieses Besitzrechtes ein abweichendes ist, so unterscheidet sich auch der Charakter des Besitzes selbst. Wird ein Stamm durch einen andern geknechtet, so gehört der unterjochte Stamm mit zu diesem Besitz; der einzelne Sklave ist daher nun im allgemeinen nicht Eigentum eines einzelnen Herrn, sondern des siegreichen Stamms, und er ist daher der allgemeinen Eigentumsordnung unterworfen, die für allen Besitz gultig ist. Nun ist es, wie wir gesehen haben, gerade die kriegerische Okkupation, die zunächst besonders für die Weide- und Ackerbauggebiete ganz oder teilweise zu einem Gemeineigentum führt: an diesem nimmt daher im allgemeinen auch die zu dem Boden gehörige unterjochte Bevölkerung teil. Die Okkupationssklaverei ist daher zunächst wohl immer zugleich eine Gesamtsklaverei: der einzelne Sklave ist nicht Eigentum eines einzelnen Herrn, sondern des Staates selbst. Damit bildet aber auch das Sklaventum hier immerhin insofern eine selbständige Klasse, als es als Ganzes, nicht bloß als eine Summe von Individuen den übrigen Klassen gegenübertritt und demnach solange dies nicht mit dem allgemeinen Verhältnis der Untertänigkeit in Widerspruch gerät, namentlich in Kultus und Sitte eigene Gemeinschaften bilden kann. Bewahrt oder verstärkt sich im Laufe der Zeit diese Selbst-

ständigkeit, so fällt dann eine solche Klasse außerhalb des Rahmens der eigentlichen Sklaverei. Ein Beispiel hierfür ist besonders die Kaste der indischen Sudras, die sichtlich auf diesem Wege der Okkupationssklaverei entstanden ist. Auf der andern Seite kann aber auch diese in einen Zustand der persönlichen Untertänigkeit unter einen einzelnen Herrn übergehen und damit der Kriegssklaverei nahekommen, wenn das Gemeineigentum durch Verteilung der Landlose ganz oder teilweise in Privateigentum übergeht. Ein Beispiel bietet hier die Klasse der lakedämonischen Heloten, die zum Gesamteigentum des Staates gehörten, während doch dem einzelnen Bürger für vorübergehende oder dauernde Zwecke einzelne aus dieser Klasse zu persönlichen Diensten zugewiesen werden konnten. Bei dem kriegerischen Charakter der Spartaner ist es wohl möglich, daß dabei zugleich die Kriegssklaverei mitgewirkt hat. Wo aber das ursprüngliche durch die Gesamtokkupation des Staatsgebiets entstandene Gemeineigentum nicht einer Teilung in unbeschränktes Privateigentum Platz macht, sondern in ein Zwischenstadium eines bedingten, durch bestimmte Gesetze des Erbrechts beschränkten Privateigentums übergeht, da wird nun auch der Zustand der Okkupationssklaverei durch die entsprechende Beschränkung des Besitzrechtes wesentlich abgeändert. Der Knecht ist nicht unbedingt, sondern nur insofern an den Herrn gebunden, als dieser der Besitzer des Bodens ist, mit dem er jenen als ein diesem Boden erbuntertäniges Mitglied der Gemeinschaft überkommen hat. Damit wird aber auch hier die Grenze der eigentlichen Sklaverei überschritten. Die Fesselung an den Boden ist zugleich eine Befreiung aus der schwereren Fessel der Sklaverei: der Sklave wird zum Leibeigenen oder Horigen, dem durch das Schutzrecht, das er gegenüber der Willkur des Herrn genießt, der Weg zur allmählichen Beschränkung seiner Pflichtleistungen und schließlich zur vollen Freiheit geebnet ist.

Dem gegenüber bietet nun die Kriegssklaverei im engeren Sinn dieses Wortes ein wesentlich anderes Bild. Sie entspringt aus der Kriegsgefangenschaft und führt direkt oder indirekt zu einer persönlichen Besitzergröfung des unterworfenen Feindes. Der Sieger bemächtigt sich entweder unmittelbar des Be-

siegten, den er Mann gegen Mann im Kampfe niedergerungen hat; oder das siegreiche Heer nimmt die Feinde, die nicht auf dem Schlachtfeld gefallen sind, als Beute mit, um sie nachträglich, wie andere erbeutete Gegenstände, unter die Führer zu verteilen. Die erstere Form ergibt sich von selbst, wenn sich der Kampf, wie dereinst bei den Kelten und Germanen, zum Teil in eine Reihe von Einzelkämpfen zwischen den führenden Helden auflöst; die zweite, wo entweder vorzugsweise die Massen gegeneinander streiten, oder wo die Organisation des Heeres einzelnen Heerführern eine bevorzugte Stellung anweist, vermöge deren ihnen ein Vorrecht bei der Verteilung der Beute zusteht. Der Streit zwischen Agamemnon und Achilleus im Anfang der Ilias bietet hier ein sprechendes Beispiel. Auch darf dies für das Heldenzeitalter wohl als der häufigere Fall gelten. Denn die Zweikämpfe der führenden Helden geben durchgehend dem Krieg sein Gepräge; der übrige Heerbann greift in diese zumeist mit Schwert und Lanze ausgeführten Einzelkämpfe in der Regel nur unterstützend mit seinen Speer- und Steinwürfen ein. Darum ist nun aber auch ein Streit um die Beute, wie ihn uns die Ilias schildert, immerhin nur da möglich, wo dem obersten Führer eine Anzahl sonst gleich geordneter Führer gegenübersteht.

Dies Bild ändert sich wesentlich, wo ein unumschränkter Herrscher der oberste Heerführer ist, sei es, daß er persönlich die Massen zum Kampf führt, sei es, daß er den in seinem Dienste stehenden Heerführern oder Vasallen dies Amt überträgt. Jetzt gilt die Masse der Kriegsgefangenen, wie jede andere Kriegsbeute, als persönliches Eigentum dieses obersten Kriegsherrn, und die Kriegsgefangenschaft führt darum hier zu einem ähnlichen Ergebnis, wie sie die Okkupation eines Gebiets und die Unterwerfung seiner Bevölkerung durch einen siegreich eindringenden Stamm im Gefolge hat. Auch verbinden sich beide Vorgänge in jenen Okkupationskriegen der Reiche des alten Orient, in denen bald bisher unabhängige Völker unterworfen und gelegentlich — ein Schicksal, das vor allem aus der israelitischen Geschichte bekannt, aber auch sonst, wenngleich meist in kleinerem Maßstabe, vorgekommen ist — Teile der Bevölkerung in die Kriegsgefangenschaft abgeführt wurden. So wird hier, ganz wie bei der Okkupationssklaverei, zu

der dieser Vorgang einen speziellen, von den besonderen Kulturbedingungen autokratischen Staatswesens abhängigen Fall bildet, der einzelne Sklave Mitglied einer Klasse, die der freien Gesellschaft in ihrer Gesamtheit gegenübersteht. Dennoch unterscheidet sich dieser Fall wesentlich von der im Gefolge der Völkerwanderungen eingetretenen Okkupationssklaverei, indem hier eben diese ganze Klasse wiederum, wie bei der eigentlichen Kriegssklaverei, dem persönlichen Willen eines einzelnen Herrn, des autokratischen Herrschers, unterworfen ist. Demnach überträgt sich denn auch auf diese Klasse, ganz wie auf den Kriegssklaven, der Begriff des Besitzes. Die Klasse als solche ist gleichzeitig Eigentum des Staates und des Herrschers, eine Doppelstellung, die durch das Prinzip des autokratischen Staates, nach welchem das ganze Land samt seinen Bewohnern als Eigentum des Herrschers gilt, wesentlich unterstützt wird, so daß hier der durch Kriegsgefangenschaft gewonnene Sklave eigentlich nur Mitglied der niedersten Klasse einer die Gesamtheit der Untertanen umfassenden rechtlosen Bevölkerung ist. In Wirklichkeit bilden freilich diese äußersten Folgezustände des autokratischen Prinzips einen Grenzfall, dem aber immerhin die berüchtigten despotischen Staaten einiger Sudanvölker, bei denen die Kleinheit des Gebiets solche Zustände möglich machte, zeitweise nahe kamen. Dagegen besaßen die großen despotischen Reiche des orientalischen Altertums zugleich den Charakter von Beamtenstaaten, so daß in ihnen die Persönlichkeit des Herrschers sich einer bloß symbolischen Verkörperung des absoluten Staatswillens in einer einzelnen Persönlichkeit naherte, wie sie im ganzen das Prinzip der Monarchie überhaupt ist. Darum war nun aber auch die Klasse der Sklaven zwar dem Namen nach Eigentum des Königs, in Wirklichkeit aber war sie Eigentum des Staates und wurde als solche hauptsächlich zu öffentlichen Arbeiten verwendet. So sind die großen Bauwerke der ägyptischen, der babylonischen und assyrischen Könige, die Pyramiden, die Tempel- und Palastbauten nur durch die ungeheure Masse der Staatssklaven möglich gewesen, über die diese Reiche infolge ihrer Kriegs- und Eroberungszüge verfügten.

Doch gerade der Charakter des Vasallen- und Beamtenstaats

bringt nun zugleich Veränderungen hervor, durch die sich auch hier aus der Klasse der Staatssklaven von fruhe an eine allmählich wachsende Zahl aussondert, die nicht mehr dem Herrscher als dem Repräsentanten des Staats, sondern einzelnen Personen, zunächst jenem selbst zu persönlicher Dienstleistung, dann aber den Angehörigen bevorzugter Klassen der Gesellschaft zugehört. Was sich im Heldenzeitalter unmittelbar nach der siegreichen Schlacht ereignet, die Verteilung der Kriegsgefangenen als Beute an die einzelnen Führer, das vollzieht sich hier in der Form der Belohnung, die der Herrscher den einzelnen Heerführern oder seinen Gunstlingen zuteil werden läßt. So geht diese Umwandlung des Staatssklaven in den eigentlichen, mit Leib und Leben an einen einzelnen Herrn gebundenen Sklaven mit zwei andern wichtigen Vorgängen der politischen Gesellschaft Hand in Hand: mit der Entstehung des Vasallentums und mit der Bildung des Adels. In beiden Fällen ist die Vorstellung, daß der Staat Eigentum des Herrschers und somit der Staatssklave zugleich Sklave des Herrschers sei, das vermittelnde Glied: der Übergang selbst erscheint als ein Besitzwechsel, der, indem er den Sklaven zugleich an den Grund und Boden fesselt, mit dem der Vasall belehnt wird, nun durch diese doppelte Bindung zu der milderen Form persönlicher Abhängigkeit, zur Hörigkeit überführt. Besitzt dagegen jener Besitzwechsel den Charakter eines freien Geschenks, durch das der Sklave zum unbedingt verfügbaren Besitz wird, so bildet dies eine friedliche Entstehungsform der Sklaverei, die in ihren Folgen der kriegerischen im wesentlichen entspricht.

So bildet schließlich der Begriff des frei verfügbaren Eigentums in seiner Anwendung auf den Menschen nicht nur das Merkmal, das die Sklaverei gegenüber allen andern Formen der Abhängigkeit kennzeichnet, sondern es entspringen hieraus auch die mannigfachen Wandlungen, die sie im Laufe der Zeit erfahren hat. Zur Entstehung dieses auf den Menschen übertragenen Eigentumsbegriffs bietet die gewaltsame Aneignung im Kriege, die Gefangenschaft, in die der einzelne seinen besiegten Feind als Beute hinwegführt, wohl den häufigsten Anlaß, und die allgemeingültigen Formen der Besitzübertragung befestigen dann ihrerseits wieder den Über-

gang des Eigentumbegriffs auf den Sklaven. Gleichwohl gewinnt der kriegsgefangene Sklave fruhe schon gegenüber dem sonstigen beweglichen Eigentum eine Sonderstellung. Wie bei den Halbkulturvölkern die Aufnahme in die eigene Sippe durch Adoption an die Stelle der dauernden Kriegsgefangenschaft treten kann, so stellt sich innerhalb der patriarchalischen Familienordnung, wie das für das griechische Altertum die typischen Gestalten des Eumaios und der Eurykleia in der Odyssee zeigen, ein Verhältnis her, das durch die Teilnahme des Sklaven an der Familiengemeinschaft gemildert wird. Auch wirkt hier wiederum die Entstehung aus der Kriegsgefangenschaft mit. Indem im Gegensatz zu den schon in fruher Zeit auf fremde Rassen übergreifenden Eroberungszügen der Orientalen bei den abendländischen Völkern zumeist verwandte, in Kultur und Sitte einander nahestehende Völker sich bekriegen, kann das wechselnde Kriegsglück es fügen, daß der Vornehme und selbst der König oder Königssohn sein Leben als kriegsgefangener Sklave endet. Dies ist das Bild, das uns die homerische Welt bietet, und auf das ein altes von Plutarch überliefertes Müllerliedchen ein bezeichnendes Licht wirft: »Mahle, Muhle, mahle! denn auch Pitakos mahlte, des großen Mytilene Beherrscher«. Die Gleichheit in Herkunft und Bildung kann dann aber auch namentlich in einer späteren, der patriarchalischen Familienordnung ferner ruckenden Zeit dem Sklaven den Weg zur Freiheit eröffnen. Das geschah später in Rom, wo der allgemeine Kampf der niederen Klassen um Rechtsgleichheit und die höhere Bildung vieler der aus der hellenistischen Welt eingefuhrten Sklaven zusammen mit dem stark ausgeprägten Individualismus der römischen Rechtsanschauungen dem Herrn mit der freien Verfügung über den Sklaven auch das Recht seiner Befreiung in die Hand gab. So entstand jene Überfüllung der römischen Gesellschaft mit Freigelassenen, durch die diese schließlich einen einflußreichen Faktor des römischen Lebens bildeten.

Immerhin steht dieser Erleichterung, die die Abhängigkeit von einem individuellen Willen der Befreiung des Sklaven gewährt, als das für die allgemeine Entwicklung der Sklaverei einflußreichere Motiv, das Besitzrecht gegenüber, nach welchem der Herr mit

demselben Recht, mit dem er ihn freigibt, den Sklaven gleich einem sachlichen Eigentum verschenken oder verkaufen kann. Nur in einer Beziehung erleidet dieses Recht eine Ausnahme. Bloß in seltenen Fällen ist, neben dem bis in das moderne Sklavenwesen hereinreichenden Recht der körperlichen Züchtigung, auch das Leben des Sklaven unumschränkt der Willkur des Herrn preisgegeben. Ursprünglich ist dieses Recht der Tötung wahrscheinlich eine unmittelbare Folge der Kriegssklaverei. Steht es doch in barbarischen Zuständen dem Sieger frei, seinen Kriegsgefangenen sofort auf dem Kampfplatz zu toten. Die spätere Tötung des Sklaven mag daher als eine weitere Folge dieses ihm zustehenden Rechts erscheinen. Dennoch wirkt gerade die Umwandlung des Kriegsgefangenen in den Sklaven zugleich dieser Anwendung des Besitzrechts auf dieses lebende Eigentum entgegen. Schon der primitive Mensch scheut überall da vor der Tötung zurück, wo nicht entweder der Affekt des Kampfes oder das religiöse Opfermotiv diese Scheu überwindet. Die gleiche Scheu vor der Tötung tritt ja dem Tier gegenüber schon bei den primitiven Jagervölkern hervor: so, wenn die Prarieindianer die getöteten Büffel »um Verzeihung bitten« oder, was vermutlich die richtigere Deutung ist, Zeremonien ausführen, die die Tötung in eine Opferhandlung verwandeln, durch die dann zuweilen außerdem der Getötete wieder zum Leben erweckt werden soll. Auch das in den Gebieten der Totemkulte verbreitete Verbot, vom Fleisch der Totemtiere zu essen, und der damit zusammenhängende kultische Genuß dieses Fleisches hängt vielleicht mit dem gleichen Motiv zusammen¹⁾. In die Reihe dieser magischen Motive mag endlich, namentlich beim Menschen, auch noch die weit verbreitete Furcht vor der Rache hinzutreten, die der Damon des Getöteten an dem Mörder nehmen wird. Neben diesen in magische Vorstellungen gekleideten Gefühlen fehlt schließlich wohl auch die den Affekt zügelnde Überlegung nicht, daß die Tötung des Sklaven ein Eigentum vernichtet, das nur durch die Arbeit des Lebenden einen Wert hat. Die so wahrscheinlich aus einer Verwebung mannigfacher Motive hervorgegangene Scheu vor der Tötung, die ursprünglich Tier und Mensch umfaßt, verleiht

¹⁾ Vgl. Bd. 4³, S. 346ff. und Bd. 5², S. 171ff.

dem Sklaven schon auf frühen Kulturstufen einen Eigenwert, der ihn über den sonstigen sachlichen Besitz emporhebt. So bedroht das Gesetz Hammurabis auch die Tötung des Sklaven mit einer Strafe, die zwar viel geringer ist als die, die auf der Tötung eines Freien oder gar eines Vornehmen steht, die aber doch unmittelbar neben dieser aufgezählt wird.

Dieser Eigenwert, der dem Sklaven als einem lebenden Eigentum zukommt, steigert sich nun aber gegenüber den sonstigen Hilfsmitteln des Lebens, besonders denen, die dem Besitzer eigene Arbeit zumuten, wie dem toten Werkzeug oder dem gezuchteten Tier, durch die Vielseitigkeit der Leistung und durch die unmittelbare, meist gar keine eigene Arbeit des Besitzers fordernde Verwendbarkeit. In dem Sklaven verdoppelt der Besitzer seine eigene Persönlichkeit, während er sich die Mühen und Gefahren erspart, die die eigene Leistung begleiten. Der Sklave kann seine Herden hüten, seine Felder bestellen, seine Häuser und Paläste bauen und alle andern Arbeiten ausführen, die er selbst scheut. Darin liegt der Grund, daß der Krieg und die Okkupation unterworfenen Gebiete, die Hauptursachen der Sklaverei, dies zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel der antiken Kultur gemacht haben. Wenn die alten Philosophen sie für einen notwendigen Bestandteil eines höheren staatlichen Lebens hielten, so waren sie daher im Hinblick auf die Bedingungen dieser Kultur im Rechte. Bezeichnend dafür ist es, daß selbst die Stoiker, die in der Anerkennung des Eigenwertes der Persönlichkeit zur Gleichstellung des Freien und des Sklaven fortgeschritten waren, an der Sklaverei als einer durch die äußere Gesellschaftsordnung geforderten Einrichtung nicht rührten. Das Christentum erst lehrte diesen Eigenwert der menschlichen Persönlichkeit im Sinne der durch die gemeinsame Gotteskindschaft vermittelten Bruderliebe als eine Forderung, die im Prinzip die Institution selber als eine Sünde wider Gottes Gebot verneinte. Durchsetzen konnte sich aber diese religiöse Forderung nicht auf dem Boden des antiken, allzu fest mit dem Begriff des unbeschränkten Sondereigentums verwachsenen Sklaventums, sondern hier griffen jene beschränkteren Formen der Gebundenheit vermittelnd ein, die sich vor allem in den germa-

nischen Ländern entwickelt hatten. Wohl trugen diese Formen der Horigkeit zugleich festere Burgschaften eines dauernden Bestandes in sich als die aus der Kriegsgefangenschaft hervorgegangene oder nach ihrem Vorbild gestaltete eigentliche Sklaverei; aber dafür boten sie in der relativen Freiheit, die sie dem Horigen gewährten, und in dem wenn auch beschränkten Rechtsschutz, den sie ihm zuteil werden ließen, von vornherein die Möglichkeit einer Entwicklung, die schließlich zur vollen Freiheit führen mußte. Dies um so mehr, als in jenem Rechtsschutz zugleich der Keim zu einer Rechtsordnung lag, die das Verhältnis des Horigenstandes von sich aus regelte, und durch die schließlich der Staat selbst die Aufhebung der Horigkeit in die Hand nahm. Was in Rom eine Tat des einzelnen blieb, der der Staat höchstens seine nachträgliche Sanktion gab, das vollzog sich hier durch den Staat, der allein die Macht besaß, die Institution selbst zu beseitigen.

Nun hat sich freilich auch dieser Übergang von der Gebundenheit zur Freiheit keineswegs stetig und friedlich vollzogen, sondern der Kampf der einzelnen wie der Klassen bricht an vielen Stellen dieses Weges in gewaltsamen Erhebungen der unterdrückten Klassen hervor. Der deutsche Bauernkrieg und die römischen Sklavenaufstände unterscheiden sich in der Tat kaum wesentlich nach Anlaß wie Verlauf. Auch ist die Grenze zwischen Horigkeit und Sklaverei naturgemäß um so fließender, je weniger ausgebildet noch der Rechtsschutz der abhängigen Klassen ist, und je mehr die Sklaverei der Kriegsgefangenen neben der aus der Unterwerfung okkupierter Länder entspringenden Horigkeit fortan neue Antriebe zu ihrem Fortbestehen oder ihrer Erneuerung findet. In diesem Nebeneinander wirken aber Sklaverei und Horigkeit wechselseitig aufeinander ein: der Sklave kann zum Horigen und der Horige kann zum Sklaven werden. Dabei steht der letzteren Tendenz allezeit die größere Macht des Herrn zur Seite. So besaß in Rußland der Gutsherr das Recht, im Notfall den Horigen zu verkaufen, trotz seiner Gebundenheit an den Boden¹⁾. In diesem Verkaufsrecht kommt wieder der nie ganz zurückgedrängte Gedanke des unbeschränkten Eigentumsrechts, der die Sklaverei kennzeichnet, zur Geltung.

¹⁾ Ingram, Geschichte der Sklaverei und der Horigkeit, 1895, S. 96ff

Von demselben Gedanken sind endlich die folgenreichen Rückwirkungen getragen, die in der Versklavung des Freien ein Gegenbild zur Freilassung des Sklaven erzeugt haben. Sie kann aus mannigfachen Anlässen geschehen: in den Anfängen politischer Entwicklung mit noch mangelhaftem Rechtsschutz durch Anwendung roher Gewalt oder im Fall der Not durch freiwillige Hingabe unter den Schutz des Mächtigeren. Bei den Germanen konnte es vorkommen, daß der Freie in der Leidenschaft des Spiels seine Freiheit einsetzte. Vornehmlich sind es aber zwei Formen solcher Versklavung des Freien, die in der Geschichte der Rechtsentwicklung eine bedeutsame Rolle spielten: die Straf- und die Schuldsklaverei. Dabei ist es natürlich nicht von Belang, daß diese Zustände meist nicht den Namen der Sklaverei tragen; faktisch fallen sie durchaus unter diesen Begriff. Auch bilden sie besondere Fälle der beiden Formen derselben: die Versklavung als Strafe schließt sich, insofern der Staat der Träger der Strafgewalt ist, jener Staatssklaverei an, der in den Anfängen der politischen Gesellschaft die Bevölkerung eines eroberten Landes anheimfällt. Nur hat sich in diesem Fall die Versklavung individualisiert: sie trifft jeweils den einzelnen, der die Strafe erleidet. Von den beiden Momenten, die sich im Begriff der Sklaverei vereinigen, der Macht über den Sklaven und seiner Zugehörigkeit zum Eigentum des Herrn, steht aber hier das erstere im Vordergrund, auch dies übereinstimmend mit der einstigen Sklaverei durch Okkupation. Anders bei der Schuldsklaverei. Sie hat ihr ursprüngliches Vorbild in der Versklavung des Kriegsgefangenen, und sie ist in gewissem Sinn eine Übertragung der Kriegsgefangenschaft auf den friedlichen Verkehr, indem der Schuldner zum persönlichen Eigentum des Gläubigers wird. Zugleich kommt aber in ihr unter jenen beiden im Begriff der Sklaverei vereinigten Momenten der des Eigentums zur verstärkten Geltung, da der Sklave hier mit seiner Person Ersatz leistet für das sachliche Eigentum, um das er den Gläubiger geschädigt hat. In beiden Fällen handelt es sich jedoch nicht etwa bloß um äußere Analogien zu den ursprünglicheren Formen der Sklaverei, sondern jene sind aller Wahrscheinlichkeit nach direkte Abkömmlinge dieser, nur natürlich verandert durch

die umgestaltenden Wirkungen der Kultur. Dafür spricht nicht nur die innere Beziehung der Erscheinungen, sondern auch der Umstand, daß diese in den Friedenszustand übertragenen Formen selbst den frühen Zeiten der Okkupations- und der Kriegssklaverei fehlen. Die Strafgewalt des Staates äußert sich ursprünglich entweder in der Tötung oder in der Verbannung des Verbrechers. Dazu tritt dann erst, falls die Suhne nicht der beteiligten Sippe überlassen bleibt, unter dem Einfluß der Okkupationssklaverei die Verstoßung des Schuldigen in die rechtlose Klasse der Bevölkerung, — eine gemilderte Form der Verbannung, da der Schuldige nicht mehr aus dem Lande, in dem er geboren ist, aber aus der Reihe derer verbannt wird, die als Herren dieses Land besitzen. In der in einigen Ländern noch heute bestehenden Deportation nach Strafkolonien hat sich übrigens eine teilweise Rückbildung zur Verbannung vollzogen, die dann in diesem Fall mit der Versklavung des Verbrechers verbunden blieb. Als das allgemeine Ergebnis dieser Umwandlungen der Strafsklaverei ist schließlich die Haftstrafe stehen geblieben. In ihren roheren Formen, wo in ihr noch das aus der privaten Verfolgung durch den Geschädigten oder seine Sippe überkommene Motiv der Rache in den Peinigungen oder Strafschärfungen durch Hunger, Dunkelarrest u. dgl. nachwirkte knüpft sie an das Recht der Zuchtigung des Sklaven an, bis schließlich in der reinen »Freiheitsstrafe« die bloße Beraubung des Lebens im Freien als der letzte Rest der einstigen Strafsklaverei zurückbleibt. Ein lange Zeit, wenn auch zum Teil nur noch als Symbol erhalten gebliebenes und darum schließlich in den Kulturländern allmählich verschwindendes Attribut der Freiheitsstrafe sind endlich die Ketten des Straflings. Auch sie sind eine von dem Sklaven überkommene Erbschaft. Denn wahrscheinlich lange, ehe es eine Haftstrafe gab, trug der Sklave eine Kette. Noch in der römischen Zeit fesselte diese den ländlichen Sklaven und selbst den städtischen Torhüter an den Ort, dem seine Tätigkeit zugewiesen war.

Hat sich auf diese Weise die Versklavung des Freien in der Form der Strafsklaverei unter mannigfachen Wandlungen behauptet, so ist die Schuldsklaverei in ihrer ursprünglichen Form weit früher verschwunden, freilich nicht ohne daß auch hier bis in späte

Zeiten herabreichende Zwischenstufen entstanden, in denen sie zugleich mit der Strafsklaverei in Wechselwirkung trat. So sehr nämlich die Besitzergreifung des Schuldners auf dem Begriff des Eigentums ruht, so trat doch bald die Umwandlung des Schuldners selbst in das volle Eigentum des Gläubigers hinter dem Motiv der Notigung zum Ersatz durch das Mittel der Freiheitsberaubung zurück. So wurde die Schuldsklaverei zur Schuldhaft. Diese war zunächst im Sinne der Verpfandung der eigenen Person eine Haft im Hause des Gläubigers. Sie wurde dann, immer noch unter der Nachwirkung des persönlichen Eigentums, die Vorläuferin der eigentlichen, vom staatlichen Richter verfügten Haftstrafe¹⁾. Jene ursprüngliche Schuldhaft selbst hatte an sich noch nicht den Charakter der Strafe, sondern vielmehr den der Verbürgung mit der eigenen Person. Aber es verband sich damit doch auch bereits die Vorstellung der Vergeltung für die unterlassene Einlösung der Schuld, neben der dann das Motiv der Notigung mitwirkte. In dem Doppelsinn des Wortes »Schuld« als einer Verfehlung gegen die Rechtsordnung und einer Forderung zur Einlösung einer übernommenen Verpflichtung ist die schwankende Stellung dieses Begriffs deutlich erkennbar. Indem sich die Schuld gleicherweise auf rechtliche Verpflichtungen wie auf religiöse und moralische Verschuldungen erstreckt, geht sie nun, als eine nicht gegen einen einzelnen, sondern gegen die Gemeinschaft gerichtete Verfehlung, soweit sie sich nicht der öffentlichen Suhne entzieht, in die Strafgewalt des Staates über. Damit treten unter den Motiven der Strafhaft die der Vergeltung und der Verpfandung der eigenen Person gegenüber dem der Notigung zurück, wodurch infolge der auch hier sich durchsetzenden Zwangsgewalt des Staates die einst durch den Gläubiger selbst vollzogene Haft Aufnahme unter die Maßregeln der öffentlichen Rechtsordnung findet. Unter diesen hat die Schuldhaft noch bis in die neueste Zeit ihr Dasein gefristet, bis endlich die durch die Rechtsordnung gewährte Notigung des Schuldners sich auf die Ver-

¹⁾ Auf eine zweite bedeutsame Entstehungsweise der Freiheitsstrafe, die aus der Schutzgefangenschaft des von seinen Feinden Verfolgten hervorgeht, und die absichts von den hier erörterten Erscheinungen liegt, werden wir bei der allgemeinen Entwicklung der Strafformen zurückkommen.

fugung über sein sachliches Eigentum und dessen Erwerb einschränkte.

Doch wie in diesem Fall der Eigentumsbegriff durch seine strenge Scheidung von dem Recht über die Persönlichkeit zur Beseitigung der Unfreiheit führte, so hat auf der andern Seite die Übertragung des gleichen Begriffs auf den Menschen, wo irgend die Bedingungen dieser Übertragung günstig waren, neue Formen der Sklaverei erzeugt. Aus der Kriegssklaverei hatte sich schon im Altertum der Sklavenkauf und aus diesem die Raubsklaverei entwickelt. Der Fremde, der im antiken Staat des Rechtsschutzes entbehrte, konnte auch ohne Krieg überfallen und zum Sklaven gemacht werden, — eine Übertragung der Okkupation fremden Besitzes, die durch das Aufblühen des kaufmännischen Verkehrs gefordert wurde. Die aus der Handelsschiffahrt als ein mit ihr verbundenes oder selbständiges Gewerbe entstandene Piraterie bot dafür, wie vor allem das alte Karthago zeigt, den günstigsten Boden. Der Seerauber, der sich leicht der drohenden Rache entziehen konnte, führte den erbeuteten Sklaven in ferne Länder, aus denen ihm eine Flucht unmöglich war. Das Christentum hat neben dem Übergang des mittelalterlichen Welthandels in die Hände großer städtischer Gemeinwesen sichtlich einen Rückgang dieser Erscheinungen herbeigeführt; um so mehr regten sie sich wieder in dem einen bis dahin nie gesehenen Weltverkehr eröffnenden Zeitalter der geographischen Entdeckungen. Entdecker und Pirat mochten oft schwer zu scheiden sein. Zuerst waren es wohl die Portugiesen, die an der westafrikanischen Küste mit Gold und Elfenbein auch die Eingeborenen als wertvollen Besitz ausführten. Von der Elisabethanischen Zeit an war es dann England, das allmählich, je mehr es sich zur Vormacht des Welthandels erhob, den Sklavenraub in der neuen Form der Kolonialsklaverei in großem Maßstabe organisierte. Bei ihr griffen die Ausfuhr der Sklaven aus den das geeignete Menschenmaterial bietenden afrikanischen Ländern und die Einfuhr in die Kolonien, in denen man ihrer Arbeit bedurfte, zum erstenmal planmäßig ineinander. Auch schloß sich dieser Handel in den Sklavenländern selbst an die bestehenden Verhältnisse an. Die Sklaven

küste war unter der Herrschaft ihrer despotischen Hauptlinge längst ein Schauplatz des Sklavenraubs gewesen, nur daß von ihnen benachbarte und verwandte Stämme ausgeraubt worden waren. Die englischen Kolonialgesellschaften führten bloß diese Raubzüge in großem Maßstabe fort, ähnlich wie später die puritanischen Ansiedler Neuenglands die Ausrottung der roten Rasse beschleunigten, indem sie den zwischen den kriegführenden Stämmen bestehenden Mißbrauch der Kopfjagd der Eingeborenen durch eine auf jeden Skalp ausgesetzte Prämie steigerten¹⁾. Bei der Erbeutung der westindischen und afrikanischen Eingeborenen hatte zudem die neue Form der Kolonialsklaverei den doppelten Vorteil, daß der in die Ferne geführte Sklave große, fest an den neuen Boden gefesselte Arbeitskräfte zuführte, und daß er das Heimatland mit der Zufuhr von Sklaven verschonte, was neben den sonstigen Ubelständen die moralischen und religiösen Bedenken gegen die Sklaverei so lange zuruckhielt, bis in der eingeborenen Bevölkerung der Kolonien selbst die notigen Hilfskräfte herangewachsen waren. Nur die nordamerikanische Union hat, genötigt durch den der Freiheitsberaubung widerstrebenden Charakter der Indianerstämme, noch lange Zeit die Sklaverei der von außen eingeführten Negerrasse, die durch ihre eigene heimische Sitte dazu erzogen war, beibehalten. So hatte sich hier schon in ihrer Heimat die Kriegs- in eine Raub- und endlich in eine Erbsklaverei umgewandelt, die, abgesehen von dem Verkaufsrecht, mit der alten Erbuntertanigkeit in europäischen Ländern äußerlich verwandt war. Der erbitterte Kampf, der um die vom Norden der Union angestrebte Befreiung geführt wurde, zeigt aber deutlich, wie stark hier unter dem Einfluß der wirtschaftlichen Bedingungen das alte Motiv des persönlichen Eigentums sich behauptete. Noch mehr zeigt es sich vielleicht darin, daß die Befreiung der ehemaligen Sklavenklasse deren Lage eher verschlechtert als verbessert hat, nicht bloß, weil sie die Schutzpflicht des Herrn beseitigte, sondern vielleicht mehr noch, weil sie den sozialen Gegensatz der weißen Bevölkerung gegen die fremde Rasse verstärkte.

Auf diese Weise ist in der Kolonialsklaverei schließlich eine

¹⁾ G. Friederici, Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika, 1906.

Form der Sklaverei entstanden, in der sich Weiterbildungen der beiden alten Formen der Okkupations- und der Kriegssklaverei vereinigen. Gleich der ersten ist sie Unterjochung einer fremden Rasse. Den aus der Kriegssklaverei entstandenen Sklavenraub und Sklavenkauf hat sie aber dann unter dem Einfluß des Weltverkehrs zu einem planmäßig geregelten Sklavenhandel fortgebildet, wie ihn bis dahin die Geschichte noch nicht gesehen hatte. Ungleich tiefer greifend als dieser äußere Wandel der Verkehrsformen ist jedoch der innere Wandel der Motive, der ihn begleitet. Der Held der homerischen Zeit, der dem im Kampf Besiegten das Leben schenkt, um ihn als Beute heimzuführen, folgt, abgesehen von dem Bedürfnis nach Sklavenarbeit, das dieser frühen Kultur eigen ist, einer Regung der Humanität, die ihn von dem Helden einer kulturloseren Zeit bereits scheidet. Der afrikanische Despot, der den Krieg mit Nachbarstammen als gewinnbringende Menschenjagd betreibt, handelt unter dem doppelten Antrieb der unbedingten Gewalt über Leib und Leben, die ihm den eigenen Stammesgenossen wie dem gefangenen Feinde gegenüber zukommt, und des stark entwickelten Erwerbs- und Handelsgeistes dieser Völker. Den Plantagenbesitzern endlich, die die menschliche Ware zum Objekt des Welt Handels machen, gilt der Neger als ein Zucht- und Arbeitstier wie jedes andere, das von der Natur oder womöglich von Gott selbst zu dieser Bestimmung ausersehen ist¹⁾.

7. Städtegründung und Ständescheidung.

a. Die Städtegründung.

Stadt und Staat sind, wie schon oben bemerkt wurde, nicht notwendig aneinander gebunden. Kleinere, schwach bevolkerte Staaten gibt es noch heute, die nur aus dorflichen Niederlassungen

¹⁾ Wie in den Sudstaaten der Union vor dem großen Antisklavereikrieg diese Auffassung wirklich verbreitet war, zeigt die damalige anthropologische Literatur Amerikas. Dabei war es ein merkwürdiger Zufall, daß in denselben Jahren, in denen die Darwinsche Theorie in die Öffentlichkeit trat, eine Schar von Gelehrten auf Grund anthropologischer und historischer Forschungen die absolute Stabilität der Menschenrassen und besonders die Inferiorität der Negerasse behauptete. Ein besonders interessantes Literaturerzeugnis dieser Richtung ist Nott and Gliddon, *Types of Mankind*, 1854.

und vereinzelt Weilern bestehen. Dennoch ist die Entstehung der Städte eine der bedeutsamsten äußeren Erscheinungen, in denen die Entwicklung der politischen Gesellschaft zutage tritt. Denn erst das städtische Leben bietet die Grundlagen für die Ausbildung der eigentümlichen Gliederungen der Gesellschaft, die den Staat von dem Stammesverband scheiden, daher denn auch jene Staaten, die der Stadt entbehren, wohl immer nur in Anlehnung an größere Staatengebilde vorkommen, mit denen sie teils die gleiche Nationalität, teils ein die gemeinsamen wirtschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse befriedigender Verkehr und zumeist auch eine entferntere politische Abhängigkeit verbindet. Die hohe Bedeutung, die infolgedessen die Städtegründung für die Staatsgründung besitzt, findet schon darin ihren Ausdruck, daß der antike Staat in der Regel von der Stadt seinen Namen trägt, in der sich der Sitz der Staatsleitung befindet: so Sidon, Babel, Assur, Athen, Sparta, Rom usw. Bei den großen orientalischen Weltreichen tritt dazu im Interesse der Einheit des religiösen Kultus noch die Erhebung des Schutzgottes der Hauptstadt zum obersten Reichsgott. Wo sich mehrere Städte um den Vorrang im Staate streiten, wie in älterer Zeit in Ägypten, da konnte es daher geschehen, daß jeder Pharao sich seine eigene Residenz erbaute und zur Reichshauptstadt erhob. Dies waren dann aber zumeist vergänglichere Schöpfungen, und nur diejenigen, die den dauernden Bedingungen städtischer Siedelung entgegenkamen, wie Memphis und Theben, sind durch Jahrtausende hindurch als Hauptstädte bestehen geblieben.

Unter den Merkmalen, welche die Stadt vom Dorf unterscheiden, pflegt man die bedeutendere Größe und die dichtere Anordnung der einzelnen Wohnhäuser, nebenbei auch deren meist vollkommenere Bautechnik als die vornehmsten anzusehen. Aber diese äußeren Merkmale sind weder die entscheidenden, noch sind sie konstant. Vielmehr ist es die innere Organisation des Gemeinwesens, durch die sich die Stadt von dem Dorf unterscheidet, das aus der Herrschaft der Stammesverfassung im wesentlichen unverändert in den Aufbau der politischen Gesellschaft hinüberreicht. So ist denn auch aus dem Dorf als dem beiden Gesellschaftsformen angehörigen Gebilde meist die Stadt entstanden, und in

seinen fortgeschritteneren Gestaltungen bietet es Übergangsstufen zu ihr. Bezeichnend für diese Entwicklung ist es aber, daß nicht, wie man im Hinblick auf die Konzentration der Staatsgewalt in den sogenannten Stadtstaaten des Altertums bisweilen angenommen hat, der Staat aus der Stadt, sondern umgekehrt die Stadt aus dem Staate hervorgegangen ist. Und hier steht nun jenes Motiv des erhöhten Schutzes im Vordergrund, das mit dem Ursprung des Staates aus den Wanderungen und Kämpfen zusammenhängt, die wir als die ursprünglichsten Entstehungsursachen der Staatenbildung kennen lernten. Wie jedoch diese Bedingungen durch die Folgen, die die Besiedelung des Bodens mit sich führte, zur Auflösung der Stammesverfassungen und zur Neuordnung der Gesellschaft in Gauverbände, die Arbeits- und Wehrverbände zugleich sind, geführt haben, so bildet nun die Grundung der Städte einen bedeutsamen Schritt in der Ausbildung dieser auf den Schutz der so entstandenen politischen Gesellschaft ausgehenden Lebensformen. Seinen deutlichen Ausdruck findet dieses Schutzmotiv in zwei den älteren Städtegründungen eigenen Schutzbauten: in dem die Stadt umgebenden Schutzwall und in der das Zentrum der Stadt bildenden Burg. Der Schutzwall besteht in seinen primitiveren Formen aus einem Erdwall, einem Zaun oder aus palisadenförmig die Siedelung umgebenden Stangen, bei der ausgebildeten Stadt aus einer steinernen Mauer, die in unseren älteren Städten zumeist erst im Laufe des letzten Jahrhunderts verschwunden ist¹⁾. Der zweite Schutzbau, die Burg, ist der Sitz des Schutzherrn der Stadt und seiner Umgebung. Zahlreiche Städte vereinigen beide Schutzmittel. Dennoch hat jede von ihnen ihre eigene Entwicklungsgeschichte, so daß sich zwei Typen von Städtegründungen unterscheiden lassen: bei der einen ist der umschließende Mauerring, bei der andern die Burg die primäre Schutzwehr. Ob diese Ergänzung in der einen oder andern Richtung erfolgt, hängt aber mit den allgemeinen Kulturbedingungen zusammen, auf deren Grundlage die Stadtebildung sich entwickelt. Der Schutzwall reicht noch weit

¹⁾ Abbildungen dieser beiden Arten nordamerikanischer Schutzwälle vgl. bei Sarfert, Haus und Dorf bei den Eingeborenen Nordamerikas, Archiv für Anthropologie, Bd. 7, S. 207 ff.

in die Entstehung der dörflichen Siedelungen zurück. Namentlich da, wo die einzelnen Wohnstätten innerhalb des Ringwalls noch zerstreute Gruppen bilden, die höchstens unter der Führung eines einzelnen Dorfältesten oder Häuptlings stehen, besitzen sie noch ganz den Charakter von Dörfern. Kommen doch solche zum Schutz gegen wilde Tiere oder feindliche Stämme errichtete Umfriedigungen schon auf der Stufe der primitiven Stammeskultur um eine einzelne Wohnstätte und besonders um die gemeinsamen Männerhäuser vor. Anders verhält es sich mit dem zweiten Typus, mit der Ansiedelung um eine Burg, die dann später durch einen Mauerring nach außen sich abschließt: hier spricht sich schon in dem Gegensatz der Burg und ihrer Insassen zu den ihrem Schutz unterstellten Umwohnern die Sonderung eines mit höheren Rechten ausgestatteten Geschlechts von den um die Burg sich niederlassenden Ansiedlern aus, im Unterschied von der auf der sozialen Gleichheit der einzelnen aufgebauten Dorfgemeinschaft, von der selbst der Dorfälteste oder Häuptling keine Ausnahme bildet, da er dem gleichen Lebens- und Berufskreis wie alle andern angehört. Ist aber auch der äußere Schutzwall kein entscheidendes Merkmal, so kann er doch, wenn andere Bedingungen hinzutreten, bei der Bildung der Stadt mitwirken. Namentlich gilt dies für solche Siedelungen, bei denen sich infolge besonderer Bedingungen die Wohnstätten ungewöhnlich zusammendrängen oder wo sie eines stärkeren Schutzes gegen außen bedürfen. Hier ist es vor allem der Handelsverkehr, der zunächst das Anwachsen und dann das Zusammenwachsen benachbarter Dörfer veranlaßt. Durch einen Ringwall geschützte Übergänge zwischen Dorf und Stadt finden sich daher bei zahlreichen Völkern der Halbkultur, bei denen entweder wiederholte Kriege mit Nachbarvölkern, wie dereinst in Amerika bei den Irokesen, Huronen, Creeks usw., oder wo ein reger Handelsverkehr, wie in vielen afrikanischen Gebieten, ein allmähliches Zusammenwachsen der Dörfer herbeigeführt hat. Für den Übergang zur Stadt ist übrigens schon hier nicht sowohl die Größe der Siedelungen selbst als vielmehr die Verfassung solcher Städte maßgebend, die besonders bei den kriegerischen Völkern auf das engste mit der Verfassung des Staates oder Bundes, zu dem solche Städte gehören,

zusammenhängt. Ein charakteristisches Beispiel bieten hier die vormaligen Städte der Irokesen mit ihren Friedens- und Kriegshäuptlingen, ihren Volksversammlungen usw. und mit den dicht aneinander gebauten Langhäusern (S. 9). Einfacher sind im ganzen die Städte eingerichtet, die dem Handel ihren Ursprung verdanken, wie die meisten afrikanischen. Freilich ist hier durch die islamitische Eroberung, die über jede der größeren Städte einen Statthalter setzte, auch die Wohnung des letzteren einer zentralen Burg ähnlich geworden. Aber die Städte selbst mit ihrem Handelsverkehr reichen zum Teil in die vorislamitische Zeit zurück, und hier unterschieden sie sich wohl kaum anders als durch den Marktplatz, die dichtere Zusammendrängung der Häuser und den schützenden Erdwall von den dorflichen Niederlassungen. Immerhin hatte in alter Zeit schon der Handel eine Gliederung der Gesellschaft mit sich geführt, die wesentlich über die gleichmäßig Ackerbau und Viehzucht pflegende der dorflichen Siedelungen hinausging. Vor allem bildete sich neben den im Gefolge von Zeit zu Zeit hindurchwandernden Karawanenzüge eine Kaufmannschaft aus, die die Stadt zum Zentrum eines dauernden Binnenverkehrs machte, und zu der dann noch ein Handwerkerstand hinzukam, während daneben die dem Handel folgenden größeren Unterschiede des Besitzes entstanden. Städte wie Kano, Kukana, Timbuktu, von denen Kano zuzeiten über hunderttausend Einwohner in seinen Mauern geborgen haben soll, sind zum Teil aus der Vereinigung mehrerer benachbarter Dörfer oder Städte entstanden, deren ursprünglich gesonderte Schutzwälle sich bei einzelnen noch erhalten haben. Die Folgen des Handelsverkehrs zeigen sich freilich bei diesen Städten auch darin, daß manche von ihnen, wenn sie in der Konkurrenz mit andern unterlagen, oder wenn die Karawanenzüge, von denen hier überall auch der Binnen- und Zwischenhandel abhängt, andere Wege einschlug, rasch an Bevölkerungszahl abgenommen haben¹⁾.

Dennoch wurde es nicht gerechtfertigt sein, wollte man diese beiden Motive, den Krieg und in friedlichen Verhältnissen den Handel,

¹⁾ H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika, Bd. 2, 1857, S. 126 ff., 388 ff.

für die allein entscheidenden ansehen. Zu diesen äußeren kommen überall noch innere hinzu, die den verschiedensten Gebieten des gemeinsamen Lebens, vor allem aber den kultischen Vereinigungen der Stammesgenossen angehören, und die entweder jene begleiten und sich mit ihnen verbinden, zuweilen aber auch das Übergewicht über sie gewinnen können. Dies letztere geschieht am ehesten bei jenem ursprünglichen, ausschließlich durch die Ringmauer gekennzeichneten Städtetypus, der von einer Kultur getragen ist, in der gemeinsame Kulte, Feste und Spiele und die an sie sich anlehnenden gesellschaftlichen Verbände eine hervorragende Rolle spielen. Hier sind es dann diese religiösen Organisationen, die zwar für sich allein kaum über die Stufe der Stammesverfassung hinauszugehen pflegen, die jedoch, wo erst äußere Ursachen zu Macht- und Schutzverbänden geführt haben, jene inneren Motive auf die Formen der städtischen Gliederung übertragen. Ein hervorragendes Beispiel sind wieder die Stämme Nordwestamerikas, wie die Kwakiutl, mit ihren Winterstaaten. Diese Staatsgrundungen werden schon dadurch als relativ primitive gekennzeichnet, daß sie nur in der Jahreszeit bestehen, die die äußeren Bedingungen der städtischen Siedelung, den Krieg, und einen die Grenzen des einzelnen Staatswesens überschreitenden Handel hindert. Ihre aus dicht aneinander gereihten Langhäusern bestehenden Städte sind Winterstädte, die im Sommer, wo die Bewohner sich als Fischer und Jäger im Lande zerstreuen, verlassen werden. Wichtiger als dies ist es aber, daß hier der Winter eine von der im Sommer geltenden alten Klanverfassung völlig abweichende städtische und staatliche Organisation geschaffen hat. Die Winterstadt ordnet sich in Familienverbände, diese gruppieren sich zu Kult- und Tanzgesellschaften mit regelmäßig wiederkehrenden, dem Gedächtnis wichtiger Ereignisse aus dem Leben des Volks gewidmeten Festen, während die früher geschilderten Geschenksitten und die Streitigkeiten der unter der Führung ihrer Ältesten stehenden Genossenschaften nebenhergehen¹⁾. Freilich hat es wohl auch hier an Kämpfen mit benachbarten Stämmen und an äußerem Handelsverkehr nicht ge-

¹⁾ Boas, Social Organisation of the Kwakiutl Indians, Rep. of the Smithsonian Inst. 1897, p. 432ff. Vgl. oben S 132ff

fehlt: dafür sprechen die Legenden, die sich über die Erwerbung eines besonders heiligen Kultplatzes erhalten haben; doch das heutige Leben dieser Winterstadt, die, ähnlich andern bloß im Winter bewohnten Niederlassungen, ein Erzeugnis des Fischer- und Jägerlebens ist, führt den Übergang zum städtischen Leben deshalb so eindringlich vor Augen, weil er mit einer alljährlich sich wiederholenden Umanderung der gesamten gesellschaftlichen Organisation verbunden ist¹⁾. Hiernun unterscheiden sich zugleich diese Winterstädte von den ähnlichen ehemaligen Siedelungen der Irokesen, Creeks u. a., die sich zu dauernden Städten entwickelt hatten. Auch sie wurden, im Gegensatz zu den ursprünglich nur aus Hütten bestehenden afrikanischen Handelsstädten, durch dicht aneinander gedrängte Langhäuser gebildet. Die Entstehung, dort aus dem Handel, hier aus dem Jäger- und Kriegerleben, ist unverkennbar. Das Langhaus mit seinen zahlreichen unter der Führung eines Geschlechtsältesten stehenden Bewohnern ist in der Tat selbst schon eine kleine Burg, die zur Abwehr von Eindringlingen nach außen geschützt ist. Immerhin ist es bei dem Langhaus- so wenig wie bei dem Hüttentypus der beginnenden Stadt einer dieser Zwecke allein, der in beiden Fällen das städtische Wesen ausmacht; sondern es ist zugleich der im Notfall kriegerische Schutz der Niederlassung, den der Kaufmann aufsucht; wogegen zwischen den zur Wehr gegen Feinde nebeneinander errichteten Langhäusern erst nachträglich ein spärlicher Binnenhandel entsteht. Endlich aber entwickeln sich aus diesen äußeren Bedingungen weitere soziale Motive. In den Stadtegründungen wachsen die alten Kulte an Umfang und Feierlichkeit, und neue bilden sich. Dazu fordert die umfassendere Siedelung zu engeren Genossenschaftsbildungen heraus, die ursprünglich meist ebenfalls kultischer Art sind, daneben jedoch fruhe schon in Spielgesellschaften übergehen, — Wirkungen des Zusammenlebens, die in den Städten der Halbkulturvölker so wenig wie in den unseren

¹⁾ Ein anderes Beispiel bieten die zum Volk der Sioux gehörenden Omahas, die jedoch in ihrer Zerstreuung im Sommer ganz ihren Stammeszusammenhalt zu verlieren pflegten, so daß bei ihnen überhaupt nur eine Winterorganisation bestanden zu haben scheint. Übrigens sind die Ansiedelungen der Omaha wohl durchweg Dorfer gewesen. (Vgl. A. Fletcher and Fr. La Flesche, Rep. Ethnol. 27, 1911, S. 200ff.)

fehlen. So sind es denn überhaupt die geselligen Triebe, die in ihren mannigfachen Bedingungen und Verschlingungen zusammentreffen, um die Städte entstehen und wachsen, aber auch, wenn die entscheidenden unter ihnen unwirksam werden, wieder verschwinden oder zu Dorfern herabsinken zu lassen, wie nicht bloß die Städtetrümmern der alten Kulturreiche, sondern noch augenfälliger manche ehemals umfassende afrikanische Handelsstädte zeigen, deren Ringmauer jetzt in weiter Entfernung von der zum Dorf geschwundenen Stadt sich erhebt¹⁾.

Einen wesentlich andern Charakter hat der zweite Typus der Stadt, die Burgstadt. Wenn die aus Langhäusern von gleichformiger Bauart bestehende Stadt zumeist eine kriegerische Ansiedlung auf jener primitiveren Stufe bezeichnet, auf der jede Sippe ihre eigene Wohnstätte möglichst zu einer Feste gestaltet, so kennzeichnet die Burgstadt unmittelbarer noch dieses einem bewegten kriegerischen Leben entstammende Schutz- und Trutzbedürfnis. Sie tut es aber in einer scharf in gesonderte Teile gegliederten Weise, die zugleich auf eine reichere Gliederung der Gesellschaft, auf Standesunterschiede, Herrschafts- und Untertänigkeitsverhältnisse hinweist. Die Gebiete, auf denen sich die ältesten Städte als solche Ansiedelungen unter einer schützenden Burg erheben, erstrecken sich aber weithin über alle Kulturvölker, so daß wahrscheinlich Ausnahmen oft nur als spätere, nach dem Vorbild bereits vorhandener Städte entstandene Schöpfungen vorkommen. Dabei ist der Verlauf der folgende: zuerst entsteht eine meist mit einer turmartigen Erhöhung gebildete Burg entweder auf einer Anhöhe oder an einem Flußlauf gelegen oder auch beide Lagen vereinigend, dann siedelt sich rings um die Burg eine meist von früh an mannigfach gegliederte Bevölkerung an, endlich wird die Ansiedlung mit Erdwällen oder mit einer Mauer umschlossen; in einem noch späteren Stadium wird auch diese mit Türmen und Vorwerken und womöglich mit einem von Wasser erfüllten Graben umgeben. Soweit wir bei den indogermanischen Völkern zurückgehen können, ist dies der Ursprung der Städte gewesen: nicht der Handel, sondern der Kampf hat die Stadt entstehen lassen, nicht um den Markt, wie manchmal

¹⁾ H. Barth, a. a. O. Bd. 2, S. 90.

behauptet wurde, ist sie errichtet worden. An die an Flußläufen errichteten Burgen hat sich dann aber zumeist auch der Markt um so mehr angelehnt, als der Flußverkehr, namentlich in der Zeit, in der die Meerfahrt noch ein gewagtes Unternehmen war, die sicherste Straße für einen weiteren Handel bildete. Das augenfälligste Beispiel einer solchen Städtegründung ist Rom. Burg um Burg hat sich hier auf den sieben Hügeln um die erste Ansiedelung auf dem Palatin gelagert. Diese Burgen waren offenbar früher als die Städte, die um sie entstanden. Es mochten Führer der eingewanderten Stämme sein, die hier Schutzwehren für sich und ihre Genossen errichteten. Noch sind die Spuren erkennbar, die verraten, daß diese Burgen, von gesonderten Ringmauern umgeben, ursprünglich selbständige Niederlassungen bildeten, die dann erst durch den Zuzug der um die Burg sich ansammelnden Bevölkerung zu einem Ganzen zusammenwuchsen¹⁾. Ganz ähnlich hat sich in Griechenland die älteste Städtegründung vollzogen²⁾. Am deutlichsten aber sind uns die Spuren dieser auf deutschem Gebiet erhalten geblieben, wo verhältnismäßig spät erst der Übergang zu städtischen Ansiedelungen erfolgt ist³⁾. Dann konnte eine längere Zeit vergehen, ehe sich um die Burg zunächst eine Anzahl von Bauernhöfen ansiedelte, aus denen nunmehr durch innere Umwandlung als durch äußeres Wachstum die Stadt entstand. Ein wichtiges Motiv hierfür bildete aber die Entstehung einer Hörigenklasse von Halbfreien und Unfreien, die den Acker bestellten, während die Herren die Stadt bezogen und in dieser außerdem das Gewerbe in seinen mannigfachen Gestaltungen sich entwickelte. Ähnlich in Griechenland, besonders in Athen, wo die Sklavenarbeit den gleichen Erfolg herbeiführte. Auf diese Weise wird die wachsende Gliederung der Gesellschaft ein wesentlicher Bestandteil der Städtebildung. In der Burg haust der Edelmann mit seinem Gefolge, in ihrem Umkreis zuerst die Bauernschaft, dann sondert sich aus ihr die Industrie und der Handel; das unter dem Schutz des Burgherrn lebende Burgertum wird selbst-

¹⁾ Mommsen, Römische Geschichte, Bd. 1⁶, S. 47ff.

²⁾ von Wilamowitz, Staat und Gesellschaft, Kultur der Gegenwart, Teil II, Abt. IV, 1, S. 62ff.

³⁾ von Inama-Sternegg, Wirtschaft, Pauls Grundriß, Bd. 3², S. 11ff.

ständiger, der älter eingesessene oder selbst den Adelsgeschlechtern entstammende Teil desselben schließt sich zu einem Patriziat zusammen, Kaufmannschaft und Handwerk sondern sich in Gilden und Zünfte. Auf diese Weise ist endlich die Stadt ein Staat im Staate, der sich unter besonderen Bedingungen zu einem selbständigen Staate erheben kann, wie Rom, die griechischen Stadtstaaten und manche Städte des Mittelalters. In beiden Fällen wird schließlich die Burg selbst zu einem Teil der Stadt, sei es, daß in ihr eine der Regierungsgewalten ihren Sitz behält oder daß sie lediglich als ein Denkmal früherer Zeiten erhalten bleibt, nachdem der Schutz des Gemeinwesens nach außen, in die umgebenden Mauern und Wälle verlegt ist.

Zu dieser Form der entwickelten Stadt bilden wohl in manchen Fällen einfachere Niederlassungen, die alle wesentlichen Attribute jener, Burg und Umwallung, bereits darbieten, aber, analog den Winterstädten der Indianer, nur zeitweise bewohnt sind, den einfachen Ausgangspunkt. Solche Stadtanfänge scheinen bei den Indern in der ersten Zeit nach ihrer Einwanderung in das Pentschab nach den Andeutungen des Rigveda bestanden zu haben. Ausdrücklich wird hier in einzelnen Liedern der Burgen, ihrer Umwallung nicht nur, sondern auch des Schutzes gedacht, den sie bei herannahendem Feind oder zur Zeit des Winters gewahrten¹⁾. Solche nur zeitweise bewohnte und darum an Umfang beschränkte Städte entsprechen aber durchaus einem Zustand, in welchem im wesentlichen noch die gesamte Bevölkerung dem Ackerbau und der Viehzucht obliegt. Hier lebt während der längsten Zeit des Jahres der Bauer auf der Scholle, die er bebaut. Die erste Städtegründung besteht daher vielleicht auch sonst noch in solchen nur zeitweisen Ansammlungen der Bewohner im Schutze der Burg, bis unter dem Einfluß dieser Ansammlungen das Handwerk und der Handel sich

¹⁾ Zimmer, Altindisches Leben, 1879, S. 142ff. Zimmer selbst meint, die Inder des Rigveda seien nur in Dörfern, nicht in Städten angesiedelt gewesen (S. 141); aber die von ihm angeführten Rigvedaverse scheinen mir zwar nicht für voll ausgebildete Städte, aber für die Anfänge solcher entschieden zu zeugen, da sie, abgesehen von Burg und Umzaunung, hinreichend Raum bieten mußten, um im Notfall die gesamten Bewohner des Gaus in sich aufzunehmen. Vgl. RV 4, 10, 20; RV 10, 101, 8; dazu Atharvaveda 5, 22, 13 (die Zuflucht des Winters).

ausbilden und die Verwaltung des Gemeinwesens mit den ihr zur Seite stehenden zeitweisen Gemeindeversammlungen die Stadt zu einer dauernden, sich mehr und mehr nach außen abschließenden Siedelung erhebt.

Mehr als alle andern Schöpfungen der politischen Gesellschaft ist es wohl die Stadt, die den Übergang des ursprünglichen Stammesgefühls in ein lebendiges Staatsgefühl vermittelt. In der Stadt sieht der einzelne Bürger unmittelbar ein Gemeinwesen vor sich, mit dessen Mitgliedern er namentlich in den ursprünglichen Stadtebildungen fortwährend in persönliche Wechselwirkungen tritt, und das doch zugleich in seiner Verfassung ihm ein Abbild der ihn nur bei besonderen Anlässen näher berührenden Staatsgemeinschaft ist. In der Stadt bilden sich daher fortan die politischen Anschauungen aus und bereiten sich die Entwicklungen vor, die späterhin das staatliche Leben bewegen. In den Bündnissen und Kämpfen, den Genossenschaften und ihrem Streben nach Einfluß entwickelt sich aber auch vornehmlich jene Liebe zu dem engeren Gemeinwesen, die teils das ehemalige Stammesgefühl ersetzt, teils durch den engeren Zusammenhang, in dem die Stadt im Unterschiede von den dorflichen Siedelungen zu dem Staate tritt, zu einem allmählich die partikularen Interessen selbst in den Hintergrund drängenden Staatsbewußtsein erzieht.

Ihren Ausdruck und Ruckhalt zugleich findet dieser in der Stadt sich ausbildende Gemeinsinn in seiner immer noch persönlich gerichteten und doch den engen Umkreis der Geschlechtsgenossenschaften überschreitenden Form in den spezifischen Stadtfesten, die durchweg religiösen Ursprungs sind, dann aber auch auf denkwürdige Ereignisse der politischen Geschichte sich erstrecken. Wie die antike Stadt ihren Schutzgott, so hatte die mittelalterliche ihren Schutzheiligen, dessen Tag gefeiert wurde. In Nürnberg wurden alljährlich die der Stadt zur Bewahrung anvertrauten Kleinodien des Reichs in öffentlicher Feier dem Volke gezeigt. Einen bedeutenden Ausdruck findet endlich das in solchen feierlichen Akten und Festen hervortretende Selbstbewußtsein der Stadt in dem Stadtwappen, das sich meist in bezeichnender Weise von den Wappen der Staaten, aber auch der Fürsten und Geschlechter unterscheidet.

Entweder ist es ein Monumentalbau, eine Burg oder Kirche, deren Bild das Wappen zeigt, oder eine sich reich entfaltende Blüte oder Knospe symbolisiert die Freude an dem Wachstum und der Blüte der Stadt¹⁾. Das sind Bilder, die vor allem deshalb charakteristisch sind, weil sie in andern Wappen jedenfalls viel seltener vorkommen. Hier reiht sich zugleich das Stadtwappen an die allgemeiner verbreiteten Symbole, wie den steinernen Roland und das Kreuz, das den inmitten des Marktes stehenden Brunnen zu kronen pflegt. Der Roland trägt als Symbol der selbständigen Gerichtsbarkeit ein Schwert in der Hand. Als Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg sich der Städte Berlin und Coln bemächtigen will, läßt er, ehe er einzieht, zum Zeichen dessen den vor dem Rathaus stehenden Roland wegführen²⁾. Wahrscheinlich in der ähnlichen Bedeutung kommt auch der Handschuh, wohl als Zeichen der Rustung zu Wehr und Fehde, vor. Übrigens fehlt es auch nicht an Vorläufern dieser Wahrzeichen in einer Vorzeit, die wahrscheinlich noch keine Städte kannte. Wie der Bauer dereinst um sein Dorf mit der Pflugschar eine Furche zog, um es gegen böse Geister zu schützen, so wurde in heidnischer Zeit zu gleichem Zweck am Eingang des Dorfs ein Strohisch befestigt, bei dem man wohl an den Fruchtsegen denken darf, den die auf dem Feld zurückgelassene Garbe nach dem Volksglauben auf die nächste Ernte ausubt³⁾. Einem Nachspiel dieser kann man heute noch da und dort in der Vorhalle zu dem Wohnhaus eines Gutsbesitzers in dem Erntekranz begegnen, der hier von der letzten bis zur nächsten Ernte hangen bleibt, weil das Hofgesinde Mißwachs fürchtet, wenn er weggeworfen wird. Mit dem Übergang in die Stadt hat sich das der Natur entnommene Wahrzeichen in ein Werk städtischer Kunst umgewandelt, und zugleich hat der Zauber dem Symbol Platz gemacht. Doch in der Bestürzung, die die Zerstörung eines solchen Wahrzeichens erweckt, zittert unverkennbar noch der Zauber nach, der seinem heidnischen Vorläufer eigen gewesen ist.

¹⁾ H. Brockhaus, Deutsche städtische Kunst und ihr Sinn, 1906.

²⁾ Willibald Alexis, Der Roland von Berlin, Kap. 24. Diese Szene bietet, wie der ganze Roman, ein lebendiges Bild des städtischen Lebens im Mittelalter.

³⁾ K. von Amira, Deutsche Rechtsaltertümer, 1897, S. 125. (Pauls Grundriß, III, 1^a).

b. Der Ursprung der Ständescheidung.

Schon in der Stammesgesellschaft haben sich Unterschiede des persönlichen Einflusses ihrer einzelnen Mitglieder ausgebildet, die teils von der individuellen Begabung teils von den Verhältnissen des Alters und der Blutsverwandtschaft abhängen. Der Häuptling und ein ihn umgebender Rat der älteren und tüchtigeren Genossen entscheiden, wo nicht die überkommene Sitte unmittelbar maßgebend ist, über gemeinsame Angelegenheiten, und es kann nicht ausbleiben, daß einzelne Klans oder Sippen, besonders solche, aus denen des öfteren die Häuptlinge gewählt wurden, eine führende Stellung gewinnen. Im ganzen aber beruht die Stammesverfassung auf der Gleichheit der erwachsenen und leistungsfähigen Männer, denen gegenüber die Frauen und die Greise eine schwankende Stellung einnehmen. Nirgends jedoch zeigt die Gesellschaft eine Stufenordnung, die den »Ständen« der politischen Gesellschaft irgendwie gleicht. Wo Annäherungen vorkommen, da handelt es sich bereits um Übergangszustände, die sich auch in andern Erscheinungen verraten. Nun ist freilich der Begriff des »Standes« auch in seiner Anwendung auf gesellschaftliche Verhältnisse kein eindeutiger. Insbesondere pflegt er bald als allgemeine Bezeichnung des sogenannten »Personenstandes«, d. h. der auf jedes Individuum anzuwendenden Merkmale von Alter, Geschlecht usw., bald in der andern einer irgendwie in der Stufenordnung der Gesellschaft hervortretenden Gruppe von Individuen gebraucht zu werden. Hier hat uns nur diese zweite Bedeutung des Begriffs zu beschäftigen, wie dies schon in dem Plural »Stände« ausgesprochen liegt, der auf Gruppenbildungen hinweist, deren Verhältnis durch ihre gesellschaftliche Stellung bestimmt wird. Entscheidend ist dabei insbesondere, daß die Gruppen eine nach ihrem politischen Einfluß geordnete Stufenfolge bilden. Der Stand in diesem Sinne ist daher ein Wertbegriff, der im Lauf der Zeit erhebliche Veränderungen erfahren und von anderen Einflüssen durchkreuzt werden kann, gerade aber in diesen Schwankungen eine wichtige Bedeutung für die Entwicklung der Gesellschaft besitzt. Wie groß diese ist, erhellt aus dem uns nächstliegenden Beispiel der europäischen Ständeentwicklung, in der bekanntlich in Frankreich erst zur Zeit der Revolution zu Adel

und Geistlichkeit als den zuvor einzigen politisch einflußreichen Faktoren das mittlere Burgertum unter dem Namen des »dritten Standes« hinzutrat, worauf dann im Laufe des 19. Jahrhunderts die Arbeiterschaft als ein »vierter« und endlich durch die Scheidung dieser in technisch geschulte und in ungeschulte Arbeiter nach manchen Zahlungen noch ein »funfter« kam. Wie weit aber auch diese Scheidung fortschreiten mag, immer bleibt ein Rest von Armen, Bettlern, Vagabunden, die nicht als Stand zählen, weil ihnen die politische Wertung fehlt, die jedem Stand zugesprochen werden muß, wenn er in diese Stufenfolge eingeordnet werden soll.

Obgleich nun dieses Beispiel durch mancherlei Nebeneinflüsse bestimmt ist, so läßt es doch deutlich die allgemeine Richtung erkennen, die von Anfang an der Prozeß der Ständescheidung einschlägt. Diese ist weder ein ursprünglicher Vorgang, noch hat sie gleichzeitig an verschiedenen Punkten begonnen, sondern sie ist, von einem Zustand der Gleichheit ausgehend, in welchem es Stände überhaupt noch nicht gab, allmählich von oben nach unten fortgeschritten. Zuerst sonderte sich ein vornehmerer Stand von dem der »gemeinen Leute«, wie der deutsche, ubrigens keineswegs in herabsetzendem Sinne verstandene Ausdruck lautete. Dann erhob sich aus diesen wieder eine die ubrigen an Ansehen uberragende Schicht, bis diese Scheidung die sämtlichen Volksgenossen mit Ausnahme der Unfreien und derer, die aus persönlichen Gründen ihrer Freiheit verlustig gegangen waren, ergriffen hatte. Jetzt konnte auch dieser bleibende Rest noch ein »Stand der Unfreien« genannt werden: aber im Sinn der eigentlichen Ständescheidung geschah dies nicht, sondern hier schloß das Wort stets irgend ein Maß gesellschaftlicher Rechte ein, und als man langst gewohnt war, höhere und niedere Stände zu unterscheiden, blieb noch im 18. Jahrhundert der »Mann von Stande« ein gelaufiger Ausdruck für einen Edelmann. In der Tat ist der Adel in diesem Sinne der älteste Stand. Er umfaßt in seiner ursprünglichen Bedeutung die angesehensten und einflußreichsten Geschlechter. Die Ständescheidung ist daher ein Erzeugnis der Geschlechterverfassung und des mit dieser beginnenden Übergangs in die politische Gesellschaft. Innerhalb der Klanverfassung mag sich wohl auch gelegentlich einmal ein höheres An-

sehen vom Vater auf den Sohn übertragen. Aber zur Bildung eines Standes kann dies erst durch die Rückwirkung führen, die die Auszeichnung einzelner auf den durch Blutsverwandtschaft geeinten Familienverband ausübt. Indem dieser die einander folgenden Generationen zu einer Gesamtheit zusammenfaßt, gewinnt auch er eine bevorzugte Stellung innerhalb der Gesellschaft; und indem dieses Ansehen innerhalb eines Geschlechtes sich forterbt, führt dies zu weiterem Zusammenschluß mit andern Geschlechtern, die sich eine ähnliche Stellung errungen haben. Die Gesamtheit dieser bevorzugten Geschlechter ist dann der das übrige Volk überragende Stand. Dieses Volk selbst ist aber weder ein Stand noch zerfällt es zunächst in Stände. Solche entstehen erst, wenn es seinerseits im ganzen oder in einzelnen Verbänden im Kampf mit dem zuerst allein vorhandenen bevorrechteten Stand einen politischen Einfluß zu gewinnen vermag. Stützt sich jener auf das Vorrecht der Geburt, so beginnen aber bei diesem Fortschritt der Ständebildung andere Motive, und zwar im allgemeinen solche, die nicht oder nur teilweise vererbt, sondern errungen werden können, entscheidend zu werden: dahin gehören vornehmlich Besitz und Beruf. Indem diese eine Menge von Unterschieden mit sich führen, unter denen namentlich die des Berufes qualitativ sehr bedeutend sein können, ohne quantitative Abstufungen des öffentlichen Ansehens notwendig einzuschließen, beginnt nun jene von oben nach unten fortschreitende Ständebildung allmählich zugleich in die Breite zu wachsen: zu den einander untergeordneten treten nebengeordnete, die man dann freilich meist wieder, sobald sie von ungefähr gleicher Höhe sind, in einen allgemeineren Standesbegriff zu vereinigen pflegt.

Gegenüber diesem Prozeß fortschreitender Ständebildung läßt nun jene ursprüngliche Entstehung eines einzigen, der Gesamtheit übergeordneten Standes offenbar schon auf einen vorherigen Zustand schließen, in welchem es bleibende Unterschiede der politischen Stellung, abgesehen von dem Hauptling oder König, überhaupt noch nicht gab. Mag auch dieser Ausgangspunkt für uns in unerreichbare Vergangenheit gerückt sein, die noch aufzufindenden Gesellschaftszustände, namentlich der indogermanischen

Volker, zeigen doch in vielen weit voneinander abliegenden Gebieten Annäherungen an einen solchen. Dabei ist zu bedenken, daß gerade diese Volker, weil sie entweder, wie die Germanen, verhältnismäßig spät in die Geschichte eingetreten sind, oder, wie die Inder, in ihrer ältesten Hymnendichtung ungewöhnlich weit zurückreichende Überlieferungen über die Anfänge der politischen Gesellschaft besitzen, hier bedeutsamere Zeugen sind als die einem früheren Altertum angehörenden Volker Ägyptens und Vorderasiens, die bei ihrem Eintritt in die Geschichte bereits eine höhere Stufe staatlicher Entwicklung erreicht hatten. Einen Zeugen wie Tacitus für die germanische Vorzeit oder wie die Lieder des Rigveda für das älteste indische Königtum besitzen wir für keines jener Gebiete altorientalischer Kultur. Wollten wir nach dem Zustand dieser Kultur den Punkt annähernd bestimmen, wo etwa das ältere Reich in Ägypten den entsprechenden Stufen der germanischen oder indischen Entwicklung parallel zu setzen wäre, so wurden wir bei diesem bereits in verhältnismäßig neue Zeiten gehen müssen. Die gesellschaftliche Entwicklung und die sonstigen Faktoren der Kultur können eben schon deshalb nicht gleichen Schritt halten, weil auf die politischen Zustände äußere Bedingungen von weit größerem Einflusse sind als etwa auf Religion und Kunst. Jenes Zeitalter der Kämpfe und der erneuten Völkerwanderungen, die im Abendlande erst in einer späteren Zeit große politische Neubildungen begründet haben, reichen in der altorientalischen Welt sichtlich schon in eine frühe Vorzeit zurück.

Kann nun gleichwohl auch bei den Germanen des Tacitus von einer Stufe die Rede sein, auf welcher der erste Schritt zur politischen Gesellschaft bereits zurückgelegt ist, so nähern sich doch hier die sozialen Verhältnisse der freien, an der staatlichen Gemeinschaft teilnehmenden Stammesgenossen einem Staat, in welchem ein über die Gesamtheit durch Ansehen und Einfluß hervorragender erblicher Stand noch nicht besteht. Noch mehr aber scheint das gleiche, obwohl hier die Überlieferung unsicher ist, von den ältesten Ansiedlern italischer Stämme auf den Hügeln Roms zu gelten. Es mag dies damit zusammenhängen, daß uns in diesem Fall weniger als anderwärts Spuren einer früher eingesessenen und von den

Eingewanderten unterworfenen Bevölkerung begegnen. War damit doch eine allgemeine Gleichordnung der Geschlechterverbände von selbst gegeben, wenn es auch schwerlich an Unterschieden gefehlt hat, die in der persönlichen Auszeichnung der Führer dieser Geschlechter ihren Grund hatten. Doch mit der Zuwanderung Auswärtiger und Angehöriger unterworfenen lateinischer Stämme änderte sich dieses Verhältnis, und es traten jetzt die alten Geschlechter, die Patrizier, als ein herrschender Adelsstand, aus dessen Mitte der König auf Lebenszeit gewählt wurde, der Gesamtheit der Bevölkerung gegenüber. Dies ist, modifiziert nach den besonderen Bedingungen, wohl der Vorgang der ersten Ständebildung auch bei den übrigen indoeuropäischen Völkern gewesen. Der Adelsstand ist der erste und zunächst einzige Stand. Er ist älter als das Königtum, das aus ihm, gleichzeitig als Weiterbildung der alten Häuptlingschaft, entstand. Der König wird, wie der Häuptling, gewählt; aber nicht mehr, wie jener, von der Gesamtheit der Klan- oder Stammesgenossen, sondern ausschließlich von dem Adel, von jenen Geschlechtsältesten, welche tatsächlich die Herrschaft über den Staat führen. Ihnen gegenüber ist der König ein *Primus inter pares*. Von hier aus eröffnen sich aber auch alsbald verschiedene Wege. Entweder befestigt sich das Königtum zu einer von der Wahl der adeligen Geschlechter unabhängigen erblichen Institution, und es wird dadurch der König mit seinen nächsten Agnaten über den bis dahin herrschenden Adelsstand erhoben. Oder dieser Stand bewahrt seine führende Stellung und ersetzt, den Machtansprüchen der einzelnen Geschlechterverbände folgend, das solcher Herrschaftsteilung widerstrebende Königtum durch eine wechselnde Zahl von Beamten. Das erstere begegnet uns vor allem da, wo fortwährende Kämpfe mit eingesessenen oder benachbarten Stämmen die Macht des Königs stärken, und wo außerdem der Staat aus zerstreuten Gauverbänden sich zusammensetzt, wie bei den germanischen Völkern; das letztere da, wo in früherer Zeit schon Städte entstehen, in denen sich das politische Leben konzentriert, wie in Griechenland und Rom. So bilden die beiden Siedlungsformen der Markgenossenschaft und der städtischen Niederlassung die Grundlagen der beiden Haupttypen der politischen Gewalt: der Königsherrschaft und der Adels Herrschaft.

c. Standescheidung und Königsherrschaft.

Unter diesen beiden Formen hat die erste, die des erblichen Königtums, ihre große Bedeutung für die Standescheidung zunächst darin, daß sie einen weiteren Stand schafft, nämlich eben den königlichen oder, allgemeiner ausgedrückt, den fürstlichen Stand. Zu ihm gehört der Herrscher und die ihm ebenbürtigen Mitglieder seines Geschlechts. Dieser Fürstenstand ist aus dem Adel hervorgegangen, aber er bedeutet eine höhere Stufe als dieser. Das bezeugt nicht bloß die nähere oder fernere Berechtigung seiner Mitglieder zur Herrschaft, sondern auch die ihm fast durchgehends als Pflicht auferlegte Endogamie innerhalb seines Standes und nicht zuletzt das erhöhte persönliche Ansehen.

Unverkennbar finden sich nun die Grundlagen für die Entwicklung dieser beiden typischen Formen schon bei jenen Halbkulturvölkern, die im Übergang von der Stammesverfassung zum Staate begriffen sind oder diese Grenze bereits überschritten haben. Sichtlich aber hängen sie hier mit der Stellung zusammen, die nach jenem Übergang auf der einen Seite die Familiengemeinschaft, auf der andern die Ortsgemeinschaft innerhalb der politischen Gesellschaft einnimmt, und diese wieder pflegen in enger Beziehung zu den früher erörterten Formen der Ansiedelung zu stehen (S. 48ff.). Das Langhaus, das der Großfamilie als Wohnstätte dient, ist zugleich ein sprechendes Zeugnis für den Einfluß, den der Geschlechterverband ausübt. Umgekehrt überwiegt bei der Ansiedelung in Hutten, die zu Dorfschaften vereinigt sind, wobei die getrennt lebenden Einzelfamilien ihren festen Zusammenhalt verloren haben, der losere Gemeindeverband, der die einzelnen in ihrer Arbeit und in ihren wirtschaftlichen Interessen sondert, gegenüber dem Bedürfnis nach einer vereinigenden Führung. Beide Formen der Siedelung hängen wieder, wie wir sahen, mit der Scheidung der Lebensformen zusammen: das Jäger- und Fischer- und in weiterer Folge das kriegerische Leben begünstigt beim Übergang in die politische Gesellschaft das Langhaus, der Ackerbau die Dorfsiedelung in einzelnen Hutten. Von beiden Formen tendiert aber nicht minder die erste zur Vorherrschaft der vornehmeren und reicheren Geschlechter und einer durch sie stark beeinträchtigten Häupt-

lingschaft, die zweite zu einem unbeschränkten Konigtum, bei dem der Geschlechtsverband des letzteren nur insofern über die Masse der Untertanen hervorragt, als ihm der jeweilige Herrscher angehört. Beispiele für die Form der faktischen Adelsherrschaft haben wir bei den Stämmen der Irokesen, Creeks u. a. sowie bei den Winterstädten der Kwakwutl kennengelernt; andere, in denen eine beschränkte, meist gegenüber dem Adel zum Schattenkonigtum gewordene Häuptlingschaft besteht, bietet die polynesische Inselwelt. Solche für die zweite Form, bei der neben dem despotischen König und einem dem gleichen Geschlecht angehörenden Fürstenstand weitere Standesunterschiede nicht vorhanden sind, zeigen viele der Sudan- und Bantustaaen. Verschwindet bei den despotischen Negerstaaten, abgesehen von dem persönlichen Ansehen, das die Zugehörigkeit zur Königsfamilie und nebenbei der Reichtum verleiht, die Ständescheidung ganz, so beherrschte sie umgekehrt in Polynesien nach den Schilderungen der Entdecker dieser Inseln das ganze öffentliche und private Leben. Neben einer dem Geschlechtsverband des Häuptlings angehörigen bevorzugten Familie stand der Adel, unter diesem oft noch ein niedrigerer Grad desselben, dann kam das völlig mißachtete gemeine Volk, zuletzt die in Kämpfen mit den Nachbarinseln erbeuteten Sklaven. Außerdem spielt in dem despotischen Negerstaat neben der Zugehörigkeit zum Fürstenstand der Besitz, in dem polynesischen Adel mehr noch der Beruf eine entscheidende Rolle. Dort gibt es, abgesehen von den einem fremden Stamm angehörigen Sklaven, keine Standesunterschiede, weil jeder in der Bebauung des Ackers den gleichen Beruf hat. Hier, wo der Ackerbau eine verhältnismäßig zurücktretende Bedeutung besitzt, stuft sich der Stand vornehmlich nach dem Wert der Arbeit ab. Am höchsten steht als der kunstreichste und wertvollste der Schiffsbau, nach ihm kommt der Hausbau, an letzter Stelle kommen die dem gemeinen Volk obliegenden Beschäftigungen des Lasttragens, des Kochens usw.

Wirkt demnach in den Anfängen der politischen Gesellschaft die Königsherrschaft im Sinne einer Gleichstellung der Beherrschten, die Adelsherrschaft umgekehrt in dem der Ständescheidung, so entspricht diesem Unterschied zugleich ein solcher der in der Sitte

und in den sie tragenden religiösen Vorstellungen zum Ausdruck kommenden Motive. Insbesondere erzeugt die religiöse Einkleidung in beiden Fällen eine charakteristisch verschiedene Reihe von Symptomen. Die Übertragung gottlicher Prädikate ist vor allem dem König gegenüber eine konstante Erscheinung, die nach dem überall zu beobachtenden Prinzip der Persistenz des Kultus über seine reale Bedeutung auch da noch zurückzubleiben pflegt, wo die politische Macht des Königtums längst geschwunden ist. Gerade hierfür bieten die Formen gesteigerter Verehrung, die die Hauptlinge auf Tonga, Tahiti und andern polynesischen Inseln genossen, drastische Beispiele. Die Priesterschaft hatte jene mit einem Schutzwall von Tabugesetzen umgeben, die sie hilflos einem Zeremoniell unterwarfen, das sie fast jedem Verkehr mit der Bevölkerung entzog und dadurch vollends zu reinen Schattenkönigen herabsinken ließ. So kam es, daß sich hier in seltener Vereinigung die beiden Wirkungen nebeneinander erhalten hatten, die sonst die Formen der Königsherrschaft und der Adelsherrschaft gesondert oder in ungleicher Verteilung ausuben: die Vergöttlichung des Herrschers und die schroffe Scheidung der niederen Stände von dem herrschenden Adel. Dem gegenüber gibt es, wo sich das Königtum in seiner reinen Form ausgebildet hat, keine Standesunterschiede. Der König steht als Einzelpersonlichkeit, nicht als Stand, über allen: darum ist er in der extremen Form des absoluten Königtums der Gott auf Erden. Umgekehrt ist die Adelsherrschaft das Produkt einer Standescheidung, die nicht selten in dem Gedanken der Vorausbestimmung der niederen Stände zur Horigkeit ihren Ausdruck findet. So galten auf manchen polynesischen Inseln die Angehörigen dieser Stände als Menschen ohne Seele, denen ein Leben nach dem Tode nicht beschieden sei — Erscheinungen, die deutlich zeigen, daß auch dieser Seite der Ständescheidung ein religiöser Hintergrund nicht fehlte. Übrigens war auf manchen der polynesischen Inseln schon zur Zeit ihrer Entdeckung nicht bloß das Königtum zu einer bloßen Scheinherrschaft herabgesunken, sondern auch der Adel hatte seine Macht eingebußt, um einer allmählichen Ausgleichung der Stände zu weichen¹⁾.

¹⁾ Eine gute Übersicht über die polynesischen Ständeverhältnisse nach

Nun wurde es verkehrt sein, wollte man, wie es von den ersten Entdeckern und oft noch von späteren Anthropologen geschehen ist, in solchen Erscheinungen lediglich fremdartige Verirrungen sehen. Vielmehr bewahrt es sich auch hier, daß bei noch so vielen Abweichungen im einzelnen ein Zug übereinstimmender Gesetzmäßigkeit bleibt, der nur auf den primitiveren Stufen meist in groteskeren Formen zutage tritt. In nichts äußert sich aber diese Übereinstimmung voneinander weit abliegender Kulturen und Zeiten sprechender als in der Ähnlichkeit der religiösen Affekte und ihrer mythologischen Ausgestaltungen, die überall wiederkehren, wo sich ein dauerndes Königtum oder eine Adels Herrschaft mit schroffer Ständescheidung ausgebildet hat. Vor dem Alleinherrscher als einem Gott auf Erden demütigt sich noch heute und vielleicht schon seit undenklichen Zeiten der Sudanneger in nicht anderer Weise als dereinst der Ägypter oder Babylonier vor seinem König. Umgekehrt fehlen in allen diesen Fällen die Äußerungen der Selbsterhebung über den Niedergestellten nicht und beide Regungen gehen, die erste abgeschwächt, die zweite durch das Standesbewußtsein verstärkt, auf den Adel über, wenn dieser zur Herrschaft gelangt. Nur wo sich, wie bei den Griechen und Germanen, das persönliche Ansehen weniger auf das Herrschertum als auf die ruhmvolle Tat gründet, werden König und Held einander gleich gestellt. Doch muß auch hier die edle Abkunft hinzukommen. So ist bei Homer der »Mann« (*αἰὴρ*) die stehende Bezeichnung für den Helden gewöhnlichen Schlags, der Held aus edelm Geschlecht dagegen ist der »Heros«. Zu göttlichen Ehren gelangt aber auch er nur nach dem Tode. Er wird in der späteren Dichtung auf die Inseln der Seligen versetzt und genießt besonders bei seinen Nachkommen göttliche Ehren. Der Mythos überträgt das endlich auf seine Abstammung: er ist ein Halbgott, weil ihn ein Gott mit einem sterblichen Weibe gezeugt hat. Wenn das Epos den adeligen Helden mit Unverwundbarkeit des Leibes, mit der Kenntnis der Vogelsprache und andern übernatürlichen Kräften ausstattet, so sind dies Vorstellungen, in denen

den wegen der späteren europäischen Einflüsse vorzugsweise maßgebenden älteren Berichten gibt Gerland in Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 6, S. 165 ff.

sich ursprünglich ein verbreiteter Volksglaube spiegelt. Darum braucht der Geburtsadel keine äußeren Mittel zu seiner Erhaltung: sein Vorrang bleibt ihm gewahrt, so lange der einzelne nicht durch Feigheit oder sonst durch eigenes Verschulden sein persönliches Ansehen verscherzt. Was von dem Adel, gilt aber in erhöhtem Maße vom König, dessen Ahnenreihe man dereinst in Ägypten, ergänzt durch die vorangegangenen Herrschergeschlechter, bis zu den Göttern selbst zurückfuhrte. So sehr nun auch diese früheste mythologische Form der an den Eindruck der Herrscherpersonlichkeit gebundenen Gefühle allmählich verblaßt ist, was in den späteren Imperatorenvergötterungen nachgewirkt hat und darüber hinaus in einem den Herrscher umgebenden religiösen Schimmer erhalten geblieben ist, davon hat die Geschichte des byzantinischen Hofstils bis in unsere Tage die greifbaren Spuren zurückgelassen. Und so überlebt diese Reste erscheinen mögen, als der Ausdruck von Stimmungen, die immer noch leise in der Volksseele anklingen, haben sie zweifellos eine starke erhaltende Kraft auf das staatliche Leben ausgeübt.

Neben dieser erhaltenden Kraft, die dem erblichen Königtum innewohnt, birgt es nun aber neue Motive in sich, die tief in die alte Standescheidung eingreifen, indem sie auf die vollige Umwandlung gerade jenes ursprünglich einzigen Standes ausgehen, aus dem dereinst das Königtum selbst hervorging: des Adels. An der Stelle des Geburtsadels, der sein Ansehen auf legendenhafte Herroen zurückfuhrte, entsteht ein neuer Adel, den der König aus seiner Machtvollkommenheit heraus schafft: der Dienstad. In seinem Ursprung weist er auf dasselbe Motiv hin, aus dem Legende und Epos den ältesten Erbadel ableiten. Wie der Adelige der Vorzeit gottlicher Abstammung oder ein von den Gottern mit besonderen Gaben begnadeter Mensch ist, so erhebt der König kraft seiner eigenen göttlichen Macht oder der ihm von den Gottern verliehenen Befugnis seine Dienstmänner oder seine Beamten zu Edelleuten. Im Hintergrund dieses göttlichen Rechts, das er für sich in Anspruch nimmt, und nach dem er noch in neueren Adelsordnungen nach Willkür dem Geadelten die Zahl seiner Ahnen zuweisen kann, stehen aber hier soziale Motive, nach denen sich

dieser neue Adel wieder in verschiedene Formen spaltet, deren Ertteilung ursprünglich von symbolischen Zeremonien begleitet ist. Unter ihnen ist besonders der von dem Geadelten geleistete Treueid bedeutsam, der die Handlung als einen religiösen Akt kennzeichnet, ihr aber daneben zugleich den Charakter eines auf Leistung und Gegenleistung gegründeten Vertrags gibt, in den sie schließlich ganz übergehen kann. Damit fällt dann diese durch die Assoziation der Begleitmotive entstandene Wandlung dem Gebiet der rein wirtschaftlichen Verkehrsverhältnisse zu, die die Vorgänge der Ständescheidung nicht mehr berühren. Andererseits erzeugt jedoch gerade das in dem Lehnswesen zum Ausdruck kommende Schutzbedürfnis, das eines der Hauptmotive jener vertragsmäßigen Dienstverhältnisse ist, eine folgenreiche Ausdehnung des Dienstadels über den dereinst unabhängigen Adels- und Fürstenstand, indem diesen teils das Schutzbedürfnis teils der Wunsch, sich größeren, über die eigene Macht hinausgehenden Unternehmungen anzuschließen, antreibt, seine Hilfe einem mächtigeren Mitglied des gleichen Standes zur Verfügung zu stellen. Er wird zum Vasallen des Mächtigeren und sinkt als solcher in die Sphäre des Dienstadels zurück. Mag nun dies Verhältnis freiwillig oder durch den Zwang kriegerischer Unterwerfung entstanden sein, als weitere Folge kann bei zunehmender Ausbreitung der Macht dieses höchsten Dienstadels über ein größeres Staatsgebiet als Gegenwirkung eine allmähliche Verselbständigung desselben nicht ausbleiben: der Vasall wird zum selbständigen Statthalter oder zum König, der sich seinerseits wieder mit einem Dienstadel umgibt. Dies sind Vorgänge, wie sie wesentlich übereinstimmend von den großen Monarchien des Altertums an wiederkehren. Daneben sind es dann der Hofdienst und der Staatsdienst, die, ursprünglich zusammenfallend, ihre Träger in der allgemeinen Schätzung über die Masse der Untertanen erheben. So entsteht als die letzte, umfangreichste Schöpfung des Königtums der Beamten- und der Hofadel, denen sich mit dem zunehmenden Einfluß der außerhalb dieser Sphäre liegenden Kulturgebiete schließlich ein allgemeinerer Verdienstadel für persönliche Leistungen zugesellt. Dieser Klasse schließt sich endlich noch, gestützt auf die Macht, die der Reichtum innerhalb der po-

litischen Gesellschaft erringt, ein Besitzadel an, der freilich formell von dem Verdienstadel nicht geschieden wird. Da alle solche Verdienste an die individuelle Persönlichkeit gebunden sind, können sie übrigens einen bloß persönlichen Adel bilden; und damit hat das Königtum als adelnde Potenz dem alten Erbadel, aus dem es dereinst hervorging, überreichlich wiedervergolten. Doch die Fülle der Formen, in deren Reihen er zumeist auch die Reste des Erbadels einstellt, hat dem Adel als Stand seine Bedeutung genommen. Das sprechendste Symptom dieses Wandels ist eben der persönliche Adel, der auf die Erblichkeit, dieses höchste Adelsdesiderat von ehemals, nicht nur verzichtet, sondern es grundsätzlich ausschließt.

In allem dem bilden Adelsherrschaft und Königtum in ihren Wirkungen auf die Ständescheidung volle Gegensätze. Jene strebt den Erbadel, dem sie entstammt, rein zu erhalten, dieses läßt in seinen Anfängen einen bevorzugten Stand überhaupt nicht aufkommen. Trotzdem wirken beide zersetzend und schließlich zerstörend auf die Ständescheidung ein: die Adelsherrschaft, indem sie die Widerstandskraft der unterworfenen Stände weckt und so zur allgemeinen Ständegleichheit fuhr, das Königtum, indem es statt des alten einen neuen Adel schafft, dem durch die unbeschränkte Ausdehnung, deren er vermoge der Macht des Königtums fähig ist, schließlich der Charakter eines bevorzugten Standes verloren geht. Zu diesen an die beiden Herrschaftsformen gebundenen Wirkungen treten nun aber endlich infolge der Stadtegründung weitere Einflüsse hinzu, die durch die reichere Entfaltung der Ständescheidung in der Stadt für die Entwicklung der politischen Gesellschaft von maßgebender Bedeutung sind. Auch hier scheiden sich die Erscheinungen nach zwei Richtungen, die zugleich mit den Gegensätzen der Adels- und der Königsherrschaft in naher Beziehung stehen. Auf der einen Seite ist der Stadtstaat der hauptsächlichste Schauplatz, auf dem sich die Entstehung und der Untergang der Adelsherrschaft abspielt; auf der andern bildet das städtische Gemeinwesen, das einem größeren Staat eingegliedert ist, eine Stadt im Staate, die in ihrer teilweisen Selbständigkeit eigenartige Bedingungen der Ständescheidung mit sich führt.

d. Der Stadtstaat.

Das typische Bild eines Stadtstaates bildet das republikanische Rom. Zwar hat es auch sonst, namentlich in Griechenland und in seinen Kolonien sowie in Italien vor der Ausbreitung der römischen Herrschaft, nicht an ähnlichen Gründungen gefehlt, aber in Rom hat sich doch unverkennbar die Ständescheidung ursprünglich am unabhängigsten von äußeren Nebeneinflüssen, dabei zugleich in unmittelbarer Wechselwirkung mit der politischen Verfassung und in ihrem wesentlichen Unterschied von der Stadt im Staate entwickelt.

Das freilich nur negative, trotzdem aber bedeutsamste Merkmal des römischen Stadtstaates ist nun dies, daß er ein dauerndes erbliches Königtum nie gekannt hat. Sein Übergang in dasselbe ist sein Untergang. Die auf der ursprünglichen Gleichheit der Bürger beruhende Einheit von Stadt und Staat, der es anfänglich anscheinend überhaupt an untergeordneten Klassen fremden Stammes fehlte, hat das Widerstreben gegen die Herrschaft eines einzigen Geschlechts dauernd dem römischen Charakter eingeprägt. Es hat dem Patriziat die Stellung eines Adels gewahrt, der keinen höheren Stand über sich kannte. Infolgedessen fehlte aber auch dem republikanischen Rom jene von oben nach unten fortschreitende Ständebildung, die in der fürstlichen Gewalt ihre Quelle hatte. Die Regierungsgewalt übte dieser Adel selbst durch die von ihm eingesetzte Körperschaft des patrizischen Senats und seine Vollzugsorgane, ein reichgegliedertes Beamtentum mit den Konsuln an seiner Spitze. Auch diese sind Beamte, die dem Senat verantwortlich sind, und ihr Duumvirat, das sich zum Teil in die andern Beamtenstellungen fortsetzt, ist neben der Annuität des Amtes wohl eines der Mittel, um der Entstehung einer Alleinherrschaft vorzubeugen. Es begegnet uns in analoger Weise, wenn auch wahrscheinlich durch die Erinnerungen an die alten kriegesischen Stammeshäuptlinge erweitert, in dem Doppelkönigtum Spartas und in dem Archon, den die Solonische Gesetzgebung Athens dem alten Basileus an die Seite setzte. Damit ist die Bildung eines über dem Adel stehenden Fürstenstandes unmöglich, aber auch die Quelle zu jener von oben nach unten fortschreitenden Ständebildung verschlossen, die unter dem erblichen Königtum einen Dienst- und Verdienstadel entstehen

läßt; ja der ursprüngliche Erbadel droht auszusterben, wenn er nicht aus dem Volk ergänzt wird. Diesem Bedürfnis kommt nun das in der Plebs selbst sich regende Streben nach Gleichberechtigung entgegen. Es hat schließlich den alten Erbadel vernichtet, aber es hat nicht den Adel überhaupt vernichtet, sondern an die Stelle des alten einen neuen, die patrizisch-plebejische Nobilität treten lassen. Da war nun eines der einflußreichsten Gesetzgebungswerke, das wohl jemals in die Entwicklung der politischen Gesellschaft eingegriffen hat, die Gliederung der Staatsbürger nach ihrem Besitz, die, durch die tatsächlich eingetretenen Unterschiede des Eigentums vorbereitet, jenen gewaltigen Übergang des Erbadels in einen Besitzadel vollendete. Indem daneben immerhin die Traditionen des alten Patriziats fortlebten, und indem dazu von nun an die Unterschiede des Besitzes zu einem Motiv fortschreitender Differenzierung der Gesellschaft wurden, war aber zugleich die Bedingung zur Entstehung einer von oben nach unten gehenden Standesabstufung gegeben. Die Nobilität gliederte sich in zwei Stufen, den senatorischen Adel und den Ritteradel, unter den dann als dritter Stand die gewöhnliche Burgerschaft trat, die an der allgemeinen Rechtsgleichheit der Bürger, nicht aber an den Vorrechten und den damit verbundenen höheren Pflichten des Adels teilnahm. So war hier die Plebs ursprünglich kein Stand, sondern ihr Streben nach Macht bildete nur die Vorbedingung zur Entstehung eines neuen Adels an Stelle des alten. Entscheidend blieb aber dabei die Entwicklung des Eigentums. Innerhalb der durch die Eigentumsordnung gegebenen Bedingungen hat diese auf den Besitz gegründete Ständeordnung einen der folgenreichsten Grundsätze ausgebildet, der jemals in die Entwicklung der politischen Gesellschaft eingegriffen hat: den Grundsatz der Äquivalenz politischer Rechte und Pflichten. Dem höheren Recht entspricht die schwerere Pflicht, und diese wird nach einem doppelten Maße bemessen, nach der Steuerleistung und nach der Heeresleistung. Da beide Leistungen, die erste direkt, die zweite indirekt, infolge der persönlichen Ausrüstung für den Heeresdienst, vom Besitz abhängig sind, so beruht hierauf die große Leistung, die die neue Ständescheidung für den Staat vollbracht hat. Die Römer

sind nicht die alleinigen Urheber dieser Schöpfung. In Athen hat die Solonische Gesetzgebung den ersten Schritt zu ihr getan, und Kleisthenes hat sie ungefähr um dieselbe Zeit vollendet, in der die dem König Servius Tullius später zugeschriebene Verfassungsreform geschah. So überraschend die Übereinstimmung beider Reformen ist, so wird sie doch mindestens in ihren entscheidenden Motiven aus der inneren Übereinstimmung der Bedingungen verständlich. Aber es liegt in ihnen auch der Keim zum Untergang des Stadtstaates selbst, sobald die von der Rechtsordnung geschützte Verfügung über den Besitz über die der freien Leistung des einzelnen überlassene Pflicht die Oberhand gewinnt. Indem der römische Staat seine Macht weiter und weiter über die Grenzen des Stadtgebiets ausdehnt, werden die Provinzen zu Quellen der Bereicherung, die den Besitz der bevorzugten Stände und den Trieb ihn zu mehrten ins Ungemessene steigern und die Masse der Besitzlosen gewohnt, von dem Tribut der Provinzen zu leben. Damit wird der Stadtstaat zum Eroberungsstaat, und dieser wandelt sich mit innerer Notwendigkeit zur Diktatur und dem Imperatorentum. So ist der Stadtstaat zum Weltstaat geworden, in dessen Geschichte nun auf der durch die neue Weltlage geschaffenen Basis die Ständescheidungen der alten orientalischen Weltreiche sich wiederholen, samt ihrem die Herrschergewalt stützenden, eben darum aber auch im Wechsel der Dynastien den Staat gefährdenden Dienstadel.

Hiermit ist die bedeutsamste unter den Wirkungen des neuen Stadtstaates, das Prinzip der Äquivalenz der Rechte und Pflichten geschwunden. Der enge Zusammenschluß der Staatsgenossen, dem fruhe schon die ebenso in dem Schutzbedürfnis der Schwächeren wie in der Gleichheit der Bildung wurzelnde Klientel ihr Dasein verdankt, läßt die Unterschiede von Geburt und Rang zurücktreten, die in dem Gaustaat und vollends in dem Großstaat die höheren Stände zu vom Volke geschiedenen Genossenschaften zusammenschließen, und die den König zu einer geheiligten Person erheben, die dem Anblick der Menge nur in seltenen wichtigen Momenten zugänglich ist. Dies Geheimnis, das den Herrscher umgibt, von Anfang an als Absicht zu deuten, wurde natürlich ebenso verkehrt sein, als wollte man den Ursprung der Heiligkeit des Königtums auf

eine solche zuruckföhren. Die Absicht folgt erst, nachdem das natürliche Selbstgefühl des Herrschers und die Selbsterniedrigung der Untertanen sie lange schon vorbereitet haben. Um so bemerkenswerter ist es, daß unter dem ein umfassenderes Landergebiet beherrschenden Konigtum jenes Prinzip der Äquivalenz sehr viel später zur Ausbildung gelangt ist als im Stadtstaat. Unter den Königen der Germanen ist jeder freie Mann wehrpflichtig. Dieser Pflicht steht nur das allgemeine Recht des Freien gegenüber, das ursprünglich ebenfalls keine Abstufungen kennt. Auch ein Ritterstand hat sich hier ohne Rücksicht auf den Besitz entwickelt, teils aus dem alten Erbadel, teils aus dem neuen Dienstadel, der entweder die nähere Umgebung des Königs bildet oder auf seinen eigenen Gütern haust. Hier hat sich jedoch, nur in merkwürdiger Umkehrung der Verhältnisse, im Gaustaat allmählich jenes Äquivalenzprinzip durchgesetzt. Der Tribut und die zum Staatsunterhalt erforderliche, zuerst aus freiem Antrieb geleistete Steuer ist hier das Mittel gewesen, durch das die Untertanen, voran die in der Selbstverwaltung geübten Städte, politische Rechte gewannen. Diese Unterschiede der innern Entwicklung haben es jedoch nicht hindern können, daß sich ein äußeres Prinzip der Heeresordnung in beiden Fällen übereinstimmend entwickelt hat, dem dann in den antiken Stadtstaaten auch die Standescheidung gefolgt ist, während diese bei den Germanen, entsprechend der ursprünglichen Gleichheit der Volksgenossen, davon unberührt blieb: dies ist die dezimale Ordnung des Heerbanns. Die Übereinstimmung ist um so augenfälliger, als uns in den bürgerlichen Verhältnissen, namentlich in der Zerteilung, bei der Bestimmung von Festterminen und Fristen, überall sonst andere, durchweg der astronomischen Berechnung entnommene Zahlen, wie die Neun-, die Sieben-, die Zwölfzahl, begegnen. Dagegen wurde bekanntlich in Rom die natürliche Gliederung der Gesellschaft in Stämme und Gentes fruhe schon von einer andern durchkreuzt, die in dezimaler Ordnung das ganze romische Volk in 300 sogenannte Gentes einteilte, von denen je hundert gleichzeitig eine religiöse und politische Gemeinschaft, die Curie, bildeten. Trat nun, wie das in der Servianischen Verfassung geschah, noch der weitere Schritt hinzu, daß diese Ver-

hältnisse des räumlichen Zusammenlebens zugleich zu Steuerbezirken benutzt wurden, so war damit dem Besitz sein wachsender Einfluß gesichert. Es lag aber auch der zweite Schritt nahe, die finanzielle auf die militärische Ausrüstung zurückwirken zu lassen und so den Stand der Ritter aus dem beguterten Teil der Nobilität zu schaffen. Macht es schon diese frühe Entstehung der dezimalen Einteilung wahrscheinlich, daß hier das Ursprüngliche die militärische Gliederung der Burgerschaft war, so bestätigt dies vor allem die auffallende Verbreitung, in der sie bei zahlreichen, zum Teil weit voneinander abliegenden Völkern vorkommt und durchweg in die Anfänge der politischen Gesellschaft zurückreicht. So findet sich die Gliederung des Heerbanns nach Hundertschaften in einem offenbar primitiveren Stadium als bei den Römern bei den alten Germanen. Noch scheint sie hier Bestandteil einer in Recht und Kultus vereinigten, aus der Sippe hervorgewachsenen Lebensgemeinschaft zu sein, die sich im Gefolge der Wanderungen der Stämme zugleich zu Markgenossenschaften von annähernd hundert Familienhäuptern vereinigten, ursprünglich aber jedenfalls außer einer bestimmten Beziehung zu den Besitzverhältnissen standen. Auch bei den Slaven, besonders bei den in Hausgemeinschaft lebenden Sudslaven und vielleicht bei den Indern haben sich derartige Spuren erhalten. Ein ausgeprägtes Beispiel einer Hundert- Tausend- und sogar Zehntausendschaften umfassenden Heeresorganisation bieten endlich die peruanischen Inkas, bei denen übrigens diese Zählung ebenfalls eine rein militärische gewesen zu sein scheint, da hier bei den unterworfenen Völkern die Mannschaften ausgehoben wurden¹⁾. Wenn danach die Zehnzahl und besonders die Hundertzahl unter sonst so verschiedenen Verhältnissen als eine für militärische Zwecke geeignete Körperschaft erscheint, so darf man wohl voraussetzen, daß diese Zahl im einzelnen Fall nur annähernd innegehalten wurde. In diesem Sinn gilt in der Tat noch heute die Kompagnie als eine Truppeneinheit, deren untere Grenze etwa 100 Mann beträgt. Offenbar sind es aber nicht objektive Motive gewesen, die diese Wahl bestimmten, sondern subjektive. Wo immer wir einzelne Gegenstände gleicher Art abzählen, da bilden ja die zehn Finger das

¹⁾ Cunow, Soziale Verfassung des Inkareiches, 1896, S. 35ff.

natürliche Maß. Soll das Zählen über die Zehn hinausgeführt werden, so ist das Kerbholz das nächste, schon einer primitiven Kultur eigene Hilfsmittel: laßt man einen Strich auf dem Kerbholz 100 bedeuten, so laßt sich ohne weiteres bei Wiederholung dieser Verschiebung der Bedeutung die dezimale Zahlung beliebig weiterführen. Die von den Inkas zu noch vielen andern statistischen Zahlungen verwandten Knotenschnüre leisteten dasselbe noch vollkommener wie das Kerbholz. Scheiterten daher alle Versuche, den Kalender nach dem Dezimalsystem zu reformieren, an der Gesetzmäßigkeit des Sternhimmels, von dem zehnmonatlichen Jahr des Atheners Kleisthenes an bis zur zehntägigen Woche der französischen Republik, für die Heereseinteilung, namentlich für deren kleinere taktische Glieder war es die natürliche Grundlage der Einteilung. Seine Verwendung reicht so wahrscheinlich bis in die Zeit zurück, in der zum erstenmal der ungeordnete Heerhaufe in ein geordnetes Heer überging. Die politische hat die militärische Verfassung entstehen lassen, aber in den kriegerischen Anfängen des Staates wirkt diese auf jene bestimmend zurück, wo immer das gemeinsame Leben eine feste Ordnung fordert, die nicht, wie die Zeiteinteilung, von der äußeren Natur vorgezeichnet, sondern vom menschlichen Willen abhängig ist.

In so verschiedenen Richtungen nun aber auch die zehnteilige Heeresgliederung auf die bürgerlichen Verhältnisse übergreifen mochte, zu der Aufteilung der Landlose, der Trennung der Stadtbezirke, den Mitgliederzahlen von Magistraten und Priesterschaften usw., ein Verhältnis ist ausschließlich und unwiederbringlich an den Stadtstaat gebunden gewesen: das ist jener dem Prinzip des Gleichgewichts politischer Rechte und Pflichten entsprechende Parallelismus von Steuerzensus und Heeresordnung, wie ihn am vollkommensten das republikanische Rom, unvollständiger die griechischen Stadtstaaten entwickelten. Dieses Gleichgewicht ist eben nur als das natürliche Erzeugnis stark ausgebildeter Besitzunterschiede und eines hoch entwickelten politischen Gemeinnsinns der Bürger zugleich möglich. Diese auf die eigene Leistung der Bürger gegründete Heeresordnung mußte daher untergehen, als Rom durch seine Eroberungen das Zentrum eines Weltreiches

wurde, und als nun, wie schon zuvor in den Reichen der orientalischen Großkönige, das Soldnerheer an die Stelle des Bürgerheeres trat¹⁾. Auch noch spätere Zeiten haben Nachbildungen eines kommunalen Wehrbanns gesehen, die dann freilich, besonders in neuerer Zeit, meist einer lokalen Soldnerschaft mehr glichen als einer eigentlichen Bürgerwehr. Das Volksheer dagegen, das den Gedanken des Bürgerheeres der alten Stadtstaaten in seiner dem heutigen Nationalstaat entsprechenden Form erneuert hat, ist bekanntlich eine Schöpfung der deutschen Freiheitskriege, eine der größten, welche die Geschichte kennt. Dabei ist im nationalen Volksheer die Wehrpflicht ganz auf sich selbst gestellt. Sie ist losgelöst von jederlei Pflicht wie Recht des Besitzes. Immerhin ist es bemerkenswert, daß die Schaffung dieses Heeres ein Vorspiel gehabt hat, bei welchem dem Besitz nicht minder eine sehr wichtige Rolle zugeteilt war. Nur war es ungefähr die umgekehrte wie im alten Rom. Die Gesetzgebung der ersten französischen Republik hat bekanntlich zum erstenmal im modernen Staat das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht der Bürger aufgestellt. Aber sie knüpfte daran nicht, wie die Römer, für den Vermögenden die Pflicht, den schwereren Dienst zu leisten, sondern umgekehrt das Recht, durch Bezahlung eines stellvertretenden Soldners sich vom Dienst loszukaufen.

e. Die Stadt im Staate.

Andere Wege als im Stadtstaate schlägt die Ständescheidung in jenen Städten ein, die in ihrer inneren Verfassung relativ autonom, nach außen aber einem Staatsganzen eingeordnet und von diesem daher auch in ihren eigenen Angelegenheiten abhängig sind. Dabei kann nun freilich dieses Verhältnis zwischen Freiheit und Abhängigkeit unter verschiedenen Bedingungen ein sehr wechselndes sein, so daß mannigfache Abstufungen einer Annäherung an den Stadtstaat vorkommen können. Immerhin gibt es gewisse typische Formen der Ständebildung, die der Stadt im Staate eigen sind, und die sichtlich einerseits in der relativen Entlastung

¹⁾ Über die analoge Entwicklung eines Soldnerheeres in Ägypten, das in diesem Fall die früheren, von Gaufürsten gestellten Landestruppen ersetzte, vgl. A. Erman, Ägypten, II, S. 714ff.

von den allgemeineren Staatsangelegenheiten, anderseits in der erhöhten Bedeutung, die infolgedessen die Interessen der lokalen Verbände gewinnen, ihre Quelle haben. Darum ist gerade der abweichende Charakter der Ständescheidung in beiden Fällen für das Verhältnis dieser Formen, des Stadtstaates und der Stadt im Staate, in hohem Grade kennzeichnend. In dem Stadtstaat ruht die Ständescheidung so sehr auf der Stellung der Bürger im Staate, ihren politischen Rechten und Pflichten, daß daneben die Familienbeziehungen und der Beruf zwar durch die persönlichen Verbindungen, zu denen sie Anlaß geben, einen Einfluß gewinnen können; dieser ist aber nur ein nebenhergehender: er führt im allgemeinen nicht zu festen, für das Gemeinwesen maßgebenden Ordnungen. Vor allem, wo die Ständeordnung nach dem Besitz eingetreten ist, da geht diese mitten hindurch zwischen den verschiedensten Berufen. Erst wenn das Privateigentum einzelner so groß ist, daß die Pflege dieses Besitzes selbst zum Beruf wird, entstehen zugleich reine Besitzklassen. Auf dieser Stufe des vorherrschenden Kapitalismus ist aber auch die Grenze der Existenzfähigkeit des eigentlichen Stadtstaates erreicht, und dieser geht vermöge der wirtschaftlichen Voraussetzungen eines solchen Zustandes in einen umfassenderen Territorialstaat oder Weltstaat über. Umgekehrt fehlen zwar in der Stadt im Staate die allgemeineren politischen Interessen keineswegs, und sie machen sich indirekt auch bei den Gemeindeangelegenheiten oft genug geltend. Doch indem sie über das Weichbild der Stadt hinausreichen, führen sie zu Verbindungen zwischen Personen, die über verschiedene Städte und Landschaften verteilt und daneben den verschiedensten lokalen und persönlichen Interessen zugewandt sein können. So entstehen die politischen Parteien als Gruppenbildungen der Gesellschaft, die mit den Ständegliederungen innerhalb der Stadt im Staate an sich nichts zu tun haben, während sie im Stadtstaat notwendig so sehr in die Ständebildung eingreifen, daß sie zu maßgebenden Faktoren derselben werden. Dies gilt wiederum vor allem, wo der Besitz die Ständescheidung regelt, da er nunmehr das individuelle eng an das öffentliche Interesse bindet. Dagegen macht sich innerhalb der Stadt als solcher ein anderer Einfluß um so mächtiger geltend, der

in höherem Grade als die Gleichheit des Besitzes und besonders in den Anfängen politischer Entwicklung auch mehr als die politische Parteistellung die einzelnen zu gemeinsamen Bestrebungen zusammenführt: das ist der Beruf, der daher um so mehr, je ferner noch die nach außen gehenden politischen Interessen dem einzelnen liegen, zum wichtigsten Faktor der Ständebildung wird. Für den Verlauf dieses Prozesses ist außerdem der Umstand bestimmend, daß der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Stadt im Staate derselbe ist wie für die des Stadtstaates. Die Entstehung einer gebietenden Oberschicht der Gesellschaft, eines Erbadels, ist derart vorgebildet in den Bedingungen der Einwanderung und Ansiedelung des die staatliche Gemeinschaft begründenden Volkes, daß sie auf jede Form der politischen Organisation, auf den Gaustaat so gut wie auf den Stadtstaat oder auf die einzelne Stadt, die ein relativ selbständiges Gemeinwesen innerhalb eines Gesamtstaates ist, übergeht. Der in die Stadt übergehende Teil dieses Adels ist das Patriziat, das selbst in der Regel mit Landereien außerhalb der Stadt begutet ist, aber sich unter den Schutz eines Burgherrn begibt oder selbständig zu freiem Marktverkehr in der Stadt sich ansiedelt. Zu diesem städtischen Adel treten Handwerker und Kaufleute, die nun nicht mehr von Hof zu Hof ziehen, um ihre Dienste anzubieten, sondern ebenfalls in der Stadt sich niederlassen. Um die Gotteshäuser sammeln sich Mitglieder des geistlichen Standes, es entstehen, den wachsenden Bedürfnissen des städtischen Lebens entgegenkommend, die freien Berufe der Ärzte und Sachwalter. Unter einem aus dem Patriziat gewählten Bürgermeister und Rat mit seinen Magistraten bildet sich ein republikanisches Gemeinwesen, zu dem schließlich noch zur Wahrung seiner Hoheitsrechte der Staat seine Beamten entsendet. Indem sich so die Stadt zu einem Staat im Staate entwickelt, treten in diesem Sonderstaat die Interessen des Gesamtstaates, dem er angehört, in den Hintergrund, und um so lebendiger regen sich die durch das nahe Zusammenleben erweckten Gemeinschaftstriebe. Der burgerliche Handwerker und Kaufmann schließt sich an seinesgleichen an, und, indem sich diese Vereinigungen zunächst selbstgeschaffenen Normen unterwerfen, bilden sich korporative Ver-

bände, die Einfluß auf das Gemeinwesen zu gewinnen streben. So entsteht eine Ständegliederung, in der zwar die alten Motive von Geburt und Besitz noch fortwirken, neben denen aber mehr und mehr der Beruf die herrschende Bedeutung gewinnt.

Eine bloß diese äußere Entwicklung verfolgende Betrachtung ist geneigt, als das ausschlaggebende Motiv der neuen Standebildung das materielle Interesse der Berufsgenossen anzusehen. Gleichwohl ist es mehr als zweifelhaft, ob die egoistischen Triebe, von denen dieses Interesse geleitet wird, eine solche Wirkung erzielt haben würden. Sicher ist, daß vielmehr eben jenes zunehmende Streben der Berufsgenossen nach eigenem Vorteil eines der mächtigsten Motive für die spätere Auflösung der bedeutsamsten Korporationen der mittelalterlichen Städte, der Gilden und Zünfte, gewesen ist. In der Tat haben sich noch heute Überreste alter städtischer Sitten erhalten, die neben einzelnen geschichtlichen Dokumenten auf einen ganz andern Ursprung dieses Korporationswesens hinweisen. Zu den frühesten Anlässen, die die Mitglieder eines Gemeinwesens zu engeren Vereinigungen zusammenführen, gehören Kultfeste und an diese sich anschließende Erinnerungsmahle, die die Genossen alljährlich oder bei besonderen Gelegenheiten, wie Leichenfeiern und Hochzeiten, vereinigen. Solche Feste horen, auch nachdem sie zumeist rein weltliche Feste geworden sind, nicht auf ein Band zwischen den Genossen zu bilden. So vereinigen in manchen Städten der deutschen Schweiz noch heute die Tage der gemeinsamen Konfirmation die Männer wie die Frauen, beide meist getrennt voneinander, unabhängig von Stand und Beruf; und in manchen noch jetzt bestehenden alten Zunfthäusern vereinigt noch heute die Berufsgenossen samt ihren Ehrenmitgliedern ein heiteres Festmahl, als Überlebens eines alten Zunftbrauchs. Daß auf dem Gebiet religiöser Traditionen das Früheste zugleich das Späteste ist, lehren uns aber zahllose andere Erfahrungen. So sind die alten Berufsgenossenschaften ursprünglich zunächst freie, durch die Gleichheit der Arbeit und die Übereinstimmung der Lebensanschauungen verbundene Vereinigungen. Der durch den Beruf verstärkte Gemeinschaftstrieb hat sie zusammengeführt, und unter den Mitteln, die dieses Band

herstellten, waren die Vereinigungen zu gemeinsamen Kulturen und die aus ihnen erwachsene engere Gemeinschaft der Sitten bei Geburt, Tod und Hochzeit nicht die letzten. Darum geschah es von selbst und befestigte sich durch die Sitte, daß die Berufsgenossen der Handwerke je in ihrer eigenen Gasse zusammenwohnten, und daß die Kaufleute in einem einzigen Laubengang ihre Waren feilboten. Auf dieser Grundlage des täglichen Zusammenlebens wurden sie zu Genossenschaften, die innerhalb des städtischen Gemeinwesens ihr eigenes Leben führten und sich dann mit verwandten Vereinigungen zu weiteren Berufsverbänden zusammenschlossen, daneben aber nicht minder auf die Scheidung der verschiedenen Berufe im gemeinsamen Interesse bedacht waren. Den geselligen Vereinigungen der Genossen folgte gegenüber der gesamten Stadtgemeinde die Geltendmachung der korporativen Zwecke des einzelnen Berufs und des weiteren die verwandten Berufe zusammenhaltenden Verbandes. So wandelten sich die ursprünglich aus den gemeinsamen geistigen Bedürfnissen der Genossen erwachsenen Berufsverbände allmählich in Korporationen um, die vorwiegend dem Schutz materieller Interessen dienten, und die, indem sie in dem städtischen Gemeinwesen die zu diesem Schutz erforderlichen Rechte zu gewinnen strebten, mit dem erbeingegesessenen Patriziat in einen ähnlichen Kampf um die Beteiligung an der Herrschaft gerieten, wie ihn im Stadtstaat Plebs oder Demos um die politischen Rechte geführt hatten. Aber es war nicht die Höhe des Besitzes, die in diesem Kampf den Ausschlag gab, sondern der Wert des Berufs. Wie in Rom der Reichtum sich den Eintritt in die patrizisch-plebejische Nobilität zuerst erzwang, so in den mittelalterlichen Städten die Klasse der höheren Berufe, in den großen Handelsstädten vor allem die kaufmännische Gilde vor den Zünften des Handwerks. Die Landesfürsten kamen aber, wo das Stadtreghment unter ihrer Oberhoheit stand, in ihrem eigenen Interesse den Berufsverbänden als ihren Bundesgenossen gegen ein selbstherrliches Patriziat zu Hilfe.

Doch, wie sehr auch in der Stadt im Staate der Beruf in seinem Wert für das Gemeinwesen dem Besitz vorangehen mag, ganz fehlt diesem in der von Anfang an auf dem individuellen Eigentums-

recht aufgebauten städtischen Gesellschaft sein Einfluß niemals. Wenn er unter der Vorherrschaft der korporativen Motive und bei einfacheren Verhältnissen des Eigentumsverkehrs gegenüber dem durch das engere Zusammenleben geweckten und gepflegten Gemeinsinn zurücktritt, so sind es doch gerade der aus den kaufmännischen Gilden emporwachsende kaufmännische Unternehmungsgeist, neben ihm später auch die aus dem Handwerk unter der Wirkung der Maschinenteknik entstehende Industrie, die die Bande des alten Korporationswesens sprengen, um wieder die Klassen gleichen Besitzes einander näher zu führen und dem einzelnen eine wesentlich durch seinen Besitz bestimmte Stellung in der Gesellschaft anzuweisen. Während sich infolge dieser Bedingungen die alten Berufsverbände lösen, treten allmählich neue an ihre Stelle, die ein System reiner Besitzstände, dem die Differenzierung der neuen Gesellschaft widerstrebt, nicht mehr aufkommen lassen, sondern Beruf und Besitz teilen sich nun mit wechselndem Erfolg in die Herrschaft. Entscheidend hierfür ist insbesondere, daß an Stelle der alten Zwangsverbände freie Vereins- und Genossenschaftsbildungen aus der Gesellschaft hervorgehen, die, mögen sie auch zu einem großen Teil den Erwerbs- und Besitzinteressen zugewandt sein, doch zugleich über andere Gebiete des Lebens, namentlich die der gemeinnützigen Zwecke und der geistigen Kultur, sich ausbreiten. Indem sich alle diese Einflüsse durchkreuzen, lösen sie aber nicht nur die alten Stände auf, sondern sie hindern auch die Entstehung neuer, um an die Stelle des Standes, der zuerst dem einzelnen durch seine Geburt, dann durch Besitz und Beruf gegeben wird, schließlich den freien Verband, den er sich selbst wählt, zu setzen, so weit dies die nie zu beseitigenden Einflüsse individueller Anlage und äußerer sozialer Bedingungen möglich machen.

Im Hinblick auf das Ganze dieser Entwicklung ist unverkennbar die Ständescheidung nicht bloß in jeder ihrer Phasen ein treuer Ausdruck des geistigen Zustandes der Gemeinschaft, sondern jede dieser Phasen ist zugleich die notwendige Vorstufe zur folgenden, zu der sie bereits die triebkräftigen Keime in sich trägt. Wie das gesellige Zusammenleben der Berufsgenossen den Verein

oder, wo zugleich wichtige äußere Lebensinteressen hinzukommen, die Korporation aus sich entspringen läßt, so zersprengt nicht minder der zunehmende Einfluß der Ungleichheit des Besitzes wieder die Bande der Korporation. Gleichwohl hat diese in der Zeit ihres Bestehens die Gemeinschaftstriebe zu neuen Bildungen vorbereitet, die sich in den späteren politischen und kommunalen Verbänden betätigen. Der allgemeine Zug dieser Entwicklung ist aber, von einer Anfangsstufe religiöser und von ihnen sich abzweigender Spiel- und Festvereine ausgehend, die teils dem freien Trieb des einzelnen entgegenkommen, teils unter dem Zwang des Herkommens stehen, allezeit auf die weitere Aufnahme der in der Entwicklung der Kultur neu hinzukommenden Lebensinteressen gerichtet. Führt dieser Prozeß zur Neubildung sozialer Verbände, so legen nun diese zumeist den gleichen Weg von einer zunächst freien Vereinigung zum Zwang einer durch Tradition befestigten Ordnung zurück, bis auch hier abermals neue Motive diesen Zwang beseitigen. Dabei greift in diese Entwicklung die Teilnahme an den allgemeinen staatlichen Lebensinteressen entscheidend ein, so daß, wie das städtische Gemeinwesen auf die politische Bildung, so wiederum diese auf die engeren, vornehmlich in dem städtischen Leben sich betätigenden Verbände herüberwirkt.

Drei Faktoren sind es, die hier mit wechselndem Glück in den Kampf um die herrschende Stellung innerhalb der städtischen Gesellschaft eingreifen: der Besitz, der Beruf und die geistige Bildung. Indem die Bildung einen wachsenden Einfluß auf Staat und Gesellschaft gewinnt, vollbringt sie aber zugleich ihr ausgleichendes Werk. Sie schließt allmählich in der Beteiligung von Angehörigen der mannigfaltigsten Berufe an den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens und, durch diese vermittelt, am gesellschaftlichen Verkehr die Kluft, die die alten Stände voneinander trennt. Am dauerndsten hemmt der Besitz dieses ausgleichende Werk, da hier unter allen Gebieten der Rechtsordnung am schwierigsten das Privatrecht, vermöge seiner Gebundenheit an das Interesse der individuellen Persönlichkeit, mit dem allgemeinen Wandel des gesellschaftlichen Lebens Schritt zu halten oder in einer der Anhäufung übermäßigen Besitzes in einzelnen Hän-

den steuernden Gesetzgebung ein regulierendes Hilfsmittel zu gewinnen vermag, ohne damit die wirtschaftliche Kultur und durch sie die Gesamtheit zu schädigen. Dazu kommt, daß die Bildung von der individuellen Begabung und von dem Willen des einzelnen abhängt. Darum wird sich die öffentliche Fürsorge für die ausgleichende Wirkung der Bildung allezeit darauf beschränken müssen, jedem Mitglied der Gesellschaft die gleiche Bildungsmöglichkeit zu schaffen. Ob es davon Gebrauch macht, bleibt schließlich ihm selbst überlassen. Doch in dieser Beschränkung besitzt die Bildung einen einzigartigen Wert, und sie kann namentlich durch keinen jener beiden andern Faktoren, weder durch den Besitz noch durch den Beruf, ersetzt werden.

8. Zur Psychologie der Staatsformen.

a. Vom Stamm zum Staate.

Durch Wanderungen und Kämpfe sind die Stämme zu Staaten geworden. Viele dieser Wanderungen haben wohl schon zuvor in die Stammesverfassungen eingegriffen. Aber Staaten sind wahrscheinlich erst da entstanden, wo größere Stammesverbände, sei es durch andere verdrängt, sei es aus Mangel an Jagd- oder Acker- und Weidegebieten, eine neue Heimat aufsuchten. Der entscheidende Schritt zu dieser größten Umwälzung, die die Geschichte der Gesellschaft erlebt hat, bestand in der Auflösung der alten Klanverbände und in der Sonderung der aus dieser Auflösung hervorgehenden Sippen oder Großfamilien. Indem die alten Kultverbände mit ihren exogamischen Gruppen infolge der über weite Ländergebiete sich erstreckenden Volkerwanderungen zerfielen, blieb die Großfamilie mit ihrem Ältesten als eine geschlossenere Einheit zurück, die je nach Umständen Angehörige anderer Stämme in sich aufnahm. So ging durch Sonderung und Mischung aus dem Klan der auf der Blutsverwandtschaft beruhende Geschlechterverband, die Sippe, hervor. Der weitere Verband der stammverwandten Geschlechter wurde dann die Grundlage des in der neuen Siedelung entstehenden Staates. Die unter dem Antrieb beider Motive sich ausbildenden Normen, die diesen weiteren Verband zusammenhalten, sind nach

außen das gemeinsame Eintreten der stammverwandten Sippen zu Schutz und Kampf gegen fremde Stämme, nach innen die Blutrache der Sippengenossen gegenüber den Mitgliedern des gleichen Stammes. So ist der Kampf nach außen der Hauptschritt zur staatlichen Einigung; die Blutrache mit den bald sich regenden Motiven zu ihrer friedlichen Ablösung, die an die Stelle der innerhalb der Klanordnung meist noch blind wutenden Rache tritt, bildet den Anfang einer Rechtsordnung.

Bis dahin kann schon bei den kriegerischen Jägervölkern die politische Entwicklung der Geschlechterverfassungen reichen. Am sprechendsten zeigt dies der Staatenbund der Irokesen, der eigentlich nur im Krieg ein echter Staat, im Frieden aber ein Geschlechterverband ist, der noch die Formen der alten Stammesverfassung bewahrt hat. Dann ist es der Ackerbau und ihm folgend die Weidewirtschaft des Nomaden, die auch im Frieden einen engeren Zusammenschluß der Sippen erzwingen, während zugleich allmählich mit den Blutsverbänden lokale Gemeinschaften sich mischen, um, sobald sich erst das Privateigentum entwickelt hat, schließlich ganz an ihre Stelle zu treten. Der Ackerbau fordert in der ursprünglichen Form des Hackbaus oder, wie er bis in spätere Zeit in Polynesien geübt wurde, als Bearbeitung mit dem primitiven Grabstock, wenn er irgend ergiebiger werden soll, gemeinsame Arbeit. Gemeinsam ist daher der Ertrag, der an die einzelnen Familien verteilt wird: das zeigt deutlich die Geschichte des Gemeineigentums an Grund und Boden, vor allem an Wald und Wiese. Sie hat den Hirten, der ein größeres Weidegebiet nötig hat, infolge der häufigen Berührung mit fremden Stämmen im Gegensatz zu dem friedlicher gesinnten Ackerbauer und im Widerspruch mit der Idylledichtung, die die Sanftmut des gezuchteten Tieres auf den Hirten überträgt, zum Krieger und Räuber gemacht, wie ein Blick auf die oft nahe beieinander hausenden afrikanischen Hirten- und Ackerbauvölker deutlich zeigt¹⁾. In diese Aufteilung des Bodens

¹⁾ Vgl. Bd. 6², S. 181ff. Bezeichnend ist es wohl auch, daß unter den europäischen Völkern die irischen und schottischen Kelten, die durch ihre kriegerischen Neigungen sich auszeichneten, Nomaden gewesen sind. Über die Entstehung des ältesten irischen Epos aus einem Viehdiebstahl vgl. Bd. 5², S. 433.

haben dann aber die weiteren Bedingungen wesentlich eingegriffen, nach denen sich von hier aus die Entwicklung der auf der Kultur des Bodens erwachsenen Ordnungen scheidet. Da treten uns nun von fruhe an als bedeutsame Faktoren die Formen der Siedelung entgegen: die Niederlassung in Familiengemeinschaften, meist wohl zunächst in Hausgemeinschaften, in denen eine Anzahl Blutsverwandter zusammenlebt, und die Siedelung in getrennten Hutten und ihren Vereinigungen oder in Dorf- und Gaugemeinschaften. Die erste Form ist die seltenere, auch mündet sie häufig in die zweite ein oder geht in die Städtegründung über. Sie hat daher im allgemeinen den Charakter einer Anfangskultur. Für die Entstehung dieser Unterschiede ist es wohl kennzeichnend, daß die Niederlassung in Langhäusern vorzugsweise bei kriegerischen Völkern entstanden zu sein scheint, die von fruhe an mit Nachbarstämmen um die Behauptung ihres Gebietes zu kämpfen hatten, und wo daher der enge Zusammenschluß der Sippen den Schutz verstärkte. Sie ist außerdem insofern bedeutsam, als sie ein besonders deutliches Zeugnis für die Befestigung der neu entstandenen Blutsverwandtschaftsverbände bildet. Offenbar sind es aber zwei Momente, die bei beiden Formen der Siedelung auf die Entwicklung der politischen Gesellschaft einen entscheidenden Einfluß gewinnen: das eine besteht in dem Streit mit den früheren Bewohnern oder mit Nachbarstämmen um den Besitz des Bodens, das andere in der Verbindung stammverwandter, aber unabhängiger Stämme zu wechselseitigem Schutz gegen außen oder zum Kampf gegen gemeinsame Feinde. In beiden Fällen sind es zwei aus den natürlichen Bedingungen des Zusammenlebens entsprungene Einrichtungen, die sich aus der vormaligen Klanverfassung in den neuen Sippenverband herüberretten: die Häuptlingschaft und der Einfluß älterer, erfahrener Genossen, der sich als der »Rat der Alten« in die neue, auf den Geschlechterverband gegründete Gemeinschaft fortsetzt. Indem sich beide Einrichtungen unter der Wirkung des sesshaft gewordenen Lebens befestigen, entwickelt sich zugleich ein Gegenspiel von Kräften, in welchem je nach den sonstigen Bedingungen entweder die Macht des obersten Stammeshäuptlings oder die der Sippenältesten obsiegt. Geschieht das erste, so befestigt sich allmählich ein erbliches Königtum; be-

hauptet sich der Rat der Geschlechter, so bleibt der König ein *Primus inter pares* und wird mit der Zeit durch ein von den Ältesten gewähltes Beamtentum ersetzt. An dessen Spitze stehen — ein deutlicher Hinweis auf die Bedeutung, die der Krieg für die Entwicklung der politischen Gesellschaft hat — die Heerführer, diese, im Gegensatz zu dem eigentlichen Königtum, das die Einheit der Person fordert, zuweilen in der Zweizahl: so in Sparta, Athen, Rom und bei den Irokesen Nordamerikas.

Als unterstützende Bedingungen treten nun zu diesen beiden Faktoren der politischen Entwicklung, der Häuptlingschaft und dem Rat der Sippenältesten, die Formen der Siedelung, die ihrerseits wieder teils von den örtlichen Bedingungen, teils von den mitgebrachten Kulturanlagen abhängen. Ein im Kampf mit umgebenden feindlichen Stämmen geweckter kriegerischer Sinn zusammen mit der Beschränktheit des Siedelungsgebietes, wie sie unter anderm durch den Zug in die Nähe der Flüsse und Meere bedingt sein kann, drängt zur engeren Siedelung in einer Stadt, die entweder, wie bei den nordamerikanischen Langhausniederlassungen, ergiebige Jagdgebiete in ihrer unmittelbaren Umgebung vorfindet oder, wie bei den antiken Stadtstaaten, rings um die Stadt fruchtbares Ackerland und womöglich nicht allzufern dem Handelsverkehr zu Wasser die Wege bietet. So sind es trotz der abweichenden Kulturbedingungen hier wie dort übereinstimmende Motive gewesen, aus denen der Stadtstaat hervorwuchs oder, wie in Rom, wo dereinst in ältester Zeit sogar das Großfamilienhaus wahrscheinlich bestanden hat, zusammenwuchs. Das rege Leben, der enger zusammengedrückte Wettstreit der Geschlechter und vollends der in den antiken Stadtstaaten früh einsetzende Kampf der Stände vereitelten die volle Entwicklung der alten Häuptlingschaft zum Königtum und erhoben dagegen den Rat der Alten, in Rom den Senat, bei den Irokesen die aus der alten Stammesverfassung übernommenen Sachems im Frieden, die beiden Kriegshäuptlinge im Krieg zur Herrschaft. Drängt der Stadtstaat das Königtum zurück, so liegt nun in jenem zweiten aus der Stammesverfassung übernommenen Faktor, dem Rat der Alten, der Keim zu einer Teilung der Macht des Staates in verschiedene Beamten-schaften, die den einzelnen Gebieten der Staatsordnung zugeteilt

sind, und in deren Einsetzung die Gliederung des staatlichen Lebens zu klarem Ausdruck kommt. So sind es denn auch die antiken Stadtstaaten, in denen zum erstenmal unter der Führung der griechischen Philosophen die Frage nach dem Wesen des Staats und seiner Verfassung erhoben wurde. Zwar hatte es Gesetzgebungen, die das Leben des einzelnen Staatsburgers regelten, bei allen Kulturvölkern längst gegeben. Die Verordnungen der agyptischen Pharaonen und das Gesetz Hammurabis erstrecken sich über alle Gebiete des Privat- und des Strafrechts; aber einem Verfassungsgesetz begegnet man nirgends, und so wenig irgend ein Staat tatsächlich einer wenn auch noch so wandelbaren Verfassung entbehrt, so beruhen doch, bevor der im Stadtstaat erwachte Ständestreit Gesetze zu seiner Schlichtung herausfordert, die Verfassungen der Staaten ausschließlich auf überlieferten Sitten oder auf dem Willen des Herrschers. Doch der gleiche Ständestreit, der im Stadtstaat die ersten Verfassungsgesetze geschaffen, vernichtet schließlich den Stadtstaat selbst. Entweder fällt er einem ihn an Macht übertragenden Weltstaat zum Opfer, wie die griechischen Republiken, oder er wird, wie Rom, zum Zentrum eines neuen Weltstaates, und damit mündet die Entwicklung in eine bedeutsame Phase der auf dem Boden der zweiten Grundform, des Gaustaates, entstandenen Schöpfungen ein.

Den Ausgangspunkt bildet hier die dörfliche Ansiedelung, zu der die Städtebildung als eine sekundäre und für die weitere Entwicklung äußerst wichtige Erscheinung hinzutreten pflegt, aber in den einfachsten Fällen auch fehlen kann. Schon der Gegensatz dorflicher Kleinstaaten und städtereicher Weltstaaten, zwischen denen sich die hier vorkommenden Formen bewegen, zeigt, wie sehr viel mannigfaltiger diese gegenüber den in älterer und neuerer Zeit entstandenen Stadtstaaten sind. Daß auch hier Wanderungen und Kämpfe der Ansiedelung im allgemeinen vorausgingen, und daß diese mit der gemeinsamen Kultur des Bodens und stellenweise mit gemeinsamer Nomadenwirtschaft begann, macht in diesem Fall gerade die Niederlassung in Dörfern begreiflich, während der Jäger, namentlich wenn er zugleich Krieger ist, eher schon zur Städtegründung schreitet. In dieser Beziehung ist für die Anfänge

beider Entwicklungen die Vergleichung der Übergangs- und Ausgangsformen der politisch organisierten nordamerikanischen Indianer und der afrikanischen Negerstämme kennzeichnend. Die Städte sind in Afrika überall sekundäre, meist erst dem Handelsverkehr, namentlich dem Karawanenhandel ihren Ursprung verdankende Bildungen. Das aus Einzelhütten bestehende Dorf ist die normale Siedelung des Afrikaners. Die Einzelhütte herrscht so sehr, daß der wohlhabendere Neger, namentlich der Hauptling, selbst für seine Frauen, sein Vieh und seine Vorräte besondere Hutten baut. Als nächstes Motiv für diese Siedelungsweise wird man sicherlich dasselbe anzunehmen haben, das noch heute den Bauer veranlaßt, im Dorf und nicht in der Stadt zu leben. Aber so lange die Städte klein sind, wie etwa Athen und Sparta, ist das kein zwingender Grund: in diesem Fall kann der Bauer auch im nächsten Umkreis der Stadt teils sich selbst niederlassen, teils seine Äcker bestellen, sobald ihn andere Gründe veranlassen, den Schutz der Stadt aufzusuchen. Solange dagegen der Ackerbau die vorwiegende Beschäftigung ist, liegt, wenn das Dorf für sich allein oder in Verbindung mit einigen benachbarten Dörfern dem Schutzbedürfnis genügt, kein Grund vor, diese für den Ackerbau angemessenste Siedelung zu verlassen. Gleichwohl kommen offenbar noch weitere Motive zu Hilfe, die in Charakter und Sitte der Bewohner ihre Quellen haben. Der Sinn für Erwerb, der den Handelsgeist des Afrikaners beseelt, hat ungewöhnlich früh schon bei ihm die Aufteilung des Bodens zu Privateigentum eintreten lassen, und der gleiche Eigentums- und Handelstrieb hat die Sklaverei zu einer längst in Afrika heimischen Einrichtung gemacht. Die Übertragung der Macht des Besitzers über Sklaven und Frauen auf die Untertanen und ihr Eigentum vollzog sich hier widerstandslos, und mochte auch in den despotischen Reichen der Sklavenküste, allen voran in dem beruchtigten Dahomey, die allgemeine Sklaverei auf die Spitze getrieben sein, viele der kleineren Negerstaaten blieben nicht allzu weit dahinter zurück. Indem so die Idee des Besitzes das Verhältnis des Herrschers zu seinen Untertanen bestimmte, wurde aber der Trieb nach Vermehrung dieses Eigentums lebendig: der Gewaltstaat entwickelte sich aus diesem Trieb heraus zum Eroberungsstaat, und die

Sklavenjagden auf benachbarten Territorien, zuerst zum Zweck der eigenen Nutzung, später zum Verkauf an auswärtige Händler unternommen, bildeten einen stets bereitliegenden Anlaß zu Kriegszügen, für die dem Herrscher neben einem stehenden Heer seine gesamte Untertanenschaft als Miliz zur Verfügung stand. Daraus wird auch alsbald verständlich, daß unweit dieser Despotien der Goldküste Staaten entstanden sind, die im Gegensatz dazu den Charakter beschränkter Monarchien besitzen. So wird Deutsch-Togo von einem König regiert, der von den Häuptlingen der einzelnen Landesteile zwar in der Regel aus derselben Familie gewählt wird, aber rechtlich doch an diese Wahl gebunden ist, wie er denn auch in seinen wichtigeren Regierungshandlungen der Zustimmung dieser Dorfhäuptlinge bedarf¹⁾. Nun ist das Königtum in diesen Gebieten offenbar eine spätere Erscheinung, die, wie sie noch heute durch Wahl der Dorfhäuptlinge aufrechterhalten wird, so aus der verträglichsten Unterordnung unter einen der ihren hervorgegangen ist. Man wird darum schwerlich fehlgehen, wenn man annimmt, daß dieser Zusammenschluß vor allem dem Schutz nach außen, vielleicht gegen das nahe kriegeische Dahomey, dienen sollte. So fehlt hier neben dem Gewaltstaat auch die Form eines Verfassungsstaats nicht. Doch gerade das dem letzteren zugrunde liegende Motiv des Schutzes spricht dafür, daß der Gewaltstaat durch das ihm innewohnende Streben nach Unterwerfung seiner Nachbarstämme die primäre Form gewesen ist. In jenem Schutzvertrag, den die Häuptlinge des Landes zur Abwehr solcher Vergewaltigung geschlossen haben mögen, liegt übrigens zugleich die ursprünglichste Form eines Lehnungsvertrags vor, wie er noch bis tief in das Mittelalter mannigfach, als freiwillige Unterordnung des Vasallen zum Zweck des eigenen Schutzes und mit der Verpflichtung des Tributs oder der Heeresfolge gegenüber dem Lehnsherrn, vorkam.

Diese Kulturverhältnisse der Sudan- und Bantustämme, die noch verhältnismäßig klar zu durchschauen sind, wird man als die einfachen Vorstufen betrachten dürfen, denen analog die Anfänge der großen Reiche der altorientalischen Welt zu denken sind, die sich im Laufe einer langen Zeit aus vielen kleineren zu mächtigen

¹⁾ J. Spieth, Die Ewestämme, 1906, S. 102ff.

Staatengebilden entwickelten. Am deutlichsten hat wohl die Spuren einer solchen Bildungsweise das Reich der Pharaonen bewahrt. Hier ist das noch in geschichtliche Zeit fallende Zusammenwachsen des Gesamtstaats aus einer nördlichen und einer südlichen Hälfte nur der letzte Akt einer Kette vorgeschichtlicher Vorgänge, bei denen ein kriegerischer Stamm andere sich unterwarf und sich mit diesen teils zu wechselseitigem Schutz, teils zu ähnlichen Unternehmungen verband, um schließlich doch einem mächtigeren Nachbarn oder einem aus der Ferne kommenden Eroberer zum Opfer zu fallen. Unmöglich kann man sich solche umfassendere Eroberungen anders denn als relativ späte Resultanten vor- oder außergeschichtlicher Vorgänge denken, wie sie uns bei den afrikanischen Halbkulturvölkern in ihren leichter zu deutenden einfacheren Formen in größere Nahe gerückt sind. Gerade Ägypten bietet aber zugleich ein besonders deutliches Beispiel für die auch hier den psychischen Resultanten eigene Gesetzmäßigkeit, daß die Neubildungen vorangehende einfachere Bildungen voraussetzen, mit denen sie, wenn selbst äußerlich verschieden, doch in ihren Grundmotiven übereinstimmen. So ist jedem der großen Weltreiche, auch wenn es scheinbar fertig in die Geschichte eintritt, der Ursprung aus dem Eroberungsstaat an die Stirne geschrieben, und an Schutzverbänden gegen den Stärkeren fehlt es unter diesen Verhältnissen ebensowenig wie an Formen der Unterordnung des Schwächeren, die vertrags- und verfassungsmaße Einrichtungen herbeiführen, mit denen sich dann weiterhin innerhalb des Einzelstaats Teilungen und Beschränkungen der Herrschergewalt verbinden. Sind in dem heutigen Negerstaat das Streben nach Macht und Besitz als innere, Polygamie und Sklaverei als äußere Motive die Grundlagen der despotischen Herrschergewalt, so war dazu in Ägypten als ein weiteres inneres Motiv der das Leben beherrschende Göttermythos und, ihm entsprechend, als äußeres die Erhebung des Königs zum Gott getreten. Kennt der Negerstaat bereits den Lehnvertrag durch freiwillige Unterordnung des zuvor selbständigen Häuptlings, so kommen bei den späteren Staaten dazu die Belassung der unterworfenen Gaufürsten im Lehnbesitz ihres Landes und die Belehnung der Vornehmen und Beamten mit eroberten Gebieten. So entstehen schon auf jener Anfangs-

stufe staatlicher Ordnung drei Formen des Staates: der Gewaltstaat, der Lehnstaat und der Rechtsstaat. Der Lehn- oder Feudalstaat entsteht aus dem Gewaltstaat in der Form des Geschenks, wenn der unumschränkte Herr eines Gebiets Ländereien unter seine Gefolgsleute zu selbständigem Besitz verteilt, oder in der Form des Zwangsvertrags, wenn er bei Aneignung neuer Gebiete deren frühere Besitzer in abhängige Fürsten umwandelt. Zu beiden Formen kommt dann als dritte die des freiwilligen Schutzvertrags. Sie ist im allgemeinen die spätere, reicht aber doch zum Teil, wie die angeführten afrikanischen Beispiele zeigen, schon in ziemlich frühe Anfänge staatlicher Entwicklung zurück.

Geht in diesem letzteren Fall der Vertrag als wechselseitige Verpflichtung dem Lehnverhältnis voraus, so wird nun dieses Verhältnis auch in allen anderen Fällen durch sich selbst zur vertragsmäßigen Bindung, da der Lehnsherr dem Vasallen für die Leistungen, zu denen sich dieser verpflichtet, Rechte einräumt. Ist der Landesherr oberster Lehnsherr, so erwacht daraus unmittelbar eine Beschränkung der Monarchie. Je nach dem Verhältnis der Pflichten, die der Vasall übernimmt, zu den Rechten, die er gewinnt, kann aber dabei seine Stellung bald mehr die eines höheren Dieners, bald die eines wenig beschränkten selbständigen Herrn sein, der in den typischen Fällen, in denen die Heeresordnung die Grundlage des Lehnverhältnisses bildet, bloß zu einer, oft dazu noch begrenzten Heeresfolge verpflichtet ist. Indem sich so das Lehnssystem nach divergierenden Richtungen entwickelt, vollzieht sich jedoch zugleich seine Auflösung. Die kleinen Vasallen verlieren ihre Selbständigkeit. Sie übernehmen teils die Stellung eines höheren Beamtentums, teils die eines bevorrechteten Adels. Die mächtigeren Vasallen begründen entweder selbständige Staatswesen, oder ihre Macht wird gebrochen, und es kann nun kommen, daß sich über den Trümmern der alten Feudalverfassung eine absolute Alleinherrschaft wiederherstellt.

Ist so nach den Spuren, die zum Teil bis zu den Staatenbildungen der Halbkulturvölker zurückreichen, das Lehnswesen eine natürliche Weiterbildung der Häuptlingschaft und des aus dieser entsprungenen Königtums, durch die dieses mehr und mehr seine ursprüngliche Macht beschränkt, so geht nun aber ander-

seits das Lehnssystem selbst unter dem Einfluß der an die Entwicklung des Eigentums, an Städtegründung und Ständescheidung gebundenen Kulturbedingungen seiner allmählichen Auflösung entgegen. Denn indem diese Bedingungen neue Formen politischer Pflichten und Rechte von umfassenderer Bedeutung hervorbringen, beseitigen sie allmählich die persönlich beschränkten des Lehnungsvertrags. Dabei greifen Vorgänge in die nun beginnende Entwicklung ein, die ihrerseits auf uralte bereits in den Anfängen der politischen Gesellschaft wirksame Motive zurückgehen. Ein solches Motiv ist das Geschenk, das der über einen größeren Besitz verfügende Untertan dem Häuptling darbringt, um sich dessen Schutz zu sichern. Aus diesem als Geschenk gespendeten Tribut hat sich auch der Lehnvertrag entwickelt, nur daß bei ihm an die Stelle des Tributs an Lebensmitteln oder Geld unter dem Einfluß eines kriegerischen Lebens die persönliche Hilfeleistung in der Form der kriegerischen Gefolgschaft getreten ist. Neben diesen bei kriegerischen Stämmen schon früh sich bildenden Anfängen eines Vasallentums kann für den Untertan im allgemeinen jene wahrscheinlich ältere Form des Tributs, das den Schutz des Häuptlings erkaufende Geschenk, bestehen bleiben. Seine Abwandlung nimmt dann in dieser tributären Verwendung im ganzen den gleichen Verlauf, den in anderen Fällen das Geschenk in seiner den Kauf vorbereitenden Form nimmt. So hat sich besonders bei afrikanischen Stämmen das ursprünglich freiwillige Geschenk an den Häuptling zu einer Art regelmäßiger Steuer entwickelt, ähnlich wie das Gastgeschenk, das der Negerhäuptling von dem durchreisenden Fremden fordert und gegen das er ihm als Gegengeschenk Schutz und Unterhalt gewährt, in der Regel zu einer festen oder bisweilen auch willkürlich zu steigenden Taxe geworden ist. Diese Erscheinungen sind bereits primitive Vorbilder jener andern, die uns unter der Wirkung einer gesteigerten wirtschaftlichen und politischen Kultur in der Steuer entgegentreten, die dem Landesherrn gespendet wird. Infolge des auf dieser höheren Stufe der Kultur gesteigerten Selbstgefühls der solchen Tribut leistenden Bevölkerungsgruppen sowie ihrer zunehmenden Bedürfnisse knüpfen sich dann aber an die Leistung des Tributs zugleich Forderungen bestimmter Gegenleistung-

gen. Solche Forderungen regen sich am frühesten in den Städten, hierauf bemächtigen sie sich des über das Land verbreiteten freien Bauernstandes, und zu Stadt und Land tritt der Einzelhof mit dem in seinen patrimonialen Gerechtsamen noch in die Feudalzeit hineinreichenden, als Großgrundbesitzer aber den produktiven Ständen sich anreihenden Edelmann. So entwickelt sich aus den Resten der Feudalverfassung und aus den neuen Ständebildungen, den Feudalstaat allmählich verdrängend, der ständische Staat. In erster Linie ist es die Stadt, die sich hier als Staat im kleinen berechtigt fühlt, die Beisteuer, die sie dem Herrscher und seiner Regierung zur Bestreitung der staatlichen Bedürfnisse leistet, an Bedingungen zu knüpfen, die ihr selbst einen Einfluß auf die Regierung gewähren. Von dem städtischen Bürgertum ausgehend verbreitet sich nun die Forderung nach einer rechtlichen Feststellung der staatlichen Leistungen und Gegenleistungen in dem Maße über die weiteren Bevölkerungskreise, als diese ebenfalls aus der Gebundenheit des Feudalsystems heraustreten. War der Lehnsvvertrag von Fall zu Fall in wechselnden Formen geschlossen worden, so streben nun die ständischen Verbände umgekehrt nach einer allgemeinen Regelung der Verhältnisse. Zunächst entstehen geordnete Vereinbarungen einzelner korporativer Verbände mit den Trägern der Regierungsgewalt. Ihnen folgt auch hier ein Streit der Stände um das Maß der Rechte, die den einzelnen für die von ihnen übernommenen Leistungen zustehen, und schließlich die Beilegung dieses Streits durch eine allgemeine Rechtsordnung. So führt der Ständestaat zum Rechtsstaat. Was das abstrakte Naturrecht zum Anfang des Staats überhaupt macht, das ist in Wahrheit das Werk des Ständestaats, der damit freilich die in ihn hereinreichenden Vorrechte des Feudalsystems noch nicht beseitigt, der aber diese Beseitigung vorbereitet. Noch ist es der Ständestaat selbst, der die Erreichung dieses Zieles hindert, indem zunächst unter der Nachwirkung der vorangegangenen Feudalzeit die verschiedenen Stände verschiedene Rechte beanspruchen. So bildet vor allem der Adel, der die Traditionen des feudalen Fürsten- und Rittertums fortsetzt, den über allen andern bevorzugten Stand. Ihm stellt sich unter dem Einfluß der Kirche in den christlichen

Ländern des Abendlandes der geistliche Stand als ein nächst oder, nach manchen Auffassungen, gleich bevorrechteter gegenüber. Zu ihnen tritt als ein mehr und mehr zu gleichen Rechten emporstrebender der Bürgerstand der Städte. Was den vergänglichen Übergangscharakter dieses Ständestaats vor allem kennzeichnet, das ist aber die Stellung desjenigen Standes, der in den Anfängen der politischen Gesellschaft der Hauptträger des Staates selbst ist: des Bauernstandes. Nach jenen Wanderungen und Siedelungen, die den Anfang der geschichtlichen Kultur bilden, ist jeder freie Mann Bauer und Krieger zugleich, und da der Ackerbau dem Staat seinen dauernden Bestand gibt, so ist ein wehrfähiger Bauernstand der herrschende Stand. Früh schon hat in dieses ursprüngliche politische System die Entstehung der Sklaven und Hörigen und die Überlassung der Ackerarbeit an sie Bresche geschlagen. Von hier aus ging dann der Stadtstaat seine eigenen Wege. Der Freie siedelte sich in der Stadt an und ließ seine außerhalb liegenden Äcker durch seine Sklaven besorgen. So wurde, wie zuvor das wehrhafte Bauerntum, so ein wehrhaftes städtisches Bürgertum der herrschende Stand. Anders, wo sich der Staat aus einem Verband von Gaustaaten entwickelte. Hier wurde ein kriegerischer Adel, der sich mit seinen Gefolgsleuten um den Landesherrn sammelte, der herrschende Stand, neben dem das einstige freie Bauerntum zumeist ebenfalls durch Hörige oder Sklaven verdrängt wurde, in der Stadt aber ein freies Bürgertum sich bildete. So wurde hier der doppelte Kampf dieses städtischen Bürgertums mit dem ländlichen und städtischen Adel um die Teilnahme an der politischen Gewalt der Ausgangspunkt jener Entwicklung des Feudalstaats zum Ständestaat, die schließlich zum modernen Verfassungsstaat geführt hat.

Wie der Feudalstaat, so führte nun aber auch der Ständestaat über sich selbst hinaus. Zwar ließ er an die Stelle der zahllosen Sonderrechte des ersteren eine allgemeine Rechtsordnung treten, aber noch bestanden neben ihr zahlreiche alte Feudalrechte fort, und sie selbst gliederte sich zu einem großen Teil in eine Reihe von Standesvorrechten. Darum bestand die weitere Entwicklung des Ständestaats vornehmlich in einem Streit der Stände um die Er-

ringung einer Gleichheit politischer Rechte, die schließlich alle Vorrechte, damit aber auch den Ständestaat selbst zu beseitigen strebte. Denn in dem endgültigen Rechtsstaat bleibt an der Stelle der Vielheit der Stände nur ein einziger Stand bestehen, der des Staatsbürgers. Es ist ein bedeutsames Zeugnis für die führende Rolle, die in diesem politischen Ständestreit der Bürgerstand in dem vorangegangenen, auf die Gleichheit der kommunalen Rechte ausgehenden Streit der Stadtbürger gespielt hat, daß gerade der Name des Bürgers diesen Begriff des Staatsbürgers erzeugte, der alle Stände unter dem Gesichtspunkt der politischen Rechtsgleichheit umfaßt. Zugleich geht aber damit der Begriff des Staatsbürgers schließlich auch über diese Grenze hinaus. Er nimmt nicht nur die alten Stände in sich auf, sondern er überwindet selbst den uralten Gegensatz von Herrscher und Untertan: beide ordnen sich dem Begriff des Staatsbürgers unter. Im Hinblick auf die Rechtsordnung, die, über beiden stehend, jedem seine politischen Rechte und Pflichten zuteilt, ist im allgemeinsten Sinne jeder Staatsbürger, welche Stellung er sonst auch in der Gemeinschaft einnehmen möge, Untertan und Regent des Staates zugleich. In diesem Sinne hat sich Friedrich der Große den ersten Diener des Staates genannt, und dem entsprechend hat der moderne Staat für die Beamten, denen die besondere Wahrung der staatlichen Interessen anvertraut ist, den unter der absoluten Monarchie gebrauchten Namen „Diener des Königs“ durch den des „Staatsdieners“ ersetzt. Auf der andern Seite ist schon in der Zeit des Feudal- und des Ständestaats als eines der frühesten Zeichen des beginnenden Ständestreits die Forderung einer Umkehrung des Prinzips der absoluten Monarchie entstanden. Ist nach dieser das Land Eigentum des Herrschers, so gilt nunmehr in dem geordneten Rechtsstaat die Gesamtheit der Staatsbürger als dessen Beherrscher. In diesem Sinne tritt hier der Idee des Regenten als des Dieners die andere des Volkes als die des wahren Regenten im Staate in dem Begriff der „Volkssouveränität“ ergänzend zur Seite. Dieses Wort, das vornehmlich vom Beginn des 17. Jahrhunderts an in die Staatslehre eintritt, und das nicht den Staat, sondern das im Staat geeinte Volk selbst als den Träger der Herrschaft hin-

stellt, bringt aber deutlich zugleich den Einfluß zur Geltung, den bei der Umwandlung des Untertanentums in das Staatsbürgertum in Anlehnung an das römische Recht der *privatrechtliche* Begriff der Rechtsgleichheit ausgeübt hat. In Wirklichkeit hat der Begriff der Volkssouveränität nur eine ideelle Bedeutung, indem er diejenige Form der Staatssouveränität bezeichnet, bei welcher der Staatswille übereinstimmend mit dem Volkswillen gedacht werden kann. Der eigentliche Träger der Souveränität ist und bleibt auch hier der Staat, als der Inhaber der nun nicht mehr von Einzelnen oder von einzelnen Ständen, sondern von der Rechtsordnung des Staates selbst ausgeübten Herrschaft, in welcher damit außerdem die Überordnung des öffentlichen Rechts über alle Privatrechte begründet ist.

b Wandlungen und Mischungen der Staatsformen.
(Monarchie, Oligarchie, Demokratie)

Als Plato dem in seinem »Staat« entworfenen Ideal später ein den unvollkommeneren Formen der Gesellschaft angepaßtes Bild in seinen »Gesetzen« an die Seite stellte, meinte er, die richtige Staatsform sei eine Mischung aus der Monarchie der Perser und aus der Demokratie der Athener (Plato Leg. VI, 756, 770). So entstand die bekannte Dreiteilung der Staatsformen in Monarchie, Oligarchie und Demokratie, unter denen Plato die Oligarchie als eine solche richtige Mischung ansah. Aristoteles nahm diese Einteilung auf, erweiterte sie aber, indem er bei jeder eine gute und eine schlechte Form unterschied: *Basileia* und *Tyrannis*, *Aristokratie* und *Oligarchie*, *Politeia* und *Demokratie*. Damit hat der große Systematiker auch für den Staat ein vollständiges System von Kategorien nach dem Muster so mancher anderer seines philosophischen Systems gewonnen (Pol. VI).

Nächst seiner Logik ist vielleicht keines der Werke des Aristoteles so einflußreich gewesen wie seine Politik. Das in ihr aufgestellte Schema der Verfassungsformen empfahl sich hauptsächlich durch zwei Eigenschaften. Erstens bot es in der Unterscheidung der Herrschaft eines Einzigen, Einiger oder einer Vielheit leicht erkennbare und überall anwendbare deskriptive Merkmale. Zweitens befriedigte

die Einteilung bis zu einem gewissen Grade den Wunsch nach einem genetischen Verständnis, indem Aristoteles diese Formen zugleich in eine Entwicklungsfolge brachte, da nach ihm die Herrschaft allmählich von Einem auf Mehrere und schließlich auf die Gesamtheit übergehen sollte. Diesen Entwicklungsgedanken nahm dann Polybios, wahrscheinlich im Anschluß an stoische Vorbilder, (im 2. Jahrh. vor Chr.) auf und fuhrte ihn im 6. Buch seiner Historien weiter aus. Er nahm an, jede folgende Stufe gehe durch eine Entartung der vorangegangenen aus dieser hervor. Auf solche Weise erhielt er ein sechsgliedriges Schema, in welchem die guten und die schlechten Verfassungen Platz fanden. Das natürliche, der väterlichen Gewalt analoge Königtum bildet den Anfang. Dieses führt, indem nicht mehr, wie anfänglich, das Verdienst, sondern die Erbfolge den Königsrang erwirbt, zum Mißbrauch der Gewalt, zur Tyrannis. Zu ihrem Sturz verbinden sich dann die edelsten Geschlechter: so entsteht die Aristokratie. Auch sie entartet allmählich in den Nachkommen und wird zur ungerechten Oligarchie. Das Volk, der Bedrückung müde, verjagt hierauf die Inhaber der Gewalt und bemächtigt sich dieser selbst: so entsteht endlich die Demokratie. Doch auch in dieser gewinnen diejenigen das Übergewicht, die den schlechten Leidenschaften der Menge schmeicheln. Damit geht die Demokratie durch das Stadium der Pobelherrschaft (Ochlokratie) wieder in die Einzelherrschaft in der Form der Tyrannis über. Dies ist nach Polybios die Ordnung der Natur, vermöge deren die Verfassungen sich ändern und wieder in sich selber zurückkehren. »Wer dieses Gesetz erkannt hat, der kann«, wie er meint, »vielleicht in der Zeit irren, wo sich eine künftige Umwälzung vollzieht, über diese selbst aber kann er sich nicht irren«. Die gleiche Theorie von dem zyklischen Verlauf der Staatsformen ist den politischen Schriftstellern der Renaissancezeit eine gelaufene Anschauung, und in etwas gemilderter Gestalt kehrt sie noch in Werken der neuesten Zeit wieder¹⁾.

Nun kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es der griechische Stadtstaat war, den Aristoteles im Auge hatte, daher denn auch schon das dreigliedrige Platonische Schema um so unzulänglicher

¹⁾ Vgl. z. B. W. Roscher, Politik, 1892, S. 1 ff.

wird, je weiter man über dessen Grenzen hinausgeht. Zugleich ist es aber bemerkenswert, daß sich die wirkliche politische Entwicklung, wenn man jenes dreigliedrige Schema auf sie anwendet, nahezu umgekehrt verläuft wie die Theorie des Polybios, während zugleich jede der drei Formen eine Anzahl typischer Unterschiede bietet, die ebenso viele teils nebeneinander hergehende teils nacheinander kommende Erzeugnisse der politischen Gesellschaft darstellen.

In erster Linie gilt dies von der Monarchie. Die Gründung der Stadtstaaten zeigt sie uns als eine frühe Schöpfung der politischen Besiedelung eines neugewonnenen Bodens. Der König, der Führer auf der Wanderung und im Kampf um die Besetzung des neuen Landes, ist der Nachfolger des Stammeshäuptlings. Aber ist die Stadt gegründet, so regt sich unter den angesehenen Geschlechtern das Streben nach Beteiligung an der Herrschaft, und es tritt in merkwürdiger Übereinstimmung in Rom wie in den zahlreichen griechischen Staaten eine aristokratische Herrschaft an die Stelle. Hier hat Aristoteles, der gründliche Erforscher der griechischen Kleinstaaten, den Verlauf treffend geschildert. Dabei aber ist es bedeutsam, daß der Basileus, nachdem er seine politische Macht eingebüßt, zuerst noch längere Zeit das Amt als priesterliche Würde bekleidet, in analoger Weise wie die alten Geschlechterverbände, nachdem sie ihre politische Bedeutung verloren, als Kultgenossenschaften fortbestehen. Ganz anders, wo die politische Entwicklung von einem Gaufürstentum ausgeht. Hier pflegt das Häuptlings- oder Königtum fortan den Zusammenhalt der Gaugenossen zu vermitteln, und mannigfache Motive wirken nun dahin, den Staat, ungehemmt durch widerstrebende Kräfte, zu erweitern und seine Macht zu verstärken. Bei den afrikanischen Ackerbauvölkern sind es erbeutete Sklaven, die dem Ackerbauer seine Arbeit leisten und sein Gebiet erweitern helfen. Indem er seinen Besitz vergrößert, unterwirft der Mächtigere den schwächeren Nachbar. So entstehen schließlich größere despotische Reiche. Gleichzeitig bildet sich eine umfassende Himmelsmythologie, und mit ihr tritt neben das Streben um Landbesitz der Gedanke eines Weltstaates. Er ist es, der den Großkönig der vorderasiatischen

Reiche zum Herrscher der »vier Weltteile«, zum Gott oder Sohn des obersten Gottes auf Erden erhebt. Das ist der Gottesstaat, der den gewaltigen Streit der orientalischen Reiche um ihre Oberherrschaft entfacht und bis auf Alexander den Großen, die Ptolemaer und Seleukiden und endlich auf die römischen Imperatoren sich fortsetzt. Dabei wandelt sich aber zugleich diese göttliche Würde. Der Vater Zeus und der Gott Jupiter, der schon im Namen den Charakter des Vaters an sich trägt, läßt den Kaiser den Titel des »Pater patriae« annehmen: Nero nennt sich mit ihm so gut wie Hadrian und die Antonine. So sind es drei Phasen, die mit der Erweiterung des Weltreiches durchlaufen werden: zuerst ist das Verhältnis des Herrschers zum Untertanen das des Herrn zum Sklaven, dann wird es das des Gottes zum Menschen, zuletzt geht es außerdem in das des Vaters zur Familie über. Die römischen Imperatoren haben die beiden letzten und zuzeiten auch das erste Prädikat sich angeeignet; weniger konstant haben sie den Imperatorentitel angenommen: er fällt aus der Reihe, da er nur eine einzelne Seite der kaiserlichen Macht, die Führung des Heeres, zum Ausdruck bringt. So ist es sicherlich nicht ein einziges Motiv, etwa die unersättliche Herrschgier der Eroberer oder das Streben nach Landbesitz und Ausbeutung der Provinzen gewesen, aus denen die großen Weltreiche entsprungen sind, sondern jene sozialen und religiösen Triebe, die ebenso den Ereignissen vorausgingen, wie sie ihnen als steigernde Wirkungen nachfolgten, haben als entscheidende Faktoren in diese Entwicklung eingegriffen. Zugleich ist es aber die innige Verschmelzung aller dieser Motive, die das übermenschliche Selbstbewußtsein der Herrscher wie die selbstverständliche Demütigung der Beherrschten erzeugte. Beide äußern sich noch in den mannigfachsten Formen des Lebens. So gilt in diesen Reichen der Beamte offiziell als der persönliche Diener seines Herrn. Er heißt nicht nach seinem wirklichen Amt, sondern meist nach einem persönlichen Dienst oder er trägt einen Freundschaftsnamen: so in Ägypten der »Bewahrer des Silberschatzes«, der »Getreideaufseher«, der »Kleiderbewahrer« oder auch der »nächste Freund des Pharao« usw.¹⁾.

¹⁾ H. Barth (Reisen und Entdeckungen in Nord- und Zentralafrika, 1849 bis 1855, III, S. 517) teilt in seiner Schilderung von Wadai ähnliche Titulaturen

Häufig aber bekleidet er nicht einmal seine wirklichen Ämter, sondern er stellt für diese wieder eine Anzahl von Unterbeamten an. Doch auch diese Beamtenherrschaft macht die einheitliche Leitung eines Reichs unmöglich. Den Gaufürsten und Statthaltern des Herrschers bleibt die Verwaltung im einzelnen überlassen. Das Weltreich zerfällt durch seine eigene Größe.

Hier schließt sich nun dem Königtum der beginnenden politischen Entwicklung und dem Gotteskönigtum der Weltreiche eine dritte Form der Monarchie an: die Selbstbeschränkung des Herrschers durch das Lehnswesen oder der Feudalstaat. Seine Bedeutung liegt wesentlich darin, daß er die ursprünglichste Form einer beschränkten Monarchie ist. Der Herrscher und sein Vasall verpflichten und beschränken sich wechselseitig. Obgleich dem Namen nach eine mittelalterliche Bildung, ist das Vasallentum der Sache nach, in der Verpflichtung des Freien zur Hilfe im Krieg und in der von dem Herrscher als Gegenleistung gewährten Ausstattung mit Land oder sonstigen Gütern und Rechten, weit älter. Es begegnet uns schon unter relativ primitiven Verhältnissen in Beispielen afrikanischer Staatenbündnisse (S. 298), nicht minder in den Beziehungen der Gaufürsten und Statthalter der Provinzen orientalischer Weltreiche zu den Großkönigen, denen sie tribut- und militärpflichtig sind. Die kriegerischen Zustände des Mittelalters haben nur dieses uralte Vasallentum reicher gestaltet und ihm durch die religiöse Weihe, mit der sie es umgaben, eine besondere Festigkeit gegeben. Der Treuschwur, den der Vasall dem Lehnsherrn leistet, bindet ihn ebenso, wie er diesen gegenüber jenem verpflichtet. So ist dieses Verhältnis namentlich in der älteren Zeit auf die Heiligkeit der Kriegsgenossenschaft gegründet. Darin wurzelt zugleich die eigentümliche Wucherung, die das kriegerische Vasallentum zeigt, durch die es aber auch im Laufe der Zeit seine Bedeutung wandelt. Indem es in den mächtigeren Vasallen den Trieb zur Verselbständigung weckt, treibt es diese an, selbst Vasallen zu gewinnen. Sie lösen sich daher bei wachsender Macht aus dem größeren Reich, dem sie angehören, und errichten auf ihren Gebieten eine unabhängige Monarchie.

mit, die noch zur Zeit seiner Reise für den mohammedanischen Statthalter gebraucht wurden.

Teils in der Ausstattung mit Lehnsgutern an das Vasallentum gebunden, teils als unabhängiger Faktor, hier namentlich ausgehend von der wachsenden Macht der Städte, greift sodann die Ausbildung der Besitzverhältnisse beschränkend in die weiteren Gestaltungen der Monarchie ein. Die Entwicklung des Einzeleigentums begünstigt von fruhe an die Anhäufung namentlich von Landbesitz in einzelnen Händen. Hinter dem Großgrundbesitzer steht aber die Masse seiner Hörigen, über die er die Jurisdiktion als sein Recht übt, das sich innerhalb einer noch im Werden begriffenen Rechtsordnung auch auf die freien Leute des gleichen Landgebiets ausdehnt. Diese zuerst gewohnheitsmäßig geübte Macht wird dann allmählich, wiederum unter dem Einfluß des Lehnswesens, zum staatlich verbürgten Recht. So entsteht ein privilegierter Stand von Grundbesitzern, der auf seinem Territorium staatliche Rechte ausübt, während doch zugleich der Staat selbst durch seine Beamte seinerseits ein Oberhoheitsrecht bewahrt. Dadurch entwickelt sich der Lehnstaat zu einer doppelt beschränkten, durch private wie öffentliche Privilegien gebundenen Monarchie, die eben darum nach beiden Richtungen dem Zerfall entgegengeht, während sie sich zugleich zu einer Vorstufe der künftigen konstitutionellen Monarchie gestaltet. Auf der einen Seite tendieren das Vasallentum und der Großgrundbesitz zur Verselbstandigung, auf der andern strebt der Staat nach der Beseitigung der seine Macht beschränkenden persönlichen Privilegien. Es bildet sich zunächst ein Übergangsstadium, in welchem die absolute Monarchie wieder zur herrschenden Form wird, während die aus der Feudalzeit überkommenen privilegierten Stände erhalten bleiben, aber ihren politischen Einfluß bis auf geringe Reste verlieren. In diesen wechselnden Verhältnissen des Feudalstaats und des Standestaats ist die Monarchie der ruhende Pol geblieben, und sie hat sich gegenüber den Sonderrechten der Feudalherren als die stärkere Macht durchgesetzt. So ereignet sich mit dem Verfall dieser Übergangsformen jener Rückfall in die unumschränkte Monarchie, wie sie z. B. das Aufklärungszeitalter kennzeichnet. Doch in diesem neuen absoluten Königtum hat sich unter der Wirkung der Aufklärung, der hier auch die kirchliche Reformation zu Hilfe kommt, ein wichtiger innerer Wandel voll

zogen. Das religiöse Moment ist zurückgetreten, das politische steht im Vordergrund. Die Kirche muß auf ihren Anspruch verzichten, in weltlichen Dingen — eine letzte Erinnerung an das alte Gottkönigtum — als höchste Richterin zu gelten; in den Reihen der Philosophen und der im römischen Recht herangebildeten Juristen beginnt sich der Gedanke zu regen, daß das Volk der wahre Souverän sei. Auch der absolute König fühlt sich nicht mehr als Gott, sondern er nennt sich König »aus Gottes Gnaden«. Treffender bezeichnet aber das Wort Ludwig XIV. »l'état c'est moi« diesen Standpunkt: der Herrscher ist der Staat, weder der Sohn des Gottes noch der Vater des Vaterlandes. Doch auch das neu entstandene absolute Königtum scheitert schließlich an dem neuen Geist der Zeit und an der Unzulänglichkeit seiner Mittel, der der Reichtum der Städte und Landschaften zu Hilfe kommen muß, um den Aufwand des Staates für Krieg und Frieden zu schaffen. So bildet sich allmählich ein Vertragsverhältnis zwischen Fürst und Volk, dessen Träger hauptsächlich der in den Vordergrund tretende städtische Bürgerstand ist. Diesem modernen Verfassungsstaat reiht sich als eine Nebenform die Wahlmonarchie auf Zeit in den Präsidenten der Republiken an. Daß die moderne Republik, verschieden von den antiken Stadtstaaten, hierin an dem monarchischen Prinzip festhält, zeigt, daß auch sie eine einzelne Persönlichkeit als Repräsentanten des Staates nicht missen mochte.

Läßt sich von der Monarchie sagen, daß sie in ihren wandelbaren Gestaltungen die verbreitetste äußere Form einer Staatsverfassung ist, so ist die Oligarchie jedenfalls ihrem Wesen nach die allgemeinste. Freilich scheidet sich hier der aristotelische, wesentlich verengte Begriff von dem allgemeineren, wenn man darunter überhaupt einen Zustand versteht, in welchem die Herrschaft in den Händen Weniger liegt. Die aristotelische Oligarchie ist ausschließlich dem Stadtstaate eigen und am nächsten der Tyrannis verwandt, wie denn auch die Mitglieder einer bekannten athenischen Oligarchie die »dreißig Tyrannen« genannt wurden. Es ist der gleiche Verkehr des städtischen Lebens, der in ruhigen Zeiten die korporativen Magistrate und in politisch bewegten Zeiten eine vielkopfige Tyrannis hervorbringt, indes denselben Reibungen des nahen Ver-

kehrt das alte Königtum zum Opfer fällt. Hier hat der Staatssinn der Römer immerhin auch bei der Schaffung solcher außerordentlichen Gewalten, mochten sie nun als diktatorische oder oligarchische niedergesetzt werden, die legalen Formen gewahrt. Auf diese Weise spielt die Oligarchie des Stadtstaates wieder zwischen einer gewalttatigen und einer verfassungsmäßigen Form, wobei letztere zugleich den Übergang zu jener allgemeinen Herrschaft der Wenigen bildet, die das Wesen jeder Staatsordnung ausmacht. Sie ist vor allem durch die Teilung der politischen Funktionen gekennzeichnet, durch die die Leitung des Staates in verschiedene Magistrate zerfällt, die mit der Verwaltung der einzelnen Gebiete des staatlichen Lebens betraut sind. Es entsteht so der Beamtenstaat, diese Normalform des entwickelten Staates, die den Stadt- so gut wie den Weltstaat und die Zwischenformen beider beherrscht. Aber während in dem ersteren die korporativen oder kollegialen Magistrate überwiegen, tendiert der monarchische Beamtenstaat zur Schaffung persönlicher Träger der einzelnen Amtsgewalten, dies vornehmlich in der absoluten Monarchie, wo sich die einzelnen Gebiete der Staatsverwaltung zu meist nach dem Vorbild der persönlichen Spitze des Gesamtstaates gestalten, so daß der vom König ernannte Beamte in den großen Weltreichen zuweilen selbst wieder ein Monarch auf seinem Gebiet ist, der aus eigener Machtvollkommenheit eine Schar von Unterbeamten zur Besorgung der laufenden Geschäfte anstellt.

Wie in dem antiken Stadtstaat nach dem Ausdruck des Aristoteles eine gute und eine schlechte Oligarchie, so gibt es nun einen guten und einen schlechten Beamtenstaat, und in ihnen spiegelt sich bei dem monarchischen Staat zugleich der Charakter der Monarchie selbst. Insbesondere ist aber der Bedeutungswandel, den die alte Vorstellung von der Göttlichkeit des unumschränkten Königtums erfahren hat, von tief einschneidender Wirkung auf die Entwicklung des Verfassungsstaates geworden. Der absolute König ist ursprünglich unverantwortlich für seine Handlungen, weil er ein Gott ist und der Gott sein Volk, niemals aber das Volk seinen Gott zur Rechenschaft ziehen kann. Nachdem der Glaube an die Göttlichkeit des Monarchen geschwunden, hat dieser gleichwohl einen Teil seiner äußeren göttlichen Attribute

und mit ihnen auch die äußere Unverantwortlichkeit für seine Handlungen bewahrt. Diese religiöse Immunität ist nun in dem Maße, als sich im Verfassungsstaat der Macht des Herrschers hemmende Kräfte entgegenstellten, zu einer politischen Immunität geworden, die weniger einen Schutz für den Herrscher selbst, als einen solchen für die Gerechtigkeit der Staatsverwaltung bedeutet. Denn alle politische Verantwortlichkeit ruht nun auf den Räten, die der Monarch wählt, und diese tragen sie nicht bloß für ihre eigenen Handlungen, sondern auch für die ihrer Unterorgane. Zwischen dem autokratischen und dem konstitutionellen Staat besteht daher der Gegensatz, daß in jenem der Monarch der verantwortliche Teil ist, indes ein unverantwortliches Beamtentum eine planlose und willkürliche Vielherrschaft über die Gesellschaft ausübt, wogegen in diesem dem Monarchen, wo ihn sein persönliches Gewissen dazu antreibt, ein moderierender Einfluß offen steht, die wirklichen Regierungshandlungen aber der vollen Verantwortung derer anheimgegeben sind, die sie veranlassen. Schwerlich wurde man jemals, etwa von der politischen Erwägung ausgehend, daß der Staat als solcher in dem ihn repräsentierenden Monarchen nicht von sich selbst angeklagt und verurteilt werden könne, oder gar in der Absicht, einen pflichttreuen Beamtenstand zu erzielen, die Unverantwortlichkeit des Monarchen erfunden haben, sondern auch hier ist es eine tief eingreifende Heterogenie der Zwecke gewesen, die dieses entscheidende Motiv entstehen und, nachdem es entstanden, bewahren ließ, während es überall da nicht zur Entwicklung gelangt ist, wo, wie in den antiken Stadtstaaten, das Königtum eine vergängliche Erscheinung war, oder wo Zustände autokratischer Monarchie noch heute bestehen geblieben sind.

Außer dem verantwortlichen Beamtenstaat ist schließlich noch eine letzte Abwandlung der Oligarchie entstanden, die sich zugleich als eine Zwischenform zwischen Oligarchie und Demokratie darstellt: der parlamentarische Staat. In ihm führt ebenfalls das Beamtentum die Regierung. Doch zerfällt es in einen veränderlichen und zugleich verantwortlichen Bestandteil, der einen Ausschuß der Mehrheit des als Vertretung des Volkes angesehenen Parlaments bildet, und in einen stabileren, aber unverantwort-

lichen, der den ununterbrochenen Gang der Regierung aufrecht erhält. Grundlage der parlamentarischen Regierungsform ist daher einerseits die durch die tatsächliche Herrschaft der Parlamentsmehrheit beschränkte Monarchie, die wieder in einem erblichen Königtum oder, meist mit etwas größerem Spielraum der Befugnisse, in einem vom Volk auf Zeit wählbaren Präsidenten besteht, anderseits die Existenz von Parteigegensätzen innerhalb der ihre Vertreter zum Parlament sendenden Bevölkerung, wobei als die zur Erzielung des erforderlichen Wechsels günstigste Voraussetzung ein annäherndes Gleichgewicht zweier zur Herrschaft befähigter Parteien gilt, denen die numerisch schwächeren in angemessener Verteilung sich einordnen. Die Regierung des parlamentarischen Staats ruht daher in den Händen der führenden Politiker eines Landes, und das zwischen den Parteien desselben bestehende System des Wechsels, das ursprünglich von sachlichen Parteigegensätzen ausgegangen ist, hat unverkennbar überall die Tendenz, sich zu einem bloßen Personenwechsel zu entwickeln, der jedesmal da einzutreten hat, wo die regierende Gruppe ihre Verantwortlichkeit nicht länger zu tragen wünscht. Wird auf diese Weise die Verantwortung auf das Volk selbst, von dem das über diesen Wechsel entscheidende Parlament gewählt ist, zurückgewalzt, so liegt aber tatsächlich die Herrschaft in den Händen eines dem dauernden Beamtentum gegenüberstehenden neuen Standes, des Standes der Berufspolitiker, die in der Regel auch die Wahlen in das Parlament ins Werk setzen. In Wahrheit ist daher der parlamentarische Staat eine letzte mit demokratischen Formen umkleidete Oligarchie.

In diesem vergeblichen Bemühen des Parlamentarismus, unter den verwickelten Verhältnissen des modernen staatlichen Lebens einen demokratischen Staat herstellen zu wollen, und statt dessen einer extremen Oligarchie zu verfallen, spiegelt sich nun bereits das Schicksal der dritten der drei Formen, der Demokratie. In Wahrheit ist sie nicht, wie die Alten, im Hinblick auf das beschränkte Stück politischer Entwicklung, das ihnen der griechische Stadtstaat bot, meinten, die letzte, sondern umgekehrt die erste und nie wiederkehrende Form. Demokratisch ist mindestens der aus der ältesten Einwanderung der indogermanischen Stämme in ihre späteren Ge-

biete hervorgegangene Staat überall. Anschaulich hat ihn Tacitus in der Germania geschildert, vielleicht in etwas idealisierendem Lichte, aber offenbar im ganzen wahrheitsgetreu; und, soweit die ältesten Überlieferungen der Griechen, Römer und Inder zurückschließen lassen, werden bei ihnen die Verhältnisse im wesentlichen ähnliche gewesen sein. Denn jener Schilderung des Tacitus steht das wichtige Argument zur Seite, daß ein solcher Zustand primitiver Demokratie als der natürliche da erscheint, wo zum erstenmal ein Verband gleich selbständiger Geschlechter sein Leben nach übereinstimmenden Normen ordnet. Die Germanen erkoren gewählte Könige aus den edelsten Geschlechtern, daneben Heerführer nach der Tapferkeit. Über alle wichtigeren Angelegenheiten aber beschloß das Volk, nachdem die Hauptlinge zuvor die Sache beraten hatten (Germ. 7). Die Gegenstände der Volksverhandlung betrafen sowohl gemeinsame Unternehmungen wie Strafanträge gegen einzelne; und die Verhandlung selbst hatte den Charakter einer religiösen Feier. Priester warfen zuerst das Los und erkundeten Wahrzeichen an Tieren, besonders Pferden, um, falls die Zeichen ungünstig waren, den Beschluß zu verschieben (10). Zu dieser ursprünglichen Demokratie gehört also wesentlich die Vorstellung, daß es die Götter sind, die durch den Mund des Volkes entscheiden. Wie sie durch Wahrzeichen die Zukunft enthüllen, so geben sie durch solche kund, ob das Volk bei seinem Beschluß richtig beraten sei.

Die Zeiten waren andere geworden, als sich das Volk in Sparta, Athen und Rom zu regelmäßigen Terminen oder bei besonders wichtigen Anlässen versammelte, um über die in alter Zeit von den Königen, später von einem engeren Rat, in Rom von den dazu befugten Magistraten gestellten Fragen zu beschließen. Aber darnach sind die Merkmale der alten und echten Demokratie dieselben geblieben, daß die Volksversammlung selbst als eine feierliche Handlung galt, die mit Gebet oder auch mit einem Opfer eröffnet wurde. In Athen erschien noch in später Zeit, als die Institution längst entartet war, der Vortragende mit dem Myrtenkranz, dem Zeichen priesterlicher Funktion, auf der Rednerbühne. Das sind deutliche Zeugnisse dafür, daß diese Agora, deren schon die Odyssee gedenkt, stetig aus jener trotz des Königtums uralten Demokratie, wie sie Tacitus

tus von den Germanen schildert, hervorgegangen ist. Trifft dies zu, so hat sich aber auch diese Demokratie, wie wir schließen dürfen, nicht erst nach der aristotelischen Theorie aus den andern Staatsformen entwickelt, sondern sie bildet im Gegenteil neben einem Wahlkönigtum und einem Rat der Alten oder einer Genossenschaft der Häuptlinge den Anfang. Entscheidend ist, daß auch hier gerade in der älteren Zeit alle wichtigeren Beschlüsse von dem Rat oder andern dazu beauftragten Behörden zur Genehmigung dem Volke vorgelegt werden müssen. Das Volk ist also überall oberste Instanz. Aber diese Demokratie ist in doppelter Richtung dem Verfall entgegengegangen: erstens drängte die Volksversammlung zur Erweiterung ihrer Kompetenzen, und zweitens fiel sie allmählich dem Demagogentum und der im schreienden Widerspruch mit den feierlichen äußeren Formen stehenden Korruption anheim. Sparta, Rom, Athen bilden hier eine absteigende Kllmax. In Sparta hat das Volk nur über die ihm von den dazu befugten Behörden gestellten Fragen abzustimmen, aber weder zu beraten noch Anträge zu stellen. In Rom war der Umfang der Fragen, bei denen die Magistrate der Zustimmung des Volkes bedurften, ein beschränkter, und, wenn auch die frühere strengere Ordnung der Abstimmungen nach Comitien, Stand und Alter im demokratischen Sinne allmählich infolge des Ständekampfes abgeändert wurde, so wußten nicht minder die Magistrate ihre eigenen Befugnisse in der Richtung des Beamtenstaats zu erweitern, in dessen Formen sie noch in das Kaiserreich hinüberreichten, während die Volksversammlung bald aus diesem verschwand. Ganz anders in Athen. In starkstem Kontrast zu den feierlichen Riten, die hier mit besonderer Zähigkeit festgehalten wurden, wandelte sich gerade die Volksversammlung in einen Schauplatz der Korruption um, die um so uppiger wucherte, je unbeschränkter das Volk alle möglichen privaten und öffentlichen Fragen vor sein Forum zog und damit einem wüsten Demagogen- und Denunziantentum Tür und Tor öffnete.

Als mit dem Untergang der Stadtstaaten diese in Verfall geratenen Reste der uralten Selbstbestimmung des Volkes verschwunden waren, oder wo von Anfang an der Staat auf der Grundlage einer monarchischen Gauverfassung entstanden war, konnte nun die Demo-

kratie abermals nur in einer wesentlich anderen Form wiederkehren, die langsam aus der zunehmenden Beschränkung der Monarchie hervorwuchs. Es sind zwei voneinander unabhängige soziale Erscheinungen, aus denen sich hier die Idee einer das Volk in seiner Gesamtheit vertretenden Körperschaft allmählich entwickelt hat. Die eine bestand in dem weiteren Kreise sich bemächtigenden Streben nach Beteiligung an der Herrschaft, die andere in der unabhängig davon bei den Vereinen und Korporationen besonders der bürgerlichen Gesellschaft sich ausbildenden Sitte der Vertretung eines Vereins durch einzelne dazu bevollmächtigte seiner Mitglieder. Nicht die weiteren Volkskreise sind es, die ursprünglich nach einer Teilnahme an der Leitung des Staates streben, sondern die bereits mächtigen an Besitz und Einfluß, der Adel, die über Land und Leute gebietenden Vasallen und Grundbesitzer, dann die Städte und endlich in den christlichen Ländern nicht zuletzt die einen Staat im Staate bildende Kirche. Die Idee der Vertretung dagegen gehört zu jenen gesellschaftlichen Schöpfungen, die frühe schon aus den frei sich bildenden Verbänden der Städte und Landesteile zur Beratung gemeinsamer Interessen hervorgehen. Indem sich solche Vertreterversammlungen zu mehr oder weniger regelmäßigen Institutionen entwickeln, können sie dann aber ihrerseits allmählich einen politischen Einfluß gewinnen. So sind es der Feudal- und der Ständestaat, die den Gedanken der Interessenvertretung und dann infolge der Verbreitung desselben über immer weitere Kreise den Grundgedanken der modernen Demokratie, die Idee der Volksvertretung, geboren haben. Begehrten bereits die Gilden und Zünfte der mittelalterlichen Städte Vertretung in der Ratsversammlung, so kamen dazu später die kleineren freien Besitzer mit Delegationen zu den Provinzialberatungen der Großgrundbesitzer. Auf diese Weise von oben nach unten fortschreitend, greift der Vertretungsgedanke in den Ständekampf ein, und schließlich bildet die Steuerbewilligung das wirksame Mittel zur Gewinnung sich erweiternder Rechte. Ihr Ende findet diese Bewegung folgerichtig in der Forderung der Vertretung des ganzen Volkes in einer die Regierung des Staates teils kontrollierenden, teils durch einen obersten Ausschuß leitenden Körperschaft. Dies ist dann zugleich das letzte

Glied zu jenem vorbereitenden System von Interessenvertretungen, das nun diesem System selbst sein Ende bereitet, da die Wahrung des Gesamtinteresses die einseitige Verfolgung von Einzelinteressen grundsätzlich ausschließt.

In dem wachsenden Einfluß der Steuerbewilligung tritt demnach hier, wie dereinst im alten Stadtstaat, die Bedeutung des Besitzes für die Teilnahme an der Macht als ein entscheidend in die Entwicklung eingreifender Faktor hervor; aber auch hier ist dieser Einfluß weniger nach seinem Ursprung als nach seiner weiteren Entwicklung ein wesentlich abweichender. Den Ausgangspunkt bilden hier wie dort Abstammung und Besitz, die ursprünglich beide vereinigt sind, von denen aber infolge der Entwicklung des Privateigentums der Besitz allmählich die überwiegende Macht gewinnt. Doch während im Stadtstaat diese wachsende Macht des Besitzes direkt auf die Erringung gleicher politischer Rechte für alle Staatsbürger gerichtet ist und auf der Höhe seiner politischen Entwicklung das Mittel zu dessen relativer Verwirklichung in der rechtlich anerkannten Proportionalität zwischen der Leistung öffentlicher Pflichten und dem Anspruch auf öffentliche Rechte findet, schlägt der moderne monarchische Staat in den Kämpfen des Feudal- und Ständestaats wesentlich andere Wege ein, um zum gleichen Ziel und dann im Gefolge der Idee einer allgemeinen Volksvertretung über dieses Ziel hinaus zu einer vom Besitz unabhängigen, im Prinzip eigentlich nur noch durch die persönliche politische Leistungsfähigkeit der Staatsbürger begrenzten politischen Gleichheit fortzuschreiten. Indem dieser Weg zur Beseitigung der Geburts- wie der Besitzvorrechte schrittweise zurückgelegt wird, pflegt daher das Recht der Beteiligung an der Landesvertretung noch in den modernen konstitutionellen Staaten nach Besitzklassen abgeteilt zu sein. Hier bietet dann aber das aus dem Prinzip der Vertretung abgeleitete Verfahren der Wahl ein Mittel fortschreitender Demokratisierung, indem der Besitzzensus endlich durch das allgemeine gleiche Wahlrecht beseitigt wird. Es bleibt freilich der Macht der Volksvertretung je nach den ihr durch die Verfassung eingeräumten Rechten noch ein weiter Spielraum; das gleiche Recht aller, eventuell auch der Frauen, bei

der Wahl mitzuwirken, bleibt daher inmitten der Wandelbarkeit der übrigen Bedingungen schließlich das Hauptmerkmal der modernen Demokratie. Es ist aber klar, daß dieser demokratische Zug moderner Verfassungen nicht nur von der Demokratie der politischen Anfänge völlig verschieden ist, sondern auch von einer wirklichen »Volksherrschaft« ungleich mehr abweicht als jene. So ist denn der moderne konstitutionelle Staat allgemein eine Mischung der drei Formen, in der bald die monarchische, bald die demokratische, unter allen Umständen aber die oligarchische überwiegt. Auch ist es vielleicht ein gewisses Gleichgewicht dieser Faktoren, die dem modernen Staat die wünschenswerte Stetigkeit der Entwicklung verleiht, während das Übergewicht des monarchischen sowohl wie des demokratischen Prinzips tatsächlich zur Oligarchie, dort in der Form des Beamtenstaats, hier in der des parlamentarischen Staates, führt.

Es ist ein langer, an Kämpfen reicher Weg, der vom Gewalt- und Autoritätsstaat zum Rechts- und Verfassungsstaat führt. In den Wandlungen der bleibendsten äußeren Form der politischen Gesellschaft, in der Monarchie, prägen sich die Hauptstationen dieses Weges am deutlichsten aus. Im Gewaltstaat verkörpert sich der Staatswille in dem unumschränkten Willen einer Einzelpersonlichkeit. Hinter diesem Einzelwillen tritt der in den Übergangsstadien zwischen Stamm und Staat bestehende Rat der Alten und die Versammlung der Gesamtheit der Volksgenossen zurück. In der hier sich abzweigenden, die Monarchie beseitigenden Entwicklung des Stadtstaates erheben sich von fruhe an umgekehrt die ursprünglich der Monarchie zur Seite stehenden oligarchischen Gewalten zur Herrschaft. Wo die stetige Fortbildung des monarchischen Prinzips die Oberhand behält, da bleiben die Spuren jener ersten oligarchischen und demokratischen Ergänzungen höchstens in einem beratenden Einfluß der obersten Beamten bestehen. Offiziell gibt der absolute Monarch selbst das Gesetz. In diesem Gesetz, das zuerst aus der Willkur des Herrschers hervorgeht, tritt aber schon eine bleibende Bindung des eigenen Willens des Monarchen an die von ihm selbst gegebene Norm zu der Bindung des Willens der Untertanen ergänzend hinzu. Diese Bindung

wandelt sich endlich in einem mit wechselnden Erfolgen geführten Kampf und unter dem Einfluß, den die überlieferte Norm gewinnt, zur Oberherrschaft dieser Norm selbst, neben der dem persönlichen Willen des Herrschers nur ein beschränkter Spielraum bleibt. So bilden persönliche Willkür des Monarchen, Bindung der Untertanen an ein von diesem gegebenes Gesetz und Bindung des Gesamtwillens an ein allgemeines, nur durch diesen Gesamtwillen selbst veränderliches Verfassungsgesetz die drei Stadien dieser Entwicklung des Autoritätsstaats zum Rechtsstaat. Mit dem Übergang des Autoritäts- in den Rechtsstaat haben sich aber noch weitere Kräfte entfaltet. Ist in dem Autoritätsstaat die Gesamtheit der Bevölkerung ohne Unterschied ihrer Abstammung und der nationalen Zugehörigkeit das Material zur Errichtung eines Staates, der nur an den äußeren politischen Machtbedingungen seine Grenzen findet, so gelangen im Verfassungsstaat die in den Völkern selbst liegenden Eigenschaften und Strebungen zu wachsender Geltung. Und hier sind es zwei Formen der Anziehung, welche die durch ihre geschichtliche Vergangenheit verbundenen Völker aneinander fesseln: die gemeinsame Nationalität und die übereinstimmende Kultur. Hatte der alte Staat vor allem nach Größe und Macht gestrebt, so fordert der neue soweit möglich Gleichheit der Nation und gleiche Kultur. Darum strebt in der neuen Zeit der Verfassungsstaat entweder zum Nationalstaat oder zum Kulturstaat, oder er sucht beide miteinander zu vereinigen. Zugleich ist es aber die geschichtliche Vergangenheit der Völker, die entscheidet, auf welchem dieser beiden Faktoren, ob auf der in eine ferne Urzeit zurückweisenden Einheit der Nation oder auf einer im Gedächtnis neuerer Zeit erst erworbenen gemeinsamen Kultur, der Staat sein sicherstes Fundament hat¹⁾.

c. Die Gesetzmäßigkeit der politischen Entwicklung.

Im Eingang dieser Betrachtungen ist bereits jener Richtungen der Geschichtsphilosophie gedacht worden, welche der Psychologie die Fähigkeit bestreiten, den Erscheinungen des geschichtlichen Lebens

¹⁾ Über die Begriffe Nationalstaat und Kulturstaat vgl. oben Bd. 7, S. 72, Anm. 1.

eine für unsere wissenschaftliche Erkenntnis fruchtbare Seite abzugewinnen, da nach ihnen die erklärende Psychologie es nicht mit der anschaulichen Wirklichkeit des historischen Geschehens, sondern, gleich der Naturwissenschaft, mit der Abstraktion allgemeiner Gesetze zu tun habe, von denen wohl im individuellen Seelenleben, nimmermehr aber in der Geistesgeschichte der Völker die Rede sein könne (Bd. 7, S. 31 ff.). Der Fehler dieser Gebietsscheidung liegt, wie wir sahen, darin, daß sie die Psychologie nicht vor die Aufgabe stellt, die sie wirklich hat und stets gehabt hat: vor die Erforschung des geistigen Lebens in seinem gesamten Umfang, sondern vor einen kleinen, noch dazu relativ bescheidenen Ausschnitt aus ihrem Gebiet, der sich mit der Physiologie zufällig am nächsten berührt. Nicht Apparate und Experimente machen aber das Wesen einer Wissenschaft aus, sondern der Geist, der sie beherrscht, und dieser findet in der Psychologie seinen Ausdruck in den Prinzipien, zu denen sie durch das seeliche Leben selbst, das individuelle so gut wie das Völkerleben, geführt wird. Daß in diesem Sinne die Grundlagen der Psychologie, wenn überhaupt von solchen die Rede sein soll, jedenfalls andere sein müssen als die der Naturwissenschaft, hat schon der große Gesetzgeber der neueren Naturforschung, Galilei, erkannt und in der Sprache seiner Zeit an einer bedeutsamen Stelle seiner Werke zum Ausdruck gebracht¹⁾. Nun ist es zwar richtig, daß das Leben eine Einheit ist, und daß physisches und geistiges Sein eng aneinander gebunden sind. Aber nachdem die Naturwissenschaft aus guten Gründen von der geistigen Seite des menschlichen Lebens abstrahiert hat, mag die Metaphysik irgendwie diese Zweiheit wieder aufzuheben suchen, den empirischen Geisteswissenschaften dagegen ist ein anderer Weg vorgezeichnet: sie haben nicht die Naturgesetze, bei deren Gewinnung absichtlich die psychische Seite des Lebens außer Betracht blieb, auf diese willkürlich zu übertragen, sondern hier sind es eben die seelischen Vorgänge selbst, aus denen die Psychologie ihre Prinzipien zu schöpfen hat. Diese Prinzipien stehen darum aber auch nirgends im Widerspruch mit den das physische Leben beherrschenden Natur-

¹⁾ Vgl. dazu die Abhandlung: Naturwissenschaft und Psychologie, S. 27 ff. (Sonderausgabe aus der 5. und 6. Aufl. der Physiol. Psychol.)

gesetzt: wohl aber bilden sie eine für das Verständnis der geistigen Seite des Lebens unentbehrliche Ergänzung zu ihnen. Sie sind vornehmlich das Prinzip der schöpferischen Resultanten und das der Heterogonie der Zwecke. Das erste ist das allgemeinere, das zweite eine Unterform, die sich an die Nebenwirkungen einer Motivreihe anschließt, die als neue Motivreihen wirksam werden. Beide ergänzen insbesondere das naturwissenschaftliche Prinzip der Konstanz der Energie, aber sie widersprechen ihm nicht. Denn so zweifellos es ist, daß gewisse elementare Funktionen, wie Empfindungen, Gefühle mit den sie vorbereitenden physiologischen Hilfsvorgängen an physische Substrate gebunden sind, so wenig sind schon diese Elemente mit den letzteren irgendwie vergleichbar, und deren Zusammensetzungen vollends sind von der einfachen Sinnesvorstellung und Gefühlswirkung an bis zu den höchsten geistigen Leistungen überall schöpferische Resultanten¹⁾. Ein wichtiges äußeres Merkmal der Eigenart ihrer Gesetzmäßigkeit besteht aber darin, daß die ihnen unterzuordnenden Erscheinungen zwar, vor allem da, wo sie zum erstenmal auftreten, niemals sich voraussagen lassen, daß sie aber, wo es gelingt in ihren Zusammenhang einzudringen, stets durch die regressive Analyse dieses Zusammenhangs einer kausalen Erkenntnis zugänglich werden. In dieser Beziehung ist schon einer einfachen Sinneswahrnehmung gegenüber das Verfahren des Psychologen dasselbe, das der Historiker einschlägt, wenn er eine Reihe zurückliegender Ereignisse kausal analysieren will, und es ist wiederum dasselbe, das der Volkerpsychologe einzuschlagen hat, wenn er die über weitere Zusammenhänge reichenden Entwicklungen des Volkerlebens in ihrer allgemeinen Gesetzmäßigkeit verstehen will. Der Unterschied besteht höchstens darin, daß, wenn ähnliche Vorgänge einer Sinneswahrnehmung sich wiederholen, der Erfolg gunstigenfalls vorausgesagt werden kann. Aber nichts steht im Wege anzunehmen, daß dies lediglich eine Folge der Einfachheit und der Gelaufigkeit der Bedingungen dieses besonderen Falles ist. Nun ist mit der Aufstellung von historischen und insbesondere politischen Gesetzen vielfach Mißbrauch getrieben worden, indem man, statt den psychologischen Motiven des Geschehens nachzugehen, viel-

¹⁾ Näheres hierüber: Sinnliche und übersinnliche Welt, 1914, S. 91 ff.

mehr die völlig unerklärt bleibenden Tatsachen selbst verallgemeinerte. Dahin gehört z. B. das einzige Gesetz politischer Entwicklung, zu dem sich Kant herbeiließ, wonach »ein verborgener Plan der Natur« bestehen soll, »um eine vollkommene Staatsverfassung zustande zu bringen«; oder der mehrfach geäußerte Satz, jeder Staat erlebe ein Zeitalter des Wachstums, der Blüte und des Verfalls. Hier ist von den wirksamen Bedingungen und Motiven nirgends die Rede. Das Gesetz z. B., daß ein Staat schließlich untergeht, ist ebenso inhaltsleer, als wenn man in der begrenzten Dauer des menschlichen Lebens die Ursache für den Tod eines einzelnen Menschen sehen wollte. Die Gesetzmäßigkeit der politischen Entwicklung besteht eben nicht darin, daß sich verschiedene innerlich abweichende Erscheinungen äußerlich übereinstimmend wiederholen, sondern darin, daß es dieselben psychischen Gesetze sind, die überall, nur in verschiedener Mischung und unter Mitwirkung wechselnder äußerer Bedingungen, die Motive des menschlichen Handelns bestimmen. •

Was die Verständigung in dieser Frage erschwert, ist nun aber unverkennbar der Umstand, daß die Historiker und Philosophen, die die Psychologie im Hinblick auf die momentane Lage vielleicht nicht ganz mit Unrecht der Unzulänglichkeit gegenüber der in ihrem Namen ausgesprochenen Aufgabe beschuldigen, auf der andern Seite sich ein Bild von dem Charakter der Naturwissenschaft machen, das mehr Illusion als Wirklichkeit ist. Der Respekt vor der Exaktheit der Naturforschung und vor ihren Erfolgen ist ein so großer, daß man, namentlich bei der Betrachtung aus einiger Ferne, meist geneigt ist, das Geschäft des Naturforschers für ein viel einfacheres zu halten, als es wirklich ist. Man stellt sich vor, die Natur sei gewissermaßen ein großes Reservoir von Gesetzen nach dem Muster der allbekannten mechanischen Gesetze, und prinzipiell sei es daher eine durchaus lösbare Aufgabe, irgend einen Zusammenhang von Erscheinungen durch Abstraktion und Vergleichung in allgemeingültige Naturgesetze aufzulösen. Tatsächlich ist das aber nicht im mindesten der Fall. Vielmehr gibt es nur wenige, durch besondere Einfachheit ausgezeichnete oder experimentell eigens präparierte Fälle, in denen der Physiker ein Naturgesetz direkt aus der Natur selbst ablesen kann. In Wahrheit bieten sich der Beob-

achtung überall nur Komplexe von Erscheinungen, die Resultanten einer Vielheit von Gesetzen sind, von denen jedes einzelne, indem sie sich wechselseitig durchkreuzen, entweder nur zu angenäherter Wirkung kommt oder nur eine hypothetische, wenn nicht gar eine bloß provisorische Geltung besitzt. Die wirklichen Naturerscheinungen bieten daher durchweg eine Gesetzmäßigkeit, aber sie sind kaum jemals restlos darstellbare Wirkungen von Gesetzen. Genau dies gilt nun auch von den Gesetzen des geistigen Lebens. Doch tritt bei ihnen jener schöpferische Charakter des seelischen Lebens hinzu, der es mit sich bringt, daß neue geistige Inhalte mit vorangegangenen zwar stets in gesetzmäßigen Beziehungen stehen, daß aber diese Beziehungen niemals in völlig übereinstimmender Weise wiederkehren, sondern immer nur mehr oder weniger umfangreiche Gruppen verwandter Erscheinungen umfassen. Zugleich liegt der Schwerpunkt einer solchen Gesetzmäßigkeit nicht in der gleichförmigen Wiederkehr der äußeren Ereignisse, sondern in der übereinstimmenden Wiederkehr der Motive der Handlungen. Gewiß ist daher die Gesetzmäßigkeit des geistigen Geschehens ihrem Inhalte nach eine wesentlich andere als die der Naturerscheinungen. Aber darin stimmen wiederum beide überein, daß sich hier wie dort unter ähnlichen Bedingungen ähnliche Erscheinungen wiederholen, und eben dies und nichts anderes ist es, was wir überall unter Gesetzmäßigkeit des Geschehens verstehen. (Vgl. oben S. 2ff.)

Betrachten wir nun unter diesem Gesichtspunkt die Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft, so ist diese sichtlich auf jeder ihrer Stufen von einer Gesetzmäßigkeit beherrscht, die sich ebensowohl in dem übereinstimmenden Verlauf weit voneinander abliegender, aber in ihren Motiven ähnlicher Vorgänge, wie trotz der großen Veränderlichkeit im einzelnen in der Regelmäßigkeit der Aufeinanderfolge politischer Ordnungen zu erkennen gibt. Naturgemäß tritt diese Gesetzmäßigkeit am klarsten da zutage, wo sich die Motive des gesellschaftlichen Lebens im wesentlichen auf die allgemeinen sozialen und individuellen Triebe beschränken. Die Eigenschaften der Urgesellschaften sind überall dieselben. Die Anfänge einer Gruppenordnung, einer Unterordnung unter die älteren Genossen und den zu einzelnen Unternehmungen erkorenen Führer kehren überall in der

gleichen Weise wieder. Aber auch die Stammesgesellschaft, obgleich sie in den Organisationen der Naturvölker bereits verwickelte Gestaltungen gewinnt, begegnet uns in überraschender Übereinstimmung in ihren Grundzügen an den verschiedensten Orten, und diese Übereinstimmung erscheint nirgends als ein Zufall, sondern als eine notwendige Wirkung der auf dieser höheren Stufe aus den primitiven Trieben der Urgesellschaft hervorgegangenen komplexen Motive, unter denen besonders die der übereinstimmenden Verkehrsformen der Stammesabteilungen und ihrer kultischen Verbände deutlich hervortreten. Nicht anders geschieht, soweit wir die Erscheinungen auf ihre Anfänge zurückverfolgen können, der Übergang der Stammesverfassung in die politische Gesellschaft überall in analoger Weise unter dem Einfluß der Wanderungen und Stammeskämpfe, welche die Klanverbände zerstören und die Geschlechterverbände zu den bestimmenden Gliedern einer neuen Ordnung machen, in der als Nachfolge der alten Häuptlingschaft zunächst im Kampf um das neugewonnene Land eine Königsherrschaft entsteht. Von da an beginnt dann freilich nach den besonderen Bedingungen eine Differenzierung der Entwicklung, die verschiedene Richtungen einschlägt. Immerhin verlaufen aber auch diese wiederum im Sinne einer übereinstimmenden allgemeinen Gesetzmäßigkeit. So bieten die antiken Stadtstaaten trotz mancher, von der Geschichte und dem Charakter der Völker abhängigen Unterschiede doch im ganzen Aufbau eine überraschende Analogie ihrer bedeutsamsten Institutionen, wie des Wechsels der Herrschaftsformen vom Urkönigtum an bis zur Demokratie. So tritt uns ferner in der Entwicklung der großen Monarchien der Einfluß, den der mit der neuen Kultur erwachte Kultus der Himmelsgötter auf das Verhältnis des Menschen zur Gottheit ausübt, mit einer ausnahmslosen Regelmäßigkeit in den orientalischen Weltreichen wie in den weit abliegenden Kulturreichen der Neuen Welt entgegen. Auch das sind komplexe Motive, die infolge der gleichzeitig mit der Entwicklung der Ackerkultur erfolgenden Gründung der Weltreiche und der auf dieser doppelten Grundlage sich erhebenden Himmelsmythologie mit unwiderstehlicher Gewalt in die politische Entwicklung eingreifen. Es wurde zu weit führen und eine Wiederholung der

zahlreichen psychologischen Motivzusammenhänge sein, deren in den obigen Erörterungen gedacht wurde, hier weitere Beispiele, namentlich auch aus den Einzelgebieten, der Entwicklung der Familie, des Gemein- und des Einzeleigentums, des Lohnwesens und der bürgerlichen Verfassung, noch einmal zu erwähnen. Die Geschichte der Gesellschaft ist, das zeigt jeder Schritt, den man von irgend einem Ausgangspunkte aus in ihr unternehmen mag, ein Reich nicht fest zu bestimmender einzelner Gesetze, wohl aber durchgängiger Gesetzmäßigkeit, in welchem nichts ohne jene psychische Kausalität geschieht, der das menschliche Leben mehr noch als in seinem individuellen Verlaufe in den großen Erscheinungen des gemeinsamen Lebens unterworfen ist.

d Das Wesen des Staates.

Seit den Tagen der griechischen Sophistik ist die Frage nach dem Wesen des Staates nicht zur Ruhe gekommen. Philosophie und Staatswissenschaft haben sich bemüht, auf sie eine befriedigende Antwort zu finden. Als das einzige Ergebnis dieser Bemühungen, das sich aus dem Streit der Meinungen als ein zwar nicht allseitig — wer konnte auch über solche Fragen eine allgemeine Übereinstimmung erwarten? — aber doch vielseitig anerkanntes herausgestellt hat, durfte wohl dieses gelten, daß die Frage überhaupt falsch gestellt ist, falls man sich unter dem „Wesen“ nicht einen Begriff denkt, der von dem sonst in der Sprache der Philosophie gelaufigen ungewöhnlich weit abliegt. Pfl egt man doch unter dem Wesen eines Gegenstandes das zu verstehen, was ihm bei allem Wandel seiner äußeren Eigenschaften als ein bleibendes Merkmal zukommt. Damit rückt aber die Frage nach dem Wesen des Staats für die Volkerpsychologie genau auf die gleiche Linie, auf der für die individuelle Psychologie die alte Frage nach dem Wesen der Seele steht. Wie die Seele ein die Wirklichkeit der unendlich mannigfaltigen seelischen Vorgänge in eine Einheit zusammenfassender Begriff ist, der seine Grundlage lediglich in den wechselseitigen Beziehungen und in dem durch diese vermittelten stetigen Verlauf jener Vorgänge findet, so ist der Staat der Zusammenhang der einzelnen Vorgänge des staatlichen Lebens selbst, nichts, was

neben ihnen als eine selbständige Substanz oder auch als ein spezifischer „Volksgeist“, eine „substantielle Form“ nach dem alten Ausdruck der Scholastik existiert. Für ihn gilt, wie für alle andern Gebiete geistigen Lebens, für Sprache, Religion, Sitte, Recht, das Prinzip der Aktualität. Er ist genau das, was er im wirklichen Leben bedeutet und leistet. Nennt man das Ganze des geistigen Lebens einer Volksgemeinschaft eine „Volksseele“ oder einen „Volksgeist“, so hängt er als ein Teil dieses Volksgeistes mit allen andern untrennbar zusammen, und er ist weder ein besonderes Wesen, noch kann er auch nur als ein fest begrenztes Gebiet von Lebensäußerungen betrachtet werden. Er ist als ein Zusammenhang von Handlungen einer Volks- und Kulturgemeinschaft in Wirklichkeit niemals loszulösen von dem Volk selbst und von dem Ganzen des geistigen Lebens, aus dem seine Kultur besteht. Vollends besitzt die relative Gebundenheit an ein bestimmtes Territorium oder die noch relativere an eine im Wechsel der Generationen dauernde Volksgemeinschaft für den Staat als solchen nur dieselbe Bedeutung, die die Gebundenheit an die körperliche Außenwelt für alle Inhalte des geistigen Lebens hat. Die Natur bietet auch hier die äußeren Bedingungen, unter denen sich das geistige Leben entwickelt. Die Prinzipien des geistigen Geschehens können aber hier wie überall nur diesem selbst entnommen werden. Das gilt für das individuelle Seelenleben so gut wie für die verschiedenen Gebiete des Zusammenlebens, und da jede menschliche Gemeinschaft aus den Individuen besteht, die an ihr teilnehmen, so müssen natürlich hier wie dort diese Prinzipien übereinstimmen. Obgleich das eigentlich selbstverständliche Postulate sind, so können sie doch kaum oft genug wiederholt werden, weil fortwährend in doppelter Weise gegen sie gesündigt wird. Entweder hält man es nämlich umgekehrt für erforderlich, die psychologischen Prinzipien nicht den psychischen, sondern den physischen Inhalten der Erfahrung zu entnehmen, oder man betrachtet die verschiedenen Gebiete der Gemeinschaftspsychologie als ein selbständiges, rein historisch orientiertes Ganzes, das mit der individuellen Psychologie überhaupt nichts zu tun habe.

Indem nun die alten Staatstheorien eine allgemeingültige De-

inition vom Wesen des Staats zu geben suchten, verlegten sie den Schwerpunkt dieser Definition nicht in die so nach allen Seiten geistiger und materieller Kultur gerichteten historischen und psychologischen Motive des staatlichen Lebens, sondern in einen von vornherein fest bestimmten Zweck des Staates, aus welchem dann direkt auf die Entstehung der politischen Gesellschaft zurückgeschlossen wurde. So flossen, ähnlich wie zumeist bei der teleologischen Naturbetrachtung, Ursache und Zweck in einen einzigen Begriff zusammen. Da hierbei nach der geltenden Auffassung zwar die Grundung des einzelnen Staates ein geschichtlicher Vorgang sein mochte, dieser Vorgang aber in dem Ursprung des staatlichen Lebens überhaupt auf ein vor aller Geschichte liegendes Ereignis zurückfuhrte, so gehört keines der beiden Glieder jenes Doppelbegriffs der Wirklichkeit an, sondern sie sind hypothetische Folgerungen aus Postulaten, die nicht sowohl in objektiven Tatsachen als in subjektiven politischen Anschauungen ihre Quelle haben, daher sie denn auch nach den Hauptrichtungen auseinandergehen, die, solange es politische Parteien im Staate gibt, einander bekämpfen. Es sind die beiden Richtungen, die man als Individualismus und Kollektivismus zu bezeichnen pflegt. Seinen frühesten Ausdruck hat dieser Gegensatz in jenem Streite Platos gegen die Sophistik gefunden, mit dem mindestens im Abendland überhaupt erst der Staat zu einem Gegenstand philosophischer Betrachtung geworden ist. Die modernen Gestaltungen dieses seitdem nie wieder verschwundenen Gegensatzes sind aber in dem uns näheren Kampf der Romantik gegen das vorangehende Aufklärungszeitalter zutage getreten. Hier gesellte sich zu ihm, eng an ihn gebunden, ein zweiter, der latent zwar niemals gefehlt hat, hier jedoch zum erstenmal deutlich ins Bewußtsein erhoben wurde: es ist der Kampf einer neuen Denkweise, die den Mächten des Gefühls, der Leidenschaft und des Wollens ihre Geltung verschafft, gegenüber der einseitigen Herrschaft des reflektierenden Verstandes in der vorangegangenen Zeit. Hatte die Aufklärung einseitig das gesamte geistige Leben im Lichte des Intellekts gesehen, so bevorzugt die romantische Geistesströmung nicht selten ebenso einseitig die emotionalen Faktoren des Seelenlebens, und sie beruft

sich auf die gefühlsmäßigen, aus den dunkeln Tiefen des Volksgeistes stammenden Regungen und ihre Äußerungen in Kultur und Geschichte. So verbindet sich hier der soziologische Gegensatz von Individualismus und Kollektivismus mit dem psychologischen von Intellektualismus und Voluntarismus.

Daß die individualistischen und intellektualistischen Staatstheorien nicht nur zuerst entstanden sind, sondern auch bis dahin die Vorherrschaft behauptet haben, ist wohl begreiflich. Unsere eigenen Strebungen und Handlungen sind uns zunächst gegeben, und diejenigen seelischen Tatsachen, die sich vor andern in einem gewissen inneren Zusammenhang darbieten, sind die intellektuellen Vorgänge. Hier liegen die Wurzeln jenes Logik und Psychologie vermengenden Intellektualismus, der zunächst die Vulgarpsychologie und in ihrer treuen Gefolgschaft zumeist die wissenschaftliche Psychologie noch heute, außerdem aber mindestens in der indirekten Form eines aus selbstischen Motiven durch den Intellekt zum Altruismus gewandelten Egoismus die ethischen und politischen Theorien beherrscht. Auch gelten diese Voraussetzungen meist für so selbstverständlich, daß Anschauungen, die sich gegenüber diesen Reflexionsmotiven auf ursprüngliche, in den Genossenschaftsbildungen beginnende und im Staat sich vollendende menschliche Gemeinschaftstribe berufen, gelegentlich Projektionen patriotischer Gefühle in die objektiven Erscheinungen genannt worden sind¹⁾. Nun ist diese Bemerkung vielleicht zutreffend. Nur mußte gerechterweise hinzugefügt werden, die intellektualistischen und individualistischen Staatstheorien beruhten nicht minder auf der Projektion subjektiver Motive in die objektive Wirklichkeit. Da der Staat aus Menschen besteht, denen im allgemeinen die Motive der verständigen Reflexion ebensowenig fehlen wie die sozialen Affekte, so mußte es in der Tat wunderlich zugehen, wenn sich unter den wirklichen Triebfedern des gesellschaftlichen Lebens nicht auch diejenigen vorfänden, die man ihnen von einem dieser Standpunkte aus zuschreibt. So greifen vor allem willkürliche, auf Nutzlichkeitserwägungen gegründete Schöpfungen einzelner und, namentlich in

¹⁾ Max Weber, Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung usw. Bd. 27, 1903, Heft 4, S. 35 Anm.

den späteren Stadien, gelegentlich Vertragsschließungen in die Entwicklung des Staates ein, ohne daß man darum berechtigt ist, den Staat selbst auf eine künstliche Schöpfung oder von Anfang an auf einen Vertrag seiner einzelnen Mitglieder zurückzuführen. Ebenso fehlen aber, wenn auch der uns geläufige Begriff des Patriotismus ein Produkt später geistiger Kultur ist, gewisse ursprüngliche, in Neigungsgefühlen und Gemeinschaftstrieben vorgebildete Äquivalente dieses Begriffes nicht. Aber der Fehler der beiden Standpunkte, des intellektualen und des emotionalen, besteht eben darin, daß sie aus der Fülle der in Wirklichkeit das menschliche Leben bestimmenden Triebe einzelne, wenn nicht einen einzigen herausgreifen, der noch dazu, weil der Standpunkt, von dem aus er gewonnen ist, erst einer weit fortgeschrittenen Stufe staatlichen Lebens angehört, von den ursprünglichen Grundlagen desselben so weit wie möglich entfernt ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Vorwurf vor allem den Intellektualismus, weniger den Voluntarismus trifft, weil dieser mit der Annahme einer Entwicklung der politischen Gesellschaft aus vorangegangenen Zuständen durchaus vertraglich ist, indes jener eine solche ausschließt, insofern er die Entstehung des Staates in eine teleologische Reflexion verlegt, die eigentlich nur als eine einmalige Erfindung gedacht werden kann. Demgegenüber kann dann freilich auch dem auf die emotionalen Eigenschaften des Menschen gegründeten Kollektivismus vorgehalten werden, daß er diese Eigenschaften selbst unbestimmt läßt oder sich doch mit vagen Allgemeinbegriffen, wie einem angeborenen Gemeinschaftstrieb, begnügt, aus dem allenfalls die Existenz der Gesellschaft, nicht aber die des Staates begriffen werden kann. Jedenfalls bleibt hier immer die Aufgabe, nachzuweisen, wie aus dieser politischen Anlage der wirkliche Staat entstanden ist.

Auf diese Frage gibt nun die Annahme einer von Uranfang an vorhandenen Vorausbestimmung ebensowenig eine zureichende Antwort wie die einer plotzlichen Erkenntnis der Nützlichkeit einer gesicherten Rechtsordnung. Blicken wir aber auf die mannigfachen Faktoren zurück, die uns in dem obigen, natürlich nur lückenhaften Versuch, die Mannigfaltigkeit der Bedingungen staatlicher Entwicklung

in ihrem psychologischen Zusammenwirken zu verstehen, entgegen-traten, so ist es klar, daß alle Theorien vom »Wesen des Staats« die auf eine einzige, aus jenem herausgegriffene Seite des staatlichen Lebens zurückföhren, scheitern müssen, weil es die Gesamtwirkung aller der in den vorstaatlichen Gesellschaftsformen allmählich sich vorbereitenden Faktoren ist, die aus dem in die Urzeit zurückreichenden Zusammenleben menschlicher Verbände den Staat entstehen lassen. Da dieser in der resultierenden Wirkung jener Faktoren zumal besteht, so ist er ebensowenig selbst bereits die Urform der Gesellschaft, wie er jemals aus einer einzelnen, plötzlichen, den staatlosen Naturzustand unterbrechenden Handlung entsprungen sein kann. Wie vielmehr der Staat nicht bloß das Neben- und Nacheinander, sondern die resultierende Wirkung der Motive ist, aus denen sich seine Entwicklung zusammensetzt, und in die in diesem Fall in hervorragendem Maße das Prinzip der Heterogonie der Zwecke überall eingreift, so müssen seine wesentlichen Merkmale vornehmlich den Eigenschaften entnommen werden, die ihn gegenüber den vorausgehenden Verfassungen der Gesellschaft als eine neue Schöpfung kennzeichnen.

Von diesem Gesichtspunkt der psychologischen Entwicklungsgeschichte aus ist nun für die vorstaatlichen Gesellschaftsformen vor allem die über große Gebiete sich erstreckende Regelmäßigkeit der sozialen Organisation bedeutsam. Als ihr psychologischer Reflex erscheint der rein durch Tradition, Sitte und insbesondere durch kultische Gewohnheiten aufrecht erhaltene Bestand der Normen des Handelns. Darum sind hier die entscheidenden Motive nicht bloß aus dem Bewußtsein verschwunden, sondern sie sind niemals auch nur annähernd in diesem verbunden gewesen, weil fortan die primären infolge ihres eigenen Wandels und der neu von außen hinzutretenden aus der Erinnerung entschwanden. So ist denn auch die vorstaatliche Gesellschaft nicht sowohl dadurch gekennzeichnet, daß sie, wie die soziologische Konstruktion anzunehmen pflegt, von irregulärer, zum Teil planlos hin und her schwankender Beschaffenheit ist, sondern es ist umgekehrt gerade die große Regelmäßigkeit des Aufbaus der in einer langen Vergangenheit entstandenen Formen dieser Gesellschaft, in der sie in

ihrem ganzen Zusammenhang betrachtet mehr Naturprodukten als Schöpfungen einer planmäßigen Intelligenz gleichen, was sie von den politischen Ordnungen unterscheidet. Diese dagegen liegen, wo sie ihre objektive Geltung verloren haben, in ihren Motiven immerhin noch unserer den geschichtlichen Vorgängen nachgehenden Betrachtung nahe genug, um sie nach der Analogie mit diesen wenigstens in ihrem allgemeinen Verhalten annähernd deuten zu können. Freilich ist auch dabei nicht zu übersehen, daß die objektiven Erscheinungen wie ihre subjektiven Motive nur zum kleinsten Teil in plotzlichen, restlos das ganze gesellschaftliche Leben ergreifenden Umwälzungen bestehen, sondern von lange her in ihren einzelnen Faktoren sich vorbereiten, um dann selbst da, wo sie scheinbar Produkte des Augenblicks sind, doch tatsächlich nur als Resultanten solcher allmählicher Entwicklungen hervorzutreten. Darin sind die primitiveren Stammesverfassungen, nicht der Staat, wie man so oft falschlich angenommen hat, in gewissem Sinn Analoga der Tiergesellschaften, in deren Handlungen sich ja nicht nur die ganze Vergangenheit der Artentwicklung zu einem zusammengesetzten Instinkt verdichtet hat, sondern bei denen diese Entwicklung selbst sich der ihr nachspurenden Deutung des Zoologen und Tierpsychologen entzieht, der sie höchstens vermutungsweise durch die Einordnung verwandter Erscheinungen in eine Entwicklungsreihe dem Verständnisse näher zu bringen versuchen kann. Doch ist hier immerhin die Entwicklung jener ebenfalls größtenteils zu einem instinktiven Tun verdichteten Stammesverfassungen unserer Deutung ungleich zugänglicher. Denn auf der einen Seite hat das Bewußtsein der lebenden Generationen noch Spuren der einstigen Motive bewahrt, auf der andern bieten die noch heute bestehenden Gesellschaftsformen in ihrer Mannigfaltigkeit ein Nebeneinander, das zugleich auf ein Nacheinander, nicht in jedem einzelnen, allzusehr von singulären Bedingungen bestimmten Zug, wohl aber in den Grundformen des Geschehens zurückschließen läßt. Daraus ergibt sich dann freilich, daß auch nach dem Übergang in den Staat diese instinktive Seite menschlicher Handlungen ebensowenig verschwindet, wie sie dem individuellen Bewußtsein jemals fehlt. Wie vielmehr in dem Leben des einzelnen der deutlich bewußte, aus den

augenblicklich vorhandenen Motiven hervorgehende besonnene Wille jeweils nur in entscheidenden Momenten eingreift, diesen Verlauf selbst aber zumeist den aus vorangegangenen Willensakten nachwirkenden Trieben überläßt, so gilt das, nur infolge der unabsehbaren, über das Ganze der Gemeinschaft sich erstreckenden, die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindenden Wirkungen in gesteigertem Grade vom Leben des Staats. Prägt das geistige Wesen des einzelnen Menschen in jener Willensrichtung sich aus, die die Eigenart des individuellen Charakters ausmacht, so spiegelt sich daher die Eigenart des entwickelten National- und Kulturstaates in dem Gesamtcharakter des staatlich geeinten Volkes. Die Übertragung dieses Begriffs von dem Einzelnen auf die staatliche Gemeinschaft schließt aber in sich, daß der einzelne Kulturstaat seine selbständige, von Anlage und Geschichte abhängige geistige Eigenart besitzt, die seinen Wert innerhalb der Kulturwelt bestimmt. Gerade bei jener, der Gemeinschaft immanenten Entwicklung, bei der das staatliche Leben in der allgemeinen Kultur den Volkscharakter zum Ausdruck bringt, ist daher der Gesamtwille in der ihm durch die Einheit des Staates gegebenen Form weder jemals mit einem durch Unterwerfung der Staatsgenossen zur Herrschaft gelangten Einzelwillen identisch, wie Hobbes voraussetzte, noch ist er die bloße Summe der Einzelwillen der zur politischen Gesellschaft vereinigten Staatsgenossen, wie Rousseau verlangte, sondern er ist eine psychische Resultante ganz im selben Sinne, in welchem überall im geistigen Leben die zusammengesetzten Gebilde nicht Additionen ihrer einzelnen Elemente, sondern Resultanten der als seelische Kräfte miteinander in Wechselwirkung tretenden Faktoren sind, Resultanten, die nach dem allgemeinen Prinzip geistiger Entwicklung neue seelische Gebilde und neue geistige Werte hervorbringen. Deshalb ist der Staat als solcher, ohne vorausgehende Zustände der Gesellschaft gedacht, überhaupt nicht entstanden, sondern er hat sich aus vorangegangenen Formen eben als deren Resultante unter dem Hinzutritt neuer Bedingungen entwickelt, als eine eigenartige Schöpfung, die aber noch lange Zeit die Spuren ihrer vorstaatlichen Vergangenheit an sich trägt.

Je stetiger die Entwicklung vom Stamm zum Staat erfolgt,

um so weniger läßt sich daher auch ein Punkt bezeichnen, wo dieser Übergang liegt, oder wo auch nur in den zunächst sich bildenden Zwischenstufen von Stammesverfassung und Staat das Scherengewicht auf die politische Seite fällt. Wohl aber lassen sich, im Hinblick auf die allgemeine Bedeutung des Willens als der die seelischen Inhalte zusammenfassenden Einheitsfunktion, den allgemeinen Gesetzen der Willensentwicklung die Gesichtspunkte auch für die Beurteilung der politischen Gesellschaft entnehmen. Hier spiegelt sich in der staatlichen Entwicklung die des Einzelwillens in einer umfassenderen Einheit, daher denn auch von frühe an die staatliche Gemeinschaft auf ihre sinnlich anschauliche Verkörperung in einer Einzelpersonlichkeit hindrängt. Nächste dem Übergang aus einem Stadium triebmäßigen in willkürliches, auf mannigfaltige Motive und ihre Wechselwirkung zurückgehendes Handeln ist demnach innerhalb der staatlichen Wandlungen die Tendenz zur Monarchie ein bleibender Grundzug des staatlichen Lebens, unter welchem Namen auch immer die monarchische Form ihren Ausdruck finden mag. In diesem Grundzug kundigt sich das Bedürfnis an, den Staatswillen nicht bloß als einen aus der Gesamtheit der in der politischen Gesellschaft wirksamen Strebungen hervorgehenden Gesamtwillen, sondern den Staat als eine Gesamtpersonlichkeit zu denken, die einzige, die der Einzelpersonlichkeit als ein ihr äquivalenter, und, wo es auf die bleibenden Werte der menschlichen Entwicklung ankommt, als ein ihr übergeordneter Begriff gegenübersteht.

So ist denn auch der Gedanke, es könne jemals in der ferneren Geschichte ein Zustand eintreten, in welchem der Einzelstaat aufhore oder nur noch als untergeordnete Provinz eines allgemeinen Vereins der Kulturvölker fortbestehe, eine Utopie, die mit der Eigenschaft der älteren Utopien, den Plan eines mit der Natur des Menschen unvereinbaren Zukunftsstaats zu entwerfen, die weitere verbindet, daß sie auf eine völlige Verkennung der wirklichen Aufgaben des nationalen Staates gegründet ist. Sie sieht diesen als eine außerhalb der Kulturen stehende Vereinigung an, während der wirkliche Staat umgekehrt durch den Charakter der Nationen und ihrer Kulturen bestimmt und daher berufen ist, die in den einzelnen

Völkern zur Entwicklung gelangte Eigenart der Kultur zu fördern und der allgemeinen menschlichen Kultur dienstbar zu machen. Diese Verbindung aller wesentlichen Faktoren nationaler Kultur zu einem einheitlichen Wollen und Handeln ist es aber zugleich, was dem Staate mehr und mehr im Laufe seiner Entwicklung jenen Charakter einer Gesamtpersonlichkeit verleiht, die der Autonomie gegenüber andern ähnlichen Gesamtpersonlichkeiten bedarf. An die Stelle dieses teils tatsächlich bestehenden, teils mehr und mehr erstrebten Charakters des Kulturstaates setzt das Programm eines Vereins der Kulturvölker, der die jetzigen Kulturstaaten beseitigen oder durch eine von ihm geschaffene Aufsichtsbehörde überwachen soll, eine Fiktion, deren Durchführung ebenso an ihrer praktischen Unmöglichkeit wie an ihrem Widerstreit gegen die wirklichen, in der Geschichte des staatlichen Lebens zutage tretenden Gesetze der Entwicklung der Gesellschaft scheitert. Daß ein allgemeiner Staatenverein, wenn er überhaupt jemals entstehen konnte, alsbald zu einem Wettstreit der in ihm vertretenen Mächte führen würde, ist psychologisch ebenso gewiß, wie die verhängnisvolle Rolle aus der Geschichte bekannt ist, die die Anfänge solcher Vereinigungen in den Allianzen der kriegführenden Staaten bei der Entstehung der Kriege gespielt haben. Je größer der Kreis der Nationen wird, die in eine solche Allianz eintreten, um so langwieriger pflegen aber die Kriege zu werden, die aus diesen Bündnissen entspringen. Ein dauernder Friede wird darum auch schwerlich jemals durch ein Weltparlament gesichert, sondern vielmehr durch die friedliche Arbeit selbst und durch das aus ihr hervorgehende Streben jedes Einzelstaats, die Güter, die diese Arbeit schafft, zu fordern, nicht im Wettstreit, sondern im Wettstreit mit andern Völkern. Ein Universalstaat dagegen, mag er in der Form des Einheitsstaates oder des Staatenbundes gedacht werden, ist kein wirklicher Staat, sondern ein Phantasiegebilde, dessen glücklichste Eigenschaft darin besteht, daß er unmöglich ist.

Was hier von allen den reichen Gliederungen, in denen uns in der Wirklichkeit das Bild der Menschheit entgegentritt, übrig bliebe, das würde nur das Individuum mit jenen allgemein menschlichen Eigenschaften sein, die schließlich für alle Zeiten und Kulturen

die gleichen sind, und vermöge deren die Aufgabe des Staates sich darauf beschränken würde, das Leben und die Freiheit jedes einzelnen zu schützen. In allem dem könnte aber den Staat überhaupt schließlich die freie Übereinkunft der einzelnen und die freie Vereinsbildung ersetzen. So ist die Konsequenz des extremen Individualismus letzten Endes der Anarchismus oder, wie man diesen, da nun einmal über irgendwelche Motive des Verkehrs nicht hinwegzukommen ist, in seiner friedlichen Form auch genannt hat, der Konventionalismus, in welchem Wort die alte Fiktion des Staatsvertrags, zurückgeführt auf ihre einfachste Form, die Übereinkunft von Fall zu Fall wiederkehrt. Aber was das alte Naturrecht an den Anfang, das verlegt dieses neue Naturrecht an das Ende der staatlichen Entwicklung; und was jenes auf die Not des Naturzustandes zurückführte, das gilt umgekehrt diesem als ein zukünftiges Ideal.

Register.

(Bearbeitet von H. Lindau.)

Absolutismus 114, 177ff., 304ff., 309ff., 319f.
Ackerbau 78ff., 88f., 107ff., 176, 235, 264, 272f., 293, 297, 307.
Ackerdämonen 126.
Ackerkulte 109, 114, 165, 184.
Ackerkultur 168, 175, 225, Begründung 101, 106ff.
Adel 17, 43, 105, 177, 245, 264, 267f., 271ff., 300, 302f., 317, A.s-herrschaft 271, 273ff.
Adoption 17, 116, 240, 246.
Affektionswert 159ff
Agamie 48.
Agora 315.
Ahnenkult 8, 28, 174, 176.
Aktualitätsprinzip 327.
Allmende 73, 110.
Altersklassen 14, 45, 49, 51.
Altruismus 329f.
Anerbenrecht 120.
Ansiedlungsformen 48ff., 272.
Anthropophagie 134, 176f.
Aranda 13, 43.
Arbeit und Eigentum 66f., A.er-schaft 268, A.s-teilung 78, 80f., 109, A.s-verbande 257.
Archon 279.
Aristokratie 305f., vgl. Adels-herrschaft.
Asebie 187
Askese 202.
Assoziationspsychologie 90.

Aufklärung 310, 329.

Auguren 182.

Autoritätsstaat 319f.

Bandzauber 162.

Basileia 305.

Basileus 187, 279, 307.

Basilika 198.

Bauernkrieg 249.

Bauernstand 263, 303.

Beamte 271, 287, 308f., B.n-adel 277, B.staat 244f., 312f., 319, B.n-tum 114, 189, 197, 295.

Bedeutungswandel 138, 147.

Beruf 269, 287ff., B.s-genossen 226, B.s-scheidung 217, 235, B.s-verbande 238, 289.

Beschworung 183f., 190f.

Besitz 8, 28f., 47, 63, 269, 290ff., 310, 318, Befestigung 90, 92, B. und Eigentum 72, 85ff., vgl. auch Eigentum, B.-adel 278, 280, B.-ergreifung 66, 87, 91f., 104, B.-klassen 286, B.-schutz 92f., 95, 102, 106, 108, B.-stände 290, B.-übertragung, Festigung 92f., 98, B.-unterschiede 115f., 217, B.-wille 77, B.-zauber 108.

Beute 243, 245.

Bilderschrift 12.

Bildung, geistige 291f.

Blutrache 8, 64, 108f., 293.

Blutsverwandtschaftsverbände 294.

Bodenkultur 81, 84, 88, vgl. Ackerbau.
 Brahmanen 237.
 Bruderliebe 248.
 Buddhismus 144, 202, 204.
 Buffellegenden 167.
 Bürgerheer 285.
 Bürgertum 114, 263f., 268, 303.
 Bundesrat 19ff.
 Burg 143, 257f., 264, B.-stadt 262ff

Christentum 144f., 197ff, 248, 253,
 griechisch- und römisch-katholisches
 202ff., evangelisches 203f.

Clientes 237

Comitien 316.

Curien 210

Damonenglaube 108, 111, 126, 162,
 165f., 168f., 176, 184ff, 194, 201,
 247.

Demagogentum 316.

Demokratie 177, 305, 314ff., 326

Demos 289.

Derwisch 198.

Despotismus 57, 78, 105, 113, 254f.,
 273, 298.

Dezimalsystem 282ff.

Diebstahl 97f., 130.

Dienende Klasse 15, 17, 105, 108, 233ff.

Dienstadel 276f., 279, 281.

Diktatur 281.

Domnium 119.

Dorf 257f., 297, D.-gemeinschaft 258,
 294, D.-schaft 225, 272.

Druiden 237.

Duumvirat 279.

Egoismus 330.

Ehe 8, 28ff., E.-brauche 131, E.-formen
 131.

Ehrengeschenk 137.

Ehrfurcht 186.

Eidshilfe 109.

Eigennamen 43ff.

Eigentum 65ff., 301, proprietas 108,
 E. und Besitz 72, 85ff., E. und

Besitzwille 77, vgl. auch Besitz,
 E s-schutz 92f.

Einheit und Gemeinschaft 223.

Einwanderung 232, 287.

Einzeleigentum 114, vgl. Privateigen-
 tum und Eigentum.

Eisengeld 158.

Ekstase 194.

Endogamie 106, 272.

Enteignung 125.

Erbadel 278, 280, 282, 287.

Erbsfolge 66

Erbrecht 73, 119ff.

Erbsklaverei 254.

Erfindung 130, 148, 164, 213.

Erhaltung der Energie 322f.

Erntebrauche 111.

Eroberung 105, 107, 244, 246, 297ff.,
 Aufteilung des Landes 115f., E.s-staat
 189, 281, 297, 299.

Ersitzung und Eigentum 90f.

Exogamie 28, 48, 104, 173.

Familie 8, 23f., 28ff., F.n-haus 50ff.,
 175, 295.

Feudalverfassung 300, 302ff., 309f.,
 317f

Fischerei 62, 78, 132, 171ff., 261, 272.

Flotte 147.

Frauenarbeit 17, 62, 74f., 80f., 107.

Frauenkauf 47f.

Frauenraub 131.

Freigelassene 246

Freiheitsstrafe 251.

Frieden 8, 16, 58, 68f., 172, F.s-haupt-
 linge 16ff., 25, 259, 295.

Fürsten 272f., 277, 302.

Gartenbau 79, 81, 88f., 101, 107.

Gastgeschenko 136f.

Gasthaus 136.

Gaufürsten 299, 307, 309.

Gaugemeinschaft 294.

Gaustaat 281f., 296.

Gauverbände 107, 257.

Gauverfassung 316.

Gebot 183, 315.

- Geburt, Vorrecht 269, G.s-adel 17, 177f., 276.
 Gefolgschaft 301.
 Gehalt 136f.
 Geheimkulte 192.
 Geist, großer 168, G.er-kultus 174, 176.
 Geistlichkeit 268, 287, 303, vgl. Priester.
 Geld 99, 127f., 135, 141, 147ff., Kultur- und Naturg. 149ff., Außen- und Binneng 153f., Schmuck- und Nutzg. 153ff., G.-verkehr 128f., 157.
 Gelehrte 235, 237.
 Gemeinbesitz des Bodens 111.
 Gemeinde 224f., G.-haus 53, G.-land 110.
 Gemeineigentum 72ff., 81ff., 89, 108ff., 114f., 119, 122, 124, 126, 241f., 293.
 Gemeinschaft 223ff., G.s-kulte 185.
 Genossenschaft 224ff., 238f., 261, 290.
 Gens 175, 206, 210f., 282.
 Gentilerbrecht 22.
 Gentilrecht 122.
 Gentilverfassung 2, 10, 13f., 18, 21ff., 40, 44, 46, 174, 178, 210f., 218, 230, 232.
 Gesamteigentum s. Gemeineigentum.
 Gesamtfamilie 63f.
 Gesamtpersonlichkeit 335.
 Gesamtwille 5, 108, 229, 333f.
 Geschenk s. Schenkung, G.-ehe 131.
 Geschlechterstaat 209, 211.
 Geschlechtsverband 15f., 64, 107, 122, 174, 211, 217f., 232f., 271, 325.
 Geschwisterehe 106.
 Geschwisterfamilie 35.
 Gesellschaft 214ff., G.s-verbände 220ff., geheime G.en 175, 179, 216f.
 Gesetzgeber 100f.
 Gesetzgebung 116f.
 Gesetzmäßigkeit und Zusammenhang 4f., G. der politischen Entwicklung 323f.
 Gewaltstaat 297, 300.
 Gewerbe 235.
 Gewinn 145f.
 Gewohnung 90f.
 Gewohnheit 332, G.s-recht 7, 90f.
 Gilden 226, 238f., 264, 288f.
 Gleichheit 117.
 Gotter, kultlose 166, G.-glaube 202, G.-kult 28, 108f., 111, 169, 176, 185, 195, G.-mythus 299, G.-vorstellungen 168, 201.
 Gottesgericht 97, 131.
 Gotteskindschaft 248.
 Gotteskönigtum 311.
 Gottesstaat 200, 203, 308.
 Grabstock 89, 293.
 Großstaat 281.
 Grundbesitz 120, 310, 317.
 Grundhörigkeit 234.
 Gruppe 206, G.n-ehe 32, 35f., 44, 49, 131.
 Gut, wirtschaftliches 127.
Habe 67.
 Hackbau 79, 82, 89, 107, 293.
 Hauptlinge 17ff., 27, 43, 46, 77f., 104f., 107, 111, 116, 141f., 177, 216ff., 258, 267, 269, 271ff., 294f., 297f., 300f., 307, 315f.
 Haftstrafe 251f.
 Halbfreie 116, 234.
 Halbkultur 132f., H.-volker 111, 113, 140f., 198, 258, 261, 299f.
 Halm (Stipulatio) 99.
 Handelsstädte 262.
 Handelsverkehr 93, 129, 138ff., 259f., 263f., 295, 297.
 Handwerk 226, 259, 264, 287, 289ff.
 Hauptfrau 57, 60.
 Haus, Formen 50ff., H.-bau 273, H.-gemeinschaft 15f., 21, 23f., 55, 59ff., 72ff., 83f., 178, 181, 232f., 283, 294, H.-kulte 181, H.-tiere 79f., 85, 89, 107, geschlossene H.-wirtschaft 73.
 Heerbann, dezimale Ordnung 282f.
 Heeresenteilung 282ff.
 Heeresfolge 298, 300f.
 Heeresleistung 280.
 Heerführer 230, 295, 315.
 Heilige 199.
 Heilsgötter 180f.
 Heiratsgenossenschaften 208.
 Heiratsgut 133.

- Heiratsklassen 11.
 Held und König 275, H.en 168.
 Heloten 233, 242.
 Heros 275f.
 Herrenklasse 15, 17, 105f.
 Herrenrasse 237.
 Herrscher und Priester 111ff., H.-kult 191.
 Heterogonie der Zwecke 3, 143, 313, 322, 331f.
 Hierarchie 175.
 Himmelsdämonen 176.
 Himmelskult 8.
 Himmelsmärchen 168.
 Himmelsmythologie 176, 307, 326.
 Himmelsvolk 26f.
 Hirten 79, 293.
 Hochzeitszeremonien 34, 47.
 Höhlenwohnung 50f., 55.
 Horigkeit 17, 116, 231ff., 242, 249, 274, 303.
 Hofadel 277.
 Hofdienst und Staatsdienst 277.
 Hofstil 276.
 Hohepriester 201.
 Honorar 137.
 Horde 30, 81, 102, 206.
 Hütte 272, 297.
 Hund 79f.
 Hundertschaft 283.
 Imperatorentum 276, 281, 308.
 Individualismus 72ff., 84f., 228, 246, 330, 336.
 Industrie 263.
 Inseln der Seligen 275.
 Intellektualismus 213, 329ff.
 Interessengesellschaft 221ff., 227.
 Irokesen 9ff., 103, 168ff., 174, 293, 295, Städte 259.
 Islam 113, 144, 197, 202, 204.
 Jagervölker 293.
 Jagd 14ff., 56, 62, 74ff., 78, 80f., 101, 106ff., 132, 166, 168f., 171ff., 261, 272, 295f.
 Jenseitsvorstellungen 68.
 Judentum 195ff.
 Kaiserkult 191, vgl. Imperatorentum
 Kaisertum 308.
 Kalender und Dezimalsystem 284.
 Kamilaroi 11.
 Kapellen 199.
 Kapitalismus 286.
 Karawanen 141f., 259, 297.
 Kastenwesen 17, 112, 231, 234ff.
 Kauf 92, Zuwerfen einer Scholle Erde 99, K.-ehe 47f., 131, 133, K.-geld 99, K.-mann 145ff., 226, 259, 264, 287, 289f., K.-sitten 134.
 Kaurimuschelgeld 99.
 Keilschrift 188f.
 Kirche 193, 198ff., K. und Staat 311.
 Klan 206ff., 267, K.-verfassung 2, 10ff., 35ff., 44ff., 49ff., 60ff., 76, 94, 107, 123, 167, 173ff., 178, 206ff., 218, 230, 260, 268f., 271, 292ff., 325.
 Klassen 206, 230ff.
 Klient 233, 237.
 Knecht 233.
 Königtum 107, 114, 230, 269, 271ff., 294f., 298, 306f., 310ff., 326, Heiligkeit 281f., K. und Priestertum 191f., 200, 202f.
 Korperschaft 224f., 227f., 287ff., 302, 317.
 Korperschmuck 93ff.
 Kollektivismus 114.
 Kolonialsklaven 253ff.
 Kommunismus 73, 83f.
 Konkubinat 121.
 Konventionalismus 336.
 Koran 197, 204.
 Korporation s. Korperschaft.
 Kosmogonie 166ff., 176.
 Kreditschein 127f.
 Kreditverkehr 128ff., 157.
 Kreuzzüge 144f.
 Krieg 8, 58, 68f., 143f., 166, 168f., 240, 260, 293, 295, 336, K. und Königtum 230, K.er 27, 107, 111f., 235ff., 261, 296, 303, K.s-beute 131, 231, 243,

- 245, K.s-gefangenschaft 242ff., K.s-hauptlinge 17ff., 24, 295, K.s-organisation 28, K.s-sklaverei 241ff., 247f., 251, 253, 255.
- Kruzifix 99f.
- Kulte, Wandel 8, 164ff.
- Kultfeste 209, 288.
- Kultgesellschaft 174f., 178f., 208, 210ff., 216f., 219, 238, 307.
- Kultgotter 126, 167, 180.
- Kultmotive 111.
- Kulttanz 134, 261.
- Kultur 336f., K.-geld 149ff., K.-staat 320, 333, 335, K.-völker 111.
- Kultus 27.
- Kultverband s. Kultgesellschaft.
- Landbesitz** 310.
- Langhaus 55, 57, 61, 75, 133, 259ff., 272, 294f.
- Lebensfürsorge, Kulturformen 78f.
- Legende 238, 261.
- Lehnsstaat 300, 309f., 326.
- Lehnsvertrag 136, 298, 301f., 309f.
- Leibeigenschaft 83, 242.
- Lockzauber 167.
- Lohn 136f.
- Lokalkulte 190.
- Loritia, Altersstufen 43.
- Mädchenhaus** 49.
- Mannerhaus 44, 49, 51ff., 81, 258.
- Männerverband 14, 43, 51, 209, 214, 234.
- Männerweihe 134.
- Magie 92ff., 98f., 102, 134, 169f., 247.
- Manahypothese 169f.
- Markgenossenschaft 23, 59ff., 72f., 75, 116, 283.
- Markt 142f., 262f., 287.
- Markverbände 107, 225.
- Mediznmann 111, 179.
- Metallgeld 163.
- Mission, religiöse 143f.
- Mithrasdienst 201.
- Monchtum 202.
- Monaden 336.
- Monarchie 58, 244, 300, absolute M. 114, 177ff., 304ff., 309ff., 319f., konstitutionelle 310.
- Monogamie 28, 32, 41, 48, 52, 57f., 60f., 121f.
- Monotheismus 202.
- Muschelgeld 99, 149ff., 157f., 163.
- Mutterfolge 11, 15, 37, 46, 173.
- Mutterrecht 119ff.
- Mysterienkult 180, 202, 217.
- Mythen 26, M.-marchen 166f., 172, 176.
- Nairs** 34f.
- Nationalkult 184f.
- Nationalstaat 285, 320, 333.
- Naturgeld 149ff., 157f., 161ff.
- Naturgesetze 321ff.
- Naturmensch, scheinbare Freiheit 6.
- Naturrecht 69, 302.
- Naturvölker 198.
- Nebenfrau 131.
- Negerdorf 56.
- Nomaden 78, 82, 107, 155, 293, 296.
- Nutzlichkeit 330f.
- Nutzgeld 153ff., 160f., 163.
- berhaupt, staatliches 104f.
- Okkupation 66f., 86f., 91, 240ff., O.s-sklaverei 241f., 244, 248, 250f., 253, 255.
- Oligarchie 178, 305, 311f., 319.
- Opfer 176, 247, 315.
- Orakelkult 181.
- Ordensstufen 216f.
- Orenda 169ff.
- Ornamente 95.
- Osiriskult 201.
- Paarungsfamilie** 32.
- Panmixie 44, 48.
- Pantheismus 170.
- Parlament 313f., 319, 336.
- Parteien, politische 286.
- Paterfamilias 232.
- Patriarchalische Familie 32, 46, 56, 60, 75, 232, 246.
- Patriotismus 330.

- Patriziat 264, 287, 289.
 Patrizier 233, 271, P. und Plebs 117, 121.
 Patron 233.
 Pecunia 155.
 Periöken 233.
 Persönlichkeiten, führende 17.
 Persönlichkeitskultus 182f.
 Personifikationen 185.
 Pflichten und Rechte, politische, Äquivalenz 280ff.
 Pflug 79, 82f., 110.
 Phratien 10, 15, 25, 206ff.
 Piratentum 147, 253.
 Pirrauruehe 131.
 Plebs 233, 289, P. und Patrizier 117, 121.
 Politeia 305.
 Polyandrie 49.
 Polygame 52, 56ff., 299.
 Polygyne 49, 60.
 Priester 27, 111ff., 178ff., 217, 235ff., 315, P.-königtum 114, 126, 203.
 Privateigentum 75, 77, 85, 110, 117, 119ff., 242, 293, 297.
 Privatrecht 291, 296, 305.
 Promiskuität 29, 31, 33, 36.
 Prophetentum 113, 179, 193ff.
 Protestantismus 203.
 Psychologie, Prinzipien 321ff.
 Punaluafamilie 32, 35.

Rassenmischungen 235.
 Rat der Alten 294f., 316, 319, R.-haus 53f.
 Raub 94, 97, 129ff., 145, 147, 293, R.-ehe 131, 133, R.-sklaverei 253f.
 Recht und Staat 5ff., R. und Sitte 5ff., R. und Freiheit 6, germanisches R. 120f., öffentliches R. 125, 305, romisches R. 72, 85ff., 110, 121ff., 311, Äquivalenz der politischen R. und Pflichten 280ff., R.-s-gemeinschaft 109, R.-s-gleichheit 117, R.-s-ordnung 216, 249, 293, 304f., 310, 331, R.-s-schutz 113, des Besitzes 106, 108f., 117, R.-staat 300, 302, 304f., 319f., R.-wall 100, 112f.
 Reflexionsmotive 329ff.
 Reformation 310f.
 Religion 100f., 126, 143f., 181ff., R. und Staat 187.
 Republik 311.
 Resultanten, schöpferische 322, 334.
 Rhapsoden 137.
 Ringgeld 151, 159, 162f.
 Ritter 302, R.-adel 280, 283.
 Roland 266.

Saatbrauche 111.
 Sachems 16, 19ff., 23, 295.
 Salzgeld 158.
 Sammeln 14f., 78, 80f., 88, 101, 106f., 132, 172f.
 Schamanen 179, 194, 198.
 Schenkung 92, 129, 132ff., 142, 145f., 154ff., 164, 260, 301.
 Schifffahrt 146f.
 Schiffsbau 273.
 Schmuck 93, S. und Geld 151ff., 161f., S.-geld 153ff., 158ff.
 Scholle, Zuwerfen 99.
 Schuldsklaverei 250ff.
 Schutzdämon 94
 Schutzgefangenschaft 252.
 Schutzgeister 167, 184.
 Schutzgottheiten 183, 256, 265
 Schutzvertrag 300.
 Schutzwall 257ff.
 Seehandel 147
 Seeräuber 253.
 Seher 194, vgl. Prophetentum.
 Senat 279f., 295.
 Siedelung 9, 56, 111, 142f., 258ff., 265, 295, 297, 303.
 Sippe 15, 45f., 50, 52, 56ff., 63f., 67f., 72f., 107ff., 122f., 134, 246, S.-n-gemeinschaft 133.
 Sitte und Recht 5ff.
 Sklaven 17, 94, 99, 108, 116, 131f., 174, 231ff., 240ff., 273, 297ff., 303, 307f., S.-handel 255, S.-kauf 253, 255, S.-raub 253ff.
 Societas 226.
 Söldnerheer 285.

- Sommerbeschäftigung 172ff.
 Sommersverfassung 26f.
 Sonderbesitz 115ff., vgl. Privateigentum.
 Sophisten 137.
 Sprachmischung 104.
 Staat und Stamm 1ff., Ursprungshoheit 2f., S. und Recht 5ff., S. und Kirche 200, S. und Stammesverfassung 215, S. und Gesellschaft 215f., autokratischer und konstitutioneller S. 313, Wesen 326ff., S.en-bund 336, S.en-bund (Stammesbund) der Irokesen 18f., 21, 24ff., S.en-gründung 103ff., S.s-burger 304f., 318, S.s-dienst 277, S.s-götter 180, 183, 186, S.-kulte 181ff., 202f., S.s-religion 181, 198, 200, S.s-sklaven 244f., S.s-souveränität 305, S.s-vertrag 66
 Stadtfest 265.
 Stadtgötter 183.
 Stadtkult 185.
 Stadtstaat 257, 264, 278ff., 295f., 303, 306f., 311f., 314, 318f., 326.
 Stadtwappen 265f.
 Städtegründung 143, 255ff., 294, 301.
 Standescheidung 8f., 106, 111, 235f., 267ff., 301f.
 Ständestaat 302ff., 310, 317f.
 Stamm und Staat 1ff., S.es-gesellschaft 325, S.es-gliederung 104, 205ff., S.es-hälfte 206, 208, 210, S.es-königtum 107, S.es-kult 184, S.es-staat der Irokesen 9ff., 103, 168, 293, S.es-wanderung 103f., 106.
 Standeskämpfe 192f., 296.
 Steingeld 160, 164
 Steuerbewilligung 317f.
 Steuergesetzgebung 83.
 Steuerleistung 280, 282ff.
 Stipulation 99.
 Stoiker 248.
 Strafrecht 296
 Strafsklaverei 250ff.
 Sudras 235, 242.
 Subne 108f
 Symbole 93, 95, 98ff., 108, 121, 126, 266.
 Synagoge 200f.
 Syndiasmische Familie 32.
 Tabu 12, 96f., 170, 177, 274.
 Tauschehe 131.
 Tauschmittel 127f., 135.
 Tauschverkehr 93, 128f., 141f., 145f., 154f., 164.
 Tempel und Polytheismus 199.
 Testierrecht 124.
 Theokratie 196f., 204.
 Tiergesellschaft 332f.
 Tiermarchen 168.
 Tierornamentik 95.
 Tierzucht 79, 82, 107.
 Totemismus 10ff., 25, 28, 44, 94f., 133, 165ff., 170, 173f., 176, 205, 208, 247.
 Treueid 277, 309.
 Tribus 210.
 Tribut 298, 301.
 Tyrannis 305f., 311.
 Unfreie 268.
 Unterwerfung 105, 116.
 Ureigentum 73
 Urgesellschaft 325.
 Vasallen 116, 243ff., 277, 298, 300f., 309f.
 Vaterfolge 16, 47, 173.
 Vaterrecht 120ff.
 Vegetationsfest 111.
 Verbände 238, 290.
 Verdienstadel 17, 177, 279.
 Verem 222f., 227f., 290f.
 Verfassungsrecht 8.
 Verfassungsstaat 311ff., 319.
 Verkauf 92.
 Verkehr 8f., 127f.
 Verlobungsbrauche 131.
 Vermögensbesitz und Machteinfluß 117.
 Versklavung 250.
 Vertrag 99, 330, V.s-ehe 133.
 Viehzucht 78ff., 107, 264.
 Völkerkunde 71, 321.
 Vokermischungen 2.

- Völkerverkehr 9.
 Völkerwanderungen 103f., 244, 292.
 Volksheer 285.
 Volksherrschaft 319.
 Volkssouveränität 22, 304f., 311.
 Volksversammlung 259, 315f., 319.
 Volksvertretung 317ff.
 Voluntarismus 329ff.

Wage 151.
 Wahlmonarchie 311.
 Wahlrecht 318f.
 Wanderungen 2, 8f., 23, 84, 101ff.,
 230, 240, 244, 283, 292, 303, 325,
 Stammes- und Völkerw. 103ff., 292.
 Wappen der Städte 265f., W.-symbole
 167.
 Ware 151f., 157, 161, W.n.-austausch
 142.
 Wehrpflicht 285.
 Wehrverbände 257.
 Weiberfolge 11, 15, 37, 46.
 Weissagung 190.
 Weltkirche 201f.
 Weltkultur 337.
 Weltordnung 189.
 Weltparlament 336.
 Weltreich 281, 299.

 Weltreligion 198, 202, 204.
 Weltstaat 191f., 204, 286, 296, 307f.
 Weltverkehr 129, 145, 150, 253, 255.
 Wergeld 108f.
 Werte, neue geistige 334.
 Wertskala 127.
 Winterbeschäftigung 172ff.
 Winterstaaten 260f.
 Winterstädte 264, 273.
 Winterverfassung 26f.
 Wirtschaftsgeschichte 71.
 Wohnhaus 49ff.
 Wortzauber 167.

Zauber 162, 167, 169f., 266, Z.-glaube
 92ff., 108, 176, 202, Z.-kulte 169,
 Z.-mittel 162, 194, Z.-schmuck 94,
 Z.-schutz 92ff., 126, Z.-tiere 167f.,
 Z.-trank 99, Z.-waffe 95.
 Zeichendeutung 190.
 Zeichnung, magische 95.
 Zeremonien 175, anthropophagische 134.
 Zünfte 226, 238f., 264, 288f.
 Zugtier 79, 82, 110.
 Zukunftsstaat 335.
 Zwecke, Heterogonie 3, 143, 313, 322,
 331f.
 Zweikampf 131.

Alfred Kröner Verlag in Leipzig

Werke von Wilhelm Wundt:

Grundzüge der physiologischen Psychologie

Sechste Auflage. 3 Bände.

Geheftet 44 Mark, gebunden in Leinen 48 M. 50 Pf., in Halbfranz 53 Mark

I. Band. Geheftet 18 M., gebunden in Leinen 14 M. 50 Pf., in Halbfranz 16 M.

II. Band. Geheftet 15 M., gebunden in Leinen 16 M. 50 Pf., in Halbfranz 18 M.

III. Band. Geheftet 16 M., gebunden in Leinen 17 M. 50 Pf., in Halbfranz 19 M.

Essays

Zweite Auflage. 9 Mark, geb. in Leinen 10 M. 50 Pf., in Halbfranz 12 Mark

Zur Moral der literarischen Kritik

1 M. 20 Pf.

System der Philosophie

Dritte, umgearbeitete Auflage. 2 Bände.

Geheftet 14 Mark, gebunden in Leinen 16 Mark, in Halbfranz 17 Mark

Hypnotismus und Suggestion

Zweite Auflage.

1 M. 40 Pf.

Grundriss der Psychologie

Zwölfte Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark

Völkerpsychologie

I. Band. Die Sprache. 1. Teil. Dritte Auflage. Mit 40 Abbildungen.
Geheftet 14 Mark, in Halbfranz gebunden 17 Mark

II. Band. Die Sprache. 2. Teil. Dritte Auflage. Mit 6 Abbildungen.
Geheftet 13 Mark, in Halbfranz gebunden 16 Mark

III. Band. Die Kunst. Zweite Auflage. Mit 59 Abbildungen.
Geheftet 12 Mark, in Halbfranz gebunden 15 Mark

IV. Band. Mythos und Religion. 1. Teil. Zweite Auflage.
Geheftet 13 Mark, in Halbfranz gebunden 16 Mark

V. Band. Mythos und Religion. 2. Teil. Zweite Auflage.
Geheftet 11 Mark, in Halbfranz gebunden 14 Mark

VI. Band. Mythos und Religion. 3. Teil. Zweite Auflage.
Geheftet 12 Mark, in Halbfranz gebunden 15 Mark

VII. Band. Die Gesellschaft. 1. Teil.
Geheftet 11 Mark, in Halbfranz gebunden 14 Mark

VIII. Band. Die Gesellschaft. 2. Teil.
Geheftet 9 Mark, in Halbfranz gebunden 12 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen